Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/friedrichgerstck01carl

Friedrich Gerstäcker.

Ein Lebensbild von August Carl.

Friedrich Gerſtäcker.

Friedrich Gerstäcker

der Weitgereiste.

Ein Lebensbild.

Der deutschen Jugend vorgeführt

von

August Carl.

Elsa Müller
Leihbibliothek u. Buchhandlung
Hallerplatz 15
HAMBURG 13

Gera.
Verlag von Issleib & Rietzschel.
1873.

RBR
Jantz
#1107

Inhaltsverzeichniss.

		Seite
1. Kapitel.	Die Familie des Arztes	1
2. „	Der Fremde	3
3. „	Die erste Werkstatt	8
4. „	Das Schiff, sein Bau und seine Einrichtung	13
5. „	Das Leben auf dem Schiffe	19
6. „	Die Ueberfahrt	24
7. „	Der erste Streifzug	29
8. „	In Arkansas	35
9. „	Allerlei Erwerbszweige	38
10. „	Ein neuer großer Jagdzug	46
11. „	Im Ozarkgebirge	50
12. „	Die Jagdabenteuer neigen sich ihrem Ende zu	55
13. „	Die Heimkehr	62
14. „	Stillleben	71
15. „	„Auf, Matrosen, die Anker gelichtet!“	79
16. „	Durch die Pampas über die Cordilleren nach Valparaiso	84

Seite

17. Kapitel. In Californien 90
18. „ Die Südsee-Inseln 97
19. „ Australien 104
20. „ Java 110
21. „ Sieben Jahre am Schreibtische 115
22. „ Die deutschen Kolonien in Südamerika 122
23. „ Achtzehn Monate in Südamerika (Fortsetzung) . . . 129
24. „ Chile 136
25. „ Chile (Fortsetzung) 141
26 „ Nach Patagonien soll es gehen 147
27. „ Der Reiseplan ändert sich 154
28. „ San Leopoldo und seine Nachbarcolonien 162
29. „ Die zweite Heimkehr 172
30. „ In Afrika 178
31. „ Eine zweite Reise nach Amerika 188
32. „ Schluß 192

1. Kapitel.

Die Familie des Professors.

Vor etwa dreißig Jahren wohnte in der wohlbekannten norddeutschen Handels- und Universitätsstadt Leipzig in der Tauchaer Straße die Wittwe eines Professors, Namens Müller.

An der Universität hatte der zur Zeit des Beginns unserer Erzählung seit etwa drei Monaten verstorbene Professor nicht gewirkt, sondern war eine Reihe von Jahren an einem auswärtigen landwirthschaftlichen Lehrinstitut thätig gewesen.

Zwei Jahre vor seinem Tode hatte er eine Reise nach Amerika unternommen. Der innige Wunsch, das Land, welches er aus Büchern schon längst gründlich kannte und um seiner freien staatlichen Einrichtungen willen liebte, aus eigner Anschauung kennen zu lernen, hatte ihm keine Ruhe gelassen, und nachdem er mehrere Jahre gespart, um das nöthige Reisegeld zusammen zu bringen, erbat er sich Urlaub und trat die Reise an, von welcher er nach ungefähr acht Monaten wieder zurückkehrte.

Nun war seine Sehnsucht gestillt und er gedachte, da er noch verhältnißmäßig jung war und kaum vierzig Jahre zählte, sich nun noch lange der Thätigkeit zu widmen, die zeither wesentlich dazu beigetragen hatte, die betreffende Lehranstalt zu einer der besuchtesten in ganz Deutschland zu machen.

Allein es sollte anders kommen.

Die Beschwerlichkeiten der Seereise und die Strapazen bei den Streifzügen im Innern der neuen Welt hatten die Gesundheit des von Haus aus nicht sehr kräftigen Mannes tief erschüttert.

Schon wenige Monate nach seiner Rückkunft entwickelte sich in ihm ein Leiden, welches ihm die fernere Ausübung seines Lehrerberufs völlig unmöglich machte.

Man bewilligte ihm eine kleine Pension und er zog mit seiner Familie nach Leipzig, theils um sich in die Behandlung eines dort wohnenden berühmten Arztes zu geben, theils um die so kärglich bemessenen Mittel zu seinem Unterhalt durch schriftstellerische Thätigkeit zu vermehren, wozu er an diesem Hauptstapelplatze der deutschen Literatur eher als sonstwo Gelegenheit zu finden hoffte.

Diese Hoffnung würde auch wahrscheinlich in Erfüllung gegangen sein, wenn das Uebel des armen Mannes sich nicht trotz der Behandlung des berühmten Arztes so sehr verschlimmert hätte, daß der Kranke zu gar keiner Arbeit mehr fähig war.

Sein Zustand war zuletzt von der Art, daß man seine Erlösung durch den Tod, der zum Glück nicht allzu lange auf sich warten ließ, als eine Wohlthat betrachten mußte.

Nun stand seine Wittwe mit den beiden Kindern, die er ihr hinterlassen, allein.

Es waren zwei Knaben, von welchen der eine beim Tode des Vaters einige Monate über dreizehn Jahr, der andere gerade zwölf Jahr zählte.

Eltern hatte die beklagenswerthe Frau schon längst nicht mehr und die wenigen Verwandten, welche sie besaß, waren sammt und sonders nicht in der Lage, sie und ihre Kinder zu unterstützen.

Leipzig ist aber eine nicht blos durch Wissenschaft und Handel, sondern auch durch Wohlthätigkeitssinn ausgezeichnete Stadt, und nirgends findet so leicht ein Hülfsbedürftiger, dafern er nur den redlichen Willen hat, auch selbst das Seine zu thun, so leicht sein Fortkommen wie hier, besonders wenn er einen Fürsprecher hat, der die örtlichen Verhältnisse genau kennt und in den betreffenden Kreisen einiges Ansehen genießt.

Einen solchen Freund fand die verwittwete Professorin an dem berühmten Arzt.

Ihren Gatten wieder gesund zu machen, war er freilich nicht im Stande gewesen, wohl aber that er nun für sie und ihre Kinder

Alles, was in seinen Kräften stand, um ihnen den Kampf ums Dasein zu erleichtern.

Die Professorin war in allen feinen weiblichen Handarbeiten ungemein geschickt, besaß eine vortreffliche Schulbildung und eignete sich deshalb sehr gut zur Lehrerin. Der Arzt wußte einige Damen seiner Bekanntschaft für sie zu interessiren, und es dauerte nicht lange, so meldeten sich nach und nach eine ziemliche Anzahl Schülerinnen, welche für den Unterricht, den sie begehrten und erhielten, gut und regelmäßig bezahlten, so daß die Wittwe auf eine sichere monatliche Einnahme rechnen konnte.

Für die beiden Knaben sorgte der Arzt ebenfalls. Nachdem er sich überzeugt, daß sie talentvoll und gutartig waren, verschaffte er ihnen Freistellen in einer guten Schule und versprach, auch weiterhin, wenn es sich um die Wahl eines Berufs handeln würde, mit Rath und That bei der Hand zu sein.

Somit war die Wittwe des Professors wenigstens der schwersten Sorgen überhoben und führte, von Allen die sie kennen lernten, geachtet und geliebt, ein stillzufriedenes, bescheidenes Leben, in welches die Erinnerung an ihren guten verstorbenen Gatten wohl noch fortwährend dunkle Schatten warf, das aber auch namentlich infolge der Freude, die ihre beiden Knaben durch Fleiß und Folgsamkeit ihr bereiteten, der erheiternden Sonnenblicke nicht entbehrte.

2. Kapitel.

Der Fremde.

„Sieh nur, Karl", sagte Ernst, der älteste der beiden Knaben, zu seinem Bruder, als sie eines Nachmittags, nachdem sie kurz zuvor aus der Schule nach Hause gekommen, mit einander am Fenster standen und hinunter auf die Straße blickten, „sieh nur diesen sonderbaren Mann, der da drüben auf dem Trottoir hin- und herläuft; das ist ganz gewiß kein Leipziger, ja er sieht gar nicht einmal aus,

als ob er ein Deutscher wäre, sondern eher wie ein englischer Matrose oder so etwas."

Der Unbekannte, welchem diese Worte galten, war in der That eine Erscheinung, wie man sie in der guten, scherzweise so genannten Seestadt Leipzig nicht oft antrifft.

Er war nicht groß, aber sehr breitschulterig, hatte ein ziemlich hübsches, aber von Hitze, Wind und Wetter tief gebräuntes Gesicht, welches auf ein Lebensalter von etwa dreißig Jahren schließen ließ, obschon er vielleicht in Wirklichkeit noch lange nicht so alt war.

Dabei besaß er, während er so auf dem Trottoir hin- und herschritt, jenen breitspurigen Gang, welcher Seeleuten, die immer das schwankende Deck ihres Schiffes unter den Füßen zu haben glauben, eigen zu sein pflegt.

Dieser Umstand war es auch, was Ernst hauptsächlich auf den Gedanken gebracht hatte, daß der Mann ein Matrose sei, denn obschon er selbst noch nie einen solchen mit eigenen Augen gesehen, so hatte er doch von diesen Leuten und ihren Eigenschaften gehört und gelesen.

Die Kleidung des Fremden bestand in einem niedrigen, ziemlich weit nach dem Hinterkopfe gerückten Hütchen, einem kurzen Rock, der mehr eine Jacke zu nennen und aus dunkelfarbigem, derbem Stoff gefertigt war, weiten schlottrigen Beinkleidern und einem lose um den Hemdkragen geschlungenen Tuch, welches den Hals, insoweit er nicht von dem vollen Bart bedeckt ward, fast ganz frei ließ.

„Er scheint eine Hausnummer zu suchen", sagte Karl, nachdem er den Mann, auf welchen sein Bruder ihn aufmerksam gemacht, ebenfalls einige Augenblicke lang beobachtet hatte.

„Ja, da kannst Du recht haben", entgegnete Ernst. „Sieh, jetzt schaut er nach unserer Hausthür herüber. Am Ende will er gar zu uns, oder wenigstens zu sonst Jemandem, der in unserem Hause wohnt."

In der That lenkte der Fremde, während Ernst noch sprach, seine Schritte quer über die Straße herüber, und nach einigen Minuten ward nachdrücklich die Klingel der drei Treppen hoch ge-

legenen Wohnung geläutet, welche die Hinterlassenen des Professors innehatten.

Ernst eilte sofort hinaus, um zu öffnen und sah, nachdem er dies gethan, wirklich den Unbekannten vor sich stehen.

„Guten Tag", sagte dieser. „Ist der Herr Professor Müller zu sprechen?"

„Nein", antwortete Ernst, indem ihm die Thränen in die Augen traten, „der ist nicht zu sprechen. Er ist gestorben."

„Gestorben!" wiederholte der Fremde mit dem Ausdruck des Schreckens und der Ueberraschung und indem er die Hände, die er vorher phlegmatisch in den Taschen seiner Beinkleider ruhen gelassen, mit Geräusch zusammenschlug. „Wann denn?"

„Vor drei Monaten", antwortete Ernst. „Wollen Sie vielleicht meine Mutter sprechen?"

„Jawohl, jawohl!" entgegnete der Fremde heftig. „Führe mich zu ihr, mein Sohn."

Ernst öffnete sofort die Thür des Zimmers, in welchem seine Mutter ihre Schülerinnen zu unterrichten pflegte. Diese waren jetzt seit einer halben Stunde entlassen und die Professorin daher allein.

Der Fremde trat ein, grüßte und bat um Entschuldigung, wenn er störe, und sagte dann:

„Ich heiße Friedrich Gerstäcker, komme eben aus Amerika, wo ich sechs Jahre verlebt und vor drei Jahren die Bekanntschaft des Herrn Professors gemacht habe."

„Ah, Sie sind Herr Gerstäcker!" rief die Wittwe, indem sie ihrem Besucher die Hand bot. „Dann heiße ich Sie von Herzen willkommen. Mein seliger Mann hat mir oft von Ihnen erzählt und ich weiß daher, wie sehr auch ich Ihnen zu Dank für die vielen und großen Gefälligkeiten verpflichtet bin, die Sie ihm auf seiner Wanderung erwiesen haben."

Gerstäcker machte eine abwehrende Geberde und antwortete:

„Sprechen Sie nicht von Dank, Frau Professorin. Ihr Gatte war ein herrlicher Mann und die wenigen Wochen, die ich in seiner Gesellschaft verlebt, waren für mich eine erfrischende Oase in der ermüdenden Wüste des Umganges mit den Halbmenschen, die bis

dahin meine fast einzige Gesellschaft waren, und die mit den wilden Thieren, auf die ich Jagd machte, hinsichtlich der Intelligenz so ziemlich auf derselben Stufe standen."

Er erkundigte sich hierauf nach den nähern Umständen des Todes, welcher den Professor so frühzeitig dahingerafft, und als die Wittwe ihm darüber Auskunft gegeben, fügte er in bescheidener, schonender Weise noch einige Fragen auf ihre dermalige Lage und ihre sonstigen Verhältnisse hinzu.

Die Professorin sah dem Fragenden an, daß ihm seine Worte nur von dem reinsten freundschaftlichen Interesse eingegeben wurden, und da überhaupt seine ganze treuherzige Weise etwas ungemein Vertrauenerweckendes hatte, so trug sie kein Bedenken, ihn von den Umständen, in welchen sie mit ihren beiden Kindern lebte, der Wahrheit gemäß zu unterrichten.

Gerstäcker hörte aufmerksam zu und als die Professorin zu Ende gesprochen, sagte er:

„Ja, das muß man sagen, in Leipzig verdirbt so leicht Niemand, und deshalb", setzte er lächelnd hinzu, „habe auch ich mich hierhergewendet. Es gefiel mir schon früher hier."

„Sie sind also schon einmal hier gewesen?"

„Ja, aber es ist dies schon lange her, denn ich war damals ein Bube von kaum acht Jahren. Ich bin in Hamburg geboren, wo mein Vater als Opernsänger engagirt war."

„Das ist mir wohl bekannt", bemerkte die Professorin. „Ich selbst war so glücklich, den berühmten Tenoristen Gerstäcker während seines Auftretens in der Stadt, wo wir früher wohnten, zu hören, und oft und lange noch habe ich an den Kunstgenuß gedacht, den die Leistung dieses ausgezeichneten Gesangskünstlers mir bereitete."

Gerstäcker Sohn verneigte sich, wie um im Namen des mit vollem Recht gepriesenen Vaters zu danken, und sagte dann:

„Darnach, Frau Professorin, werden Sie es vollkommen glaublich finden, daß mein Vater eine Unmasse von Einladungen zu Gastspielen auf allen größern Bühnen Deutschlands erhielt, und sich oft außer Stand sah, diesen Einladungen zu entsprechen. Auf vielen der Reisen, die er auf diese Weise machen mußte, war ich sein

Begleiter, und so kam ich auch einmal mit nach Leipzig. Diese Stadt gefiel mir, wie ich schon gesagt, gleich damals besser, als die andern größern Städte, die ich bis dahin gesehen, und ich bedauerte daher sehr, daß die Unterhandlungen, welche die hiesige Theaterdirection mit meinem Vater wegen eines festen Engagements anknüpfte, sich wieder zerschlugen. Ich glaube, dies ist auch der Grund, weshalb ich, nachdem ich einmal den Entschluß gefaßt, nach Europa zurückzukehren, auch zugleich beschloß, meinen Wohnsitz, wenigstens zunächst, nirgends anders, als in Leipzig zu nehmen."

„Dann gedenken Sie also gleich hier zu bleiben, Herr Gerstäcker?" fragte die Professorin.

„Jawohl. Heute Mittag kam ich hier an, ging in das nächste beste Gasthaus, um eine tüchtige Mahlzeit einzunehmen und dann ein paar Stunden zu schlafen. Nachdem ich dies gethan, beschloß ich vor allen Dingen, meinen würdigen Freund, den Professor, aufzusuchen. Als wir uns trennten, gab er mir seine Adresse. Die Eisenbahn von Bremen hierher führt bekanntlich über Ihren frühern Wohnort, als ich aber in dem mir bezeichneten Hause nachfragte, ward mir geantwortet, daß Sie nach Leipzig gezogen seien. Von dem Tode des guten Professors aber sagte man mir kein Wort."

„Davon haben unsere früheren Wirthsleute jedenfalls selbst nichts gewußt. Sie lebten sehr einfach und zurückgezogen, hatten mit fast Niemandem Umgang und lasen auch keine Zeitungen."

„Ja, dann ist Alles erklärlich."

„Und wer hat Ihnen unsere hiesige Adresse gegeben, Herr Gerstäcker?" fragte die Professorin.

„Der liebe Adreßkalender", war die Antwort.

„Wie mein seliger Mann mir erzählte", hob die Wittwe wieder an, „haben Sie in Amerika größtentheils von dem Ertrag Ihrer Jagdbüchse gelebt; darauf aber hier in Leipzig eine Existenz zu gründen, dies möchte wohl seine großen Schwierigkeiten haben."

Gerstäcker lachte und entgegnete:

„Ja, davon bin auch ich überzeugt, und Sie werden mich selbst für viel zu praktisch halten, Frau Professorin, als daß Sie glauben

könnten, ich würde einen Erwerbszweig ergreifen, der hier nicht am Platze wäre."

Die Professorin nickte beistimmend und sagte:

„Ich hoffe und erwarte allerdings, daß Sie das Richtige treffen werden, gleichwohl aber kann ich nicht errathen, auf welchen von den vielen Erwerbszweigen, die hier am Platze sind, Sie Ihr Augenmerk gerichtet haben."

„Nun", entgegnete Gerstäcker, der nie gern um eine Sache herumging, kurz, „eine Hauptrolle spielt in Leipzig der Buchhandel und deshalb gedenke ich mich der Schriftstellerei zu widmen."

Bei dem Worte Schriftstellerei ging der Professorin ein Stich durchs Herz.

Sie dachte an die Hoffnungen, mit welchen ihr Gatte in dieser Hinsicht nach Leipzig gekommen war, und wie wenig diese Hoffnungen sich verwirklicht hatten.

---

3. Kapitel.

Die erste Werkstatt.

Gerstäcker sah der Professorin an, daß sie seinen Entschluß, als Schriftsteller aufzutreten, nicht billigte, glaubte aber, der Beweggrund, von welchem sie sich hierbei leiten ließe, sei ein anderer, als in Wirklichkeit der Fall war.

Er wußte, daß die Frauen in der Regel auf den Stand und die Eigenschaften ihrer Männer stolzer sind, als diese selbst, und sagte daher:

„Sie scheinen mit meiner Idee nicht einverstanden zu sein, Frau Professorin. Wahrscheinlich glauben Sie, weil ich kein Gelehrter bin, so sei ich auch gar nicht fähig, ein Buch zu schreiben."

Die Wittwe schüttelte lächelnd den Kopf und antwortete:

„O nein, Herr Gerstäcker, das ist nicht der Fall. Ich weiß ja, daß viele Bücher von Personen, die nicht studirt haben, wie zum

Beispiel Frauen, Militärs, Künstlern und Andern geschrieben werden. Wie könnte es mir da beikommen, Ihnen diese Fähigkeit abstreiten zu wollen?"

Durch diese Erklärung vollkommen zufrieden gestellt, hob Gerstäcker wieder an:

„Wäre mein guter Vater am Leben geblieben, so wäre vielleicht etwas Anderes aus mir geworden, als was ich jetzt bin; leider aber starb er kaum ein Jahr nach jenem Gastspiel in Leipzig, wovon ich vorhin sprach. Er hatte sein Engagement in Hamburg mit einem in Cassel vertauscht und hier genoß ich unter der Aufsicht meiner guten Mutter den ferneren Schulunterricht. Als ich confirmirt war, rieth mein Onkel, der Theaterdirector Schütz in Braunschweig, meiner Mutter dringend, mich Kaufmann werden zu lassen, und da er sich meiner väterlich angenommen und meiner Mutter in ihrer Verlassenheit treulich zur Seite gestanden hatte, so glaubte sie, seinen Rath befolgen zu müssen und brachte mich trotz meines Widerstrebens wirklich zu einem Kaufmann in die Lehre."

„In welcher Sie es wahrscheinlich nicht lange aushielten", bemerkte die Professorin lächelnd.

„Ich danke Ihnen, Frau Professorin, daß Sie mir das Geständniß meines Ungehorsams ersparen", fuhr Gerstäcker fort. „Ja, das Leben in den engbegrenzten Räumen eines Kaufladens und die eintönigen sich zum Ekel wiederholenden Verrichtungen, die mein Tagewerk ausmachten, wurden mir schon nachgerade unerträglich und eines schönen Morgens erklärte ich meinem Lehrherrn frei und offen, daß sein Beruf unmöglich der meinige werden könne."

„Und was sagte Ihre gute Mutter dazu?"

„Mein Himmel, was konnte sie dazu sagen? Sie sah ein, daß weder ihr Zureden, noch ein Machtgebot von meinem Onkel etwas gegen meinen Starrsinn ausrichten würde, und er willigte daher in den Plan, den ich in Bezug auf meine künftige Existenz entworfen. Derselbe bestand darin, wie so viel Andere vor mir gethan, nach Amerika zu gehen und als Landwirth oder, wie man es dort nennt, als Farmer, mich zu nähren."

„Die Landwirthschaft ist aber auch etwas, was gelernt sein will", bemerkte die Professorin.

„Jawohl", stimmte Gerstäcker bei, „und aus diesem Grunde sowohl, als auch um meinem Körper Zeit zu geben, sein Wachsthum zu vollenden und sich zur Ertragung der Strapazen, die meiner harrten, geschickt zu machen, beschloß ich, zu einem uns befreundeten Oekonomen zu gehen und bei diesem einige Jahre zu verleben."

„Wohnte er in der Nähe von Kassel?"

„Nein, zum Glück nicht, denn Kassel und seine nächste Umgebung war mir als Stätte des Zwanges, den ich erduldet, geradezu verhaßt. Unser Freund wohnte vielmehr in der Nähe meines geliebten Leipzig, nämlich in dem durch sein altes Schloß berühmten Dorfe Döben bei Grimma, wo ich nun einige Jahre lang meine praktischen Vorstudien für das amerikanische Farmerleben machte."

„Und haben Ihnen diese Studien viel genützt, Herr Gerstäcker?"

„Nein, offen gestanden, fast gar nichts und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich in Amerika alles Mögliche gewesen bin, nur nicht Farmer. Gleichwohl aber erreichte ich durch den Aufenthalt und meine Beschäftigung in Döben meinen zweiten Zweck, nämlich den, meine Wanderung mit einem urgesunden und dabei so kräftigen Körper antreten zu können, daß ich allen Strapazen, die mir bevorstanden, getrost ins Auge schauen konnte. Das Einzige, was mich nun noch zurückhielt, war der Mangel an Geld."

Die Professorin machte eine bedeutsame Geberde, wie um zu verstehen zu geben, daß auch sie die Schwere dieses Mangels recht wohl kenne.

„Endlich jedoch", fuhr der Erzähler fort, „brachte ich mit Hülfe meiner guten Mutter, meiner übrigen Verwandten und meines wackern Freundes so viel zusammen, daß ich nicht blos die Ueberfahrt bezahlen konnte, sondern auch dann noch eine kleine Summe übrig behielt, von der ich eine Weile leben konnte, denn ich hoffte, daß die Gelegenheit, etwas zu verdienen, nicht lange auf sich warten lassen würde."

„Und ging diese Hoffnung in Erfüllung?"

„Nein, wenigstens nicht so rasch, als ich es erwartete und

bedurfte. Wie und auf welche mitunter seltsame Weise ich mich während der sechs Jahre, die ich drüben verlebt, durchgeschlagen habe, will ich Ihnen ein andermal ausführlich erzählen, denn wir sprechen uns heute wohl zum ersten, hoffentlich aber nicht zum letzten Male. Für jetzt nur soviel, daß ich eigentliche Noth niemals gelitten, freilich aber auch keine Schätze erworben habe, denn mein ganzer Reichthum besteht im gegenwärtigen Augenblicke in zwölf baaren Thalern."

„Nun, dann sind Sie immer noch reicher, als ich, Herr Gerstäcker", entgegnete die Professorin, „denn mir hat seit dem Tode meines guten Mannes noch keine solche Summe zur freien Verfügung gestanden."

„Ja, ja", bemerkte Gerstäcker in theilnehmendem Tone; „wird es schon einem einzelnen Manne, der nur für sich selbst zu sorgen hat, oft schwer, auf anständigem Fuße fortzuexistiren, um wieviel schwerer muß dies dann einer Familie werden, die ihres Ernährers beraubt ist."

Es trat eine kleine Pause in dem Gespräch ein, dann hob der Heimgekehrte wieder an:

„Gleichwohl, Frau Professorin, dürfen Sie nicht glauben, daß die Mühseligkeiten des Erwerbes mich bewogen haben, nach Europa zurückzukehren. Es war dies vielmehr einzig und allein die Sehnsucht nach meiner guten Mutter und meinen lieben Geschwistern, die ihrerseits ebenfalls sich unendlich freuen werden, mich wiederzusehen. Sie leben theils in Dresden, theils in Braunschweig und dorthin gedenke ich übermorgen zu reisen, um nach acht oder vierzehn Tagen hierher zurückzukehren. Ich bin drei Tage eher in Bremen angelangt, als ich berechnet hatte, und da ich bei meinen Verwandten nicht eher erscheinen will, als an dem Tage, welchen ich in meinen letzten Briefen bezeichnet, so beschloß ich sogleich, die Zwischenzeit zu benutzen, um meinem Freunde einen flüchtigen Besuch zu machen und mir dann hier eine Wohnung zu suchen, welche die Geburtsstätte der Werke werden soll, durch welche ich die Gunst des Publikums im Sturm zu erobern gedenke."

Gerstäcker lächelte, indem er diese letzten Worte sprach, dennoch aber sprach aus seinen Zügen ein Ausdruck von Zuversicht und zu-

gleich Selbstvertrauen, als ob er das, was er gesagt, für gar nichts Unmögliches hielte.

„Uebrigens, Frau Professorin", fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „dürfen Sie nicht glauben, daß ich auf dem Felde der Schriftstellerei ein völliger Neuling bin. Schon in Amerika habe ich — allerdings blos in der Absicht, meinen Verwandten ein anschauliches Bild meines Lebens in der Fremde zu geben — ausführliche Berichte über meine Erlebnisse niedergeschrieben und von Zeit zu Zeit meinen Freunden übersendet. Einer derselben ist auf den Einfall gekommen, dieselben der Redaction eines hier erscheinenden Blattes einzusenden und diese hat mein Geschreibsel nicht blos zum Abdruck gebracht, sondern auch ein ganz anständiges Honorar dafür gezahlt."

„Ich freue mich, dies zu hören", sagte die Professorin; „dies ist, insoweit ich die Sache verstehe, schon ein guter Anfang."

„Ich hoffe es", entgegnete Gerstäcker. „Meine nächste Sorge wird also, wie ich schon gesagt habe, sein, mir eine passende Wohnung zu suchen. Können Sie mir dabei vielleicht einen Fingerzeig geben, Frau Professorin?"

Die Wittwe schwieg eine Weile, dann antwortete sie:

„Ich weiß nicht, Herr Gerstäcker, ob ich Ihnen ein Anerbieten machen darf; sollte es aber der Fall sein, so würde ich Ihnen vorschlagen, Ihre Wohnung hier bei mir zu nehmen."

„Bei Ihnen? Ach, das wäre herrlich!"

„Das Arbeitszimmer meines guten Mannes", fuhr die Professorin fort, „steht noch leer. Ich hätte es schon längst vermiethen können, und meine Verhältnisse müssen mir einen auf diese Weise zu erlangenden Zuschuß zu meinem Einkommen sehr erwünscht machen, gleichwohl aber hat die Erinnerung an den theuern Verstorbenen mich immer noch abgehalten, mir diese kleine Erleichterung zu gönnen. Wollten Sie aber, der Sie sein Freund gewesen sind, von diesen kleinen Räumen Besitz nehmen, so würde ich gegen eine derartige Wiederbenutzung desselben kein Bedenken tragen."

„Ich nehme das Zimmer! Ich nehme es!" rief Gerstäcker.

„Sehen Sie es nur erst an", entgegnete die Professorin

lächelnd, und erhob sich, um nach dem Zimmer voranzugehen, welches auf der andern Seite des kleinen Corridors lag.

Gerstäcker folgte ihr.

Das Zimmer, zu welchem auch ein Schlafgemach gehörte, war traulich, hell und ganz so ausgestattet, wie ein Schriftsteller es sich wünschen muß.

Der Anblick mehrerer zur persönlichen Habe des verstorbenen Professors gehörig gewesenen Gegenstände, wie seiner Uhr, seines Stockes, seines Cigarrenetuis ꝛc. rührte Gerstäcker fast zu Thränen, und er erklärte, daß er es, da er seinen Freund nicht mehr lebend angetroffen, als einen Trost betrachten werde, wenigstens die Stätte, wo derselbe so viel zu leisten gedacht, zu der seines eignen Schaffens machen zu können.

---

4. Kapitel.

Das Schiff, sein Bau und seine Einrichtung.

Vierzehn Tage später war Gerstäcker von dem beabsichtigten Besuche bei seiner Mutter und seinen Verwandten zurückgekehrt, und begann nun unverweilt sich der Aufgabe zu widmen, die er als seinen nächsten Lebenszweck betrachtete.

Wir sagen ausdrücklich, als seinen nächsten Lebenszweck, denn ehe er noch die Ausführung desselben recht begonnen, sagte er sich schon selbst, daß er jetzt, in seinem achtundzwanzigsten Lebensjahre, sich nicht schon dauernd an die Scholle fesseln, sondern in einigen Jahren wohl wieder dem ihm angeborenen Wandertriebe folgen und wieder in fernen Regionen die gewaltigen Eindrücke suchen würde, die ihm die Heimath nimmermehr bieten konnte.

Anfänglich hatte er sich vorgenommen, für den Fall, daß es mit der Schriftstellerei in einer oder der andern Weise nicht recht vorwärts ginge, Unterricht in der englischen Sprache zu ertheilen und auf diese Weise etwas zu verdienen. Sobald er aber einmal ordentlich angefangen hatte, zu schreiben, gewann er diese Beschäfti-

gung so lieb, daß er alle Lust zum Stundengeben verlor und sich gar nicht weiter bemühte, Schüler zu bekommen.

Früh um sechs Uhr schon saß er am Schreibtisch und arbeitete in einem Striche bis zwei oder drei Uhr Nachmittags, wo ihm dann die Professorin sein bescheidenes Mittagsmahl auftrug.

Dann las er eine oder ein paar Stunden und machte hierauf einen weiten, mehrstündigen Spaziergang, auf welchem er sich von Ernst oder Karl, oft auch von beiden Knaben, begleiten ließ.

Diese waren auf dieses Vergnügen so erpicht, und interessirten sich für das, was der Freund ihres Vaters ihnen erzählte oder sonst mittheilte, so sehr, daß die zärtliche Mutter eigenthümliche Besorgnisse zu hegen begann.

Dieselben wurden nach einiger Zeit so stark, daß sie sich bewogen sah, ihnen in Worten Ausdruck zu leihen.

„Herr Gerstäcker", sagte sie eines Tages, als ihr Miethsmann sich erkundigte, wenn ihre Söhne diesen Tag aus der Schule kämen, denn er habe bei dem schönen kühlen Wetter die Absicht, eine ganz besonders starke Tour mit ihnen zu machen, „einestheils sehe ich es gern, wenn meine Knaben mit Ihnen gehen, anderntheils aber höchst ungern."

„Ungern?" wiederholte Gerstäcker verwundert. „Warum das?"

„Ich fürchte immer, daß die Knaben durch Ihre abenteuerlichen Erzählungen allzusehr gefesselt werden und sich am Ende verleiten lassen, über kurz oder lang —"

„Davonzulaufen und auch nach Amerika zu gehen, nicht wahr?" unterbrach Gerstäcker die Wittwe lachend.

„Offen gestanden, ja", entgegnete die besorgte Mutter. „Sie können sich denken, wie qualvoll mir der Gedanke ist, daß ich arme Frau, nachdem ich den Gatten verloren, auch noch meiner Kinder beraubt werden könnte."

„O, Frau Professorin, bannen Sie diese Besorgniß", sagte Gerstäcker ernst, und indem er der Professorin, wie um sie vollständig zu beruhigen, die Hand reichte. „Glauben Sie ja nicht, daß Sie es in mir mit einem gewissenlosen Menschen zu thun haben, der Ihnen ein solches Herzeleid bereiten könnte. Wären Ihre Söhne

auch von demselben Wandertriebe beseelt, wie ich, — was aber, soviel ich bis jetzt bemerkt, gar nicht der Fall ist — so würde ich mir es doch zur Pflicht machen, einen Hang, der Viele, die nicht wie ich das rechte Zeug haben, ihm zu folgen, in's Verderben führt, nicht nur nicht zu ermuthigen, sondern vielmehr zu bekämpfen. Sollte diese Versicherung, die ich Ihnen hiermit gebe, noch nicht hinreichen, Ihre Besorgnisse, Frau Professorin, zu beschwichtigen, so will ich, so lieb mir auch die Gesellschaft Ihrer Söhne ist, lieber für die Zukunft darauf verzichten, als Ihnen Anlaß zu fernerer Unruhe geben."

„Nein, nein, Herr Gerstäcker", sagte die Professorin hastig. „Ihr Wort genügt mir, und ich werde mich von nun an nur freuen, wenn Sie meinen Knaben erlauben, Sie auf Ihren Ausflügen zu begleiten. Sollte Ernst, der einen sehr kräftigen Körper hat, so fortgedeihen und später einmal, wenn unsre übrigen Verhältnisse darnach angethan sind, eine große Reise machen wollen, so würde ich ihm am Ende nicht entgegen sein; Karl aber, der in jeder Beziehung seinem Vater nachzuarten scheint, ist schwächlich und würde, ebenso wie dieser, den Anstrengungen eines solchen Unternehmens nicht gewachsen sein."

Gerstäcker gab die Richtigkeit dieser mütterlichen Anschauung zu und die Ausflüge, die nun der Professorin keinen Anlaß zu Besorgnissen mehr gaben, hatten nach wie vor ihren Fortgang.

Einer der ersten war nach Döben, wo Gerstäcker, wie er selbst erzählt, die Studien gemacht, die ihm später wenig oder gar nichts genützt hatten.

Da dieser Marsch, wenn er auch noch an demselben Tage wieder zurückgemacht werden soll, ziemlich zwölf Stunden in Anspruch nimmt, so brach man sehr frühzeitig auf, um auch einige Zeit an Ort und Stelle verweilen zu können.

Man stand jetzt in den längsten Sommertagen, und als man auf dem Rückwege Liebertwolkwitz bereits im Rücken hatte und in der Nähe des auf dem sogenannten Monarchenhügel zum Andenken an die in diesen Gefilden geschlagene, durch deutsche Tapferkeit ge-

wonnene Völkerschlacht errichteten Monuments anlangte, schlug Gerstäcker vor, hier eine Weile zu rasten.

Es war noch heller, lichter Tag und die nun verhältnißmäßig nur noch kurze Entfernung bis Leipzig konnte, wenn man sich auch ein halbes Stündchen Ruhe gönnte, vor Einbruch der Nacht bequem zurückgelegt werden.

Nachdem man sich im Grase gelagert und an der schönen Aussicht — man sieht von diesem Punkte aus nicht weniger als einige sechzig verschiedene Ortschaften — satt gesehen, sagte Ernst:

„Ich habe schon vielleicht zwanzig Bücher gelesen, in welchen von Schiffen die Rede war, aber immer noch kann ich mir von der innern Einrichtung eines solchen keinen rechten Begriff machen, und die einzelnen Theile haben mitunter so sonderbare Benennungen, daß ich sie mir nicht ordentlich merken kann, sondern einen mit dem anderen verwechsele."

Gerstäcker lächelte und sagte:

„Nun dann will ich sogleich versuchen, Dir in möglichst wenigen Worten ein klares Bild von der Sache zu geben. Was zunächst den Bau des Schiffes betrifft, so werden kleinere und platte Fahrzeuge ohne besondere Vorrichtung erbaut, zu großen dagegen hat man eigens dazu eingerichtete Plätze, welche man Werfte nennt. Der Bau des Schiffes selbst beginnt damit, daß man den Kiel legt. Unter diesem versteht man einen aus mehreren Stücken zusammengesetzten Balken, der die ganze Länge des Untertheils des Schiffes einnimmt und so zu sagen die Grundlage desselben bildet. An den beiden Enden des Kiels werden zwei aufrechtstehende Balken eingezapft, welche der Vor- und der Achtersteven heißen. Achter bedeutet, wie Ihr von selbst errathet, so viel, als hinten. Auf dem Achtersteven ruht der Schiffstheil, welcher das Steuerruder trägt und der Spiegel oder das Heck heißt. Wenn die beiden Steven aufgerichtet sind, werden zu beiden Seiten des Kiels in gewissen Entfernungen die sogenannten Spanten befestigt, die den Schiffsrumpf bilden. Hierauf folgt die Einziehung der Verdecksbalken, auf welche die Verdeckplanken aufgenagelt werden. Ist auf diese Weise das Gerippe des Schiffes fertig, so werden die Außenplanken angeschlagen,

welche die Bekleidung des Rumpfes bilden. Die Ritze zwischen den Planken werden mit Werg ausgefüllt und dieses dann mit heißem Pech bestrichen, was man Kalfatern nennt."

Karl lachte und sagte:

„Welch ein schnurriges Wort! Es ist wohl englisch?"

„Nein", antwortete Gerstäcker, „es ist französischen Ursprungs; bei den Engländern und Amerikanern heißt dieselbe Verrichtung Calking."

Dann fuhr er, den Faden der begonnenen Beschreibung wiederaufnehmend, fort:

„Wenn die Beplankung fertig ist, stellt man die Verdecke her und dann die Luken, die Fallreepe oder Treppen, die Pumpen, mittelst deren das in das Schiff eindringende Wasser entfernt wird, die Spillen oder Winden zum Heben der Anker und anderer Lasten, die Regelingen oder Geländer, auch Borde genannt und die Klüsen, wie man die mit Blei oder Kupfer gefütterten runden Löcher nennt, durch welche die Ankertaue laufen. Ist das Schiff soweit fertig, so läßt man es vom Stapel laufen, das heißt, von dem Gerüst, auf welchem es erbaut ist, ins Wasser gleiten, und nun erst wird es mit seinem übrigen Zubehör, mit Steuerruder, Masten und Takelwerk versehen. Segelschiffe von der größten Art haben drei Masten, nämlich den großen oder Mittelmast, dessen Verlängerung durch die große Stenge, die große Bramstenge und den großen Topp gebildet wird, den Fockmast und den Besanmast. Hierzu kommt auch noch der Bugsprit, ein schräg über den Bug oder das Vordertheil des Schiffes hinausragender Mast, dessen Verlängerung der Klüverbaum heißt."

Ernst hatte, während Gerstäcker sprach, das Notizbuch, welches er als wißbegieriger und Alles beobachtender Knabe stets bei sich führte, zur Hand genommen und die verschiedenen Benennungen niederzuschreiben begonnen.

Der Weitgereiste machte in seiner Beschreibung eine kleine Pause, um dem Knaben zu seinen Notizen Zeit zu lassen, deutete ihm die richtige Schreibart der betreffenden Wörter an, und fuhr dann fort:

„Die Taue sind, wie Ihr jedenfalls schon längst wißt, die großen, mitunter ungeheuer starken Seile, welche zum Festhalten der Anker, der Masten, der Segel u. s. w. dienen, und unter dem Takelwerk versteht man die Blöcke, Kloben, Rollen und andern Vorrichtungen, durch welche die verschiedenen Taue laufen oder woran sie befestigt werden. Zu dem stehenden Tauwerk gehören namentlich die Wanten, welche die Masten und Stangen seitwärts festhalten und zugleich als Strickleiter dienen."

„Ich glaube", sagte Ernst, „ich habe einmal von Tauen gelesen, welche Schoten genannt werden."

„Sehr richtig", entgegnete Gerstäcker. „Die Segel haben nämlich dreierlei Taue, erstens das Fall zum Aufziehen, den Niederholer zum Niederlassen, und die Schoten, um die untere letzte Ecke, das sogenannte Schothorn, rechts oder links anspannen zu können. Von den Segeln selbst nenne ich als die wichtigsten das große Segel, das große Marssegel, das Bramsegel, das Stagsegel, die Leesegel, die seitwärts am Schiffe angebracht sind, und die Wassersegel."

„Die Wassersegel?" wiederholte Karl. „Gehen denn die im Wasser?"

„O nein", entgegnete Gerstäcker kopfschüttelnd, „die Wassersegel werden unterhalb der Leesegel befestigt und reichen allerdings bis dicht über das Wasser hinab, weshalb man von ihnen auch nur bei sehr schwachem Winde und ruhiger See Gebrauch macht. Die größten Schiffe sind die Kriegsschiffe, auf die ich vielleicht später einmal zu sprechen komme. Jetzt halte ich mich vor der Hand an die Klasse, welcher das angehörte, womit ich meine erste Fahrt machte. Diese Schiffe haben in der Regel, anstatt wie die größten drei, zwei Verdecke. Das unterste, der sogenannte Raum, dient zur Aufnahme des Ballastes, das heißt der Steine oder andern schweren Gegenstände, welche dazu dienen, das Schiff aufrecht zu erhalten, und von Waaren. Das obere, das sogenannte Zwischendeck, ist für die nach der niedrigsten Taxe zahlenden Passagiere oder auch ebenfalls für Waaren bestimmt. Auf dem Verdeck befindet sich eine große oder die sogenannte erste Kajüte für die Reisenden, welche die höchsten Fahrpreise zahlen, und in der Mitte die zweite Kajüte, welche dem Capi-

tain, den Schiffsofficieren, den Matrosen und den Reisenden zweiten Ranges zur Wohnung dient. Beim Fockmast ist die mit Eisenblech ausgeschlagene Küche angebracht, unter welcher sich die Schlafstellen der Matrosen befinden. Im Zwischendeck liegt hinter dem Besanmaste das Steuerrad. Ihre Beleuchtung erhält die erste Kajüte von oben und vorn und durch im Spiegel des Schiffes angebrachte Fenster. Zu beiden Seiten dieses Raumes sind eine Anzahl kleine Gemächer, sogenannte Kojen, angebracht, worin die Reisenden schlafen."

„So ein Matrose", bemerkte Karl, „muß doch ein sehr faules Leben haben. Wenn das Schiff einmal in Gang ist, so wird es ja vom Winde weiter getrieben, ohne daß Jemand weiter etwas dabei zu thun braucht."

Gerstäcker schüttelte wieder seinen ausdrucksvoll geformten Kopf und antwortete:

„Das ist eine Idee, welche man sehr häufig aussprechen hört, die aber sehr irrig ist. Am leichtesten wird man sie dem, der sie hegt, benehmen, wenn man ihm eine wahrheitgetreue Schilderung von der gewöhnlichen Tagesordnung auf einem solchen Schiffe entwirft. Ich werde das jetzt auch thun, dächte aber, wir setzten uns, da wir nun genug ausgeruht haben, erst wieder in Marsch. Ihr könnt mir unterwegs auch zuhören."

---

5. Kapitel.

Das Leben auf dem Schiffe.

„Was also", hob Gerstäcker, als man rüstig auf der Landstraße weiterzuschreiten begonnen hatte, wieder an, „das vermeintliche faule Leben der Matrosen betrifft, so erwähne ich vor allen Dingen, daß auf jedem wohleingerichteten Schiffe das Gesetz gilt, nach welchem Jeder, der auf dem Deck ist, auch etwas arbeiten muß, ausgenommen Sonntags, und man wird daher niemals einen Matrosen müßig auf dem Deck stehen oder sitzen oder sich über die Brustwehr lehnen sehen. Der erste Mate, auch Lieutenant, Hochbootsmann oder Segelmeister

genannt, ist angewiesen, streng darauf zu sehen, daß Jeder etwas arbeite, sollt es auch weiter nichts zu thun geben, als den Rost von den Ankerketten zu schaben.

„Dazu kommt es aber selten, denn ein Schiff ist einer schlecht gebauten Uhr zu vergleichen, welche fortwährender Reparaturen bedarf. Kaum ist man aus dem Hafen hinaus, so wird sämmtliches Takelwerk untersucht, alles Untaugliche entfernt und erneut. Das, was davon stehen bleibt, muß auf bald diese, bald jene Weise verändert oder ergänzt oder ausgebessert werden, so daß schon diese Arbeit hinreichen würde, um zwei bis drei Mann während der ganzen Reise vollauf zu beschäftigen. Die amerikanischen Schiffseigenthümer verstehen sich ganz besonders gut darauf, die Arbeitskraft ihrer Leute gehörig auszunutzen. So kaufen sie zum Beispiel große Massen alten Tauwerks, welches die Matrosen aufdrehen müssen, um dann die einzelnen aufgedrehten Fäden und Fasern aneinanderzuknüpfen und in große Knäuel zu wickeln. Das auf diese Weise gewonnene Garn wird zu verschiedenen Zwecken verwendet, größtentheils aber fertigt man mittelst einer sehr einfachen Maschine, die blos aus einem Rad und einer Spindel besteht, dünne Leinen oder Stricke daraus."

„Und dann", bemerkte Ernst, „bleibt doch der Wind nur selten lange in einer Richtung, und so oft er sich ändert, müssen auch die Segel anders gestellt werden, nicht wahr?"

„Jawohl", bestätigte der Weitgereiste, „und zwar nicht blos, wenn er sich ändert, sondern auch, wenn er schwächer oder stärker wird. Auch wird, abgesehen hiervon, fast fortwährend ein Theil des Takelwerks schlaff und muß frisch angeholt werden, was keine kleine Arbeit ist. Es kann zum Beispiel kein Mast durch die Hinterstage gerichtet werden, wenn nicht erst die Vorderstage locker gemacht worden sind, denn sämmtliche Theile des Takelwerks sind so genau mit einander verbunden, daß kaum einer berührt werden kann, ohne daß dies zugleich auf einen oder mehrere andere einwirkte. Wer diesen Umstand kennt und außerdem weiß, was es fortwährend noch zu theeren, zu schmieren, zu ölen, zu firnissen, anzustreichen, zu kratzen und zu scheuern giebt, der wird nicht

glauben, daß die Matrosen auf dem Schiffe ein faules Leben haben."

„Aber da sie so viel arbeiten müssen", bemerkte Karl, „so werden sie wohl wenigstens gut bezahlt?"

„Auch das ist nicht der Fall", war die Antwort. „Sie bekommen nach unserem Gelde zwölf bis höchstens fünfzehn Thaler monatlich, müssen sich aber dafür selbst bekleiden, und Ihr könnt Euch denken, daß bei den Arbeiten, die ich Euch so eben genannt habe, es tüchtig über die Kleider geht. Ich war selbst einmal kurze Zeit gezwungen, mich auf diese Weise zu nähren und weiß daher aus eigner Erfahrung, was für ein saures Brod es ist."

„Der Kapitain aber und die Officiere haben es gut, nicht wahr?" fragte Ernst.

Gerstäcker lächelte und antwortete:

„Wenn die Machtvollkommenheit etwas wäre, was dem Menschen reellen Gewinn oder Nutzen brächte, so wäre allerdings Niemand beneidenswerther, als ein Schiffskapitain. Er ist unumschränkter Herr und Gebieter und, so lange das Schiff unterwegs ist, Niemandem verantwortlich. Alles, was er befiehlt, muß unbedingt geschehen, ohne daß ihm Jemand, und wäre es sein erster Officier, widersprechen darf. Sollte es dieser dennoch thun, so kann er ihn sofort in Arrest schicken oder ihn zur Strafe die Dienste eines gemeinen Matrosen verrichten lassen. Ist er Kapitain eines Auswandererschiffes, so findet er unter seinen Passagieren meistentheils einige, die zur Gesellschaft für ihn taugen und mit denen er sich die Zeit vertreiben kann. Auf Kauffahrteischiffen dagegen, die sehr oft keinen einzigen Passagier an Bord haben, steht er in seiner Würde ganz einsam da, und befindet sich sonach in einer etwas unerquicklichen Situation."

„Hat er denn viel Officiere?" fragte Karl.

„O nein. Auf den Schiffen, von welchen ich hier spreche, giebt es in der Regel nur zwei, den ersten und den zweiten Mate oder Maat, wie man sie gewöhnlich nennt. Der erste Maat ist so zu sagen die rechte Hand des Kapitains, der ihm sagt, was gethan werden soll und die Vertheilung der Arbeit, sowie die

Aufsicht über die Vertheilung derselben anheimgiebt. Auf Kauffahrern hat der erste Maat auch das sogenannte Logbuch oder Schiffstagebuch, für welches er den Schiffseigenthümern und den Gesellschaften, bei welchen die Ladung versichert werden, verantwortlich ist, zu führen, und das Unterbringen oder Bergen der Ladung, so wie die sichere Aufbewahrung und Ablieferung derselben ist ebenfalls seine Sache.

„Der zweite Maat nimmt eine etwas sonderbare Zwischenstellung ein, denn der erste betrachtet ihn nicht als seines Gleichen und er muß, wenn Noth an den Mann geht, wie der gemeinste Matrose mit hinauf in das Takelwerk oder mit den Händen in den Theereimer fahren und die Masten einschmieren helfen; an Lohn bekommt er allerdings gewöhnlich noch einmal so viel, als der gewöhnliche Matrose, auch ißt und schläft er in der Kajüte, dafür muß er aber auch fast die ganze Zeit auf dem Deck sein, und seine Mahlzeit besteht in der Regel blos aus dem, was der Kapitain und der erste Maat übrig lassen."

„Müssen denn die Matrosen ihre Speisen sich selbst kochen?" fragte der jüngere der beiden Knaben.

„Nein", antwortete Gerstäcker, „dazu ist ein Koch da, auf amerikanischen Schiffen gewöhnlich ein Neger. Natürlich gilt er als eine sehr wichtige Person, deren Gunst Jeder zu gewinnen und sich zu erhalten sucht, denn der liebe Magen spielt, wie überall anderwärts, so auch auf dem Schiffe eine bedeutende Rolle. Eine anderweite wichtige Person ist der Steward oder Proviantmeister, welcher die Aufsicht über die Speisekammer führt, zu welcher außer ihm Niemand Zutritt hat. Dabei ist er zugleich, namentlich auf größeren Schiffen, eine Art Restaurateur, von welchem, natürlich gegen sehr gute Bezahlung, allerlei Speisen und Getränke zu haben sind, welche die Mannschaft und die Passagiere contractmäßig nicht geliefert erhalten."

„Ist denn auch ein Arzt mit auf dem Schiffe?" fragte Karl, der schon mehr als einmal infolge seines schwächlichen Körpers in die Lage gekommen war, mit der medicinischen Facultät nähere Bekanntschaft machen zu müssen.

„Nein", antwortete Gerstäcker, „den giebt es auf gewöhnlichen Schiffen nicht."

„Aber wenn nun Jemand krank wird?"

„Dann vertritt der Kapitain die Stelle des Arztes. Er befindet sich im Besitz einer mehr oder minder vollständig ausgestatteten Schiffsapotheke und eines dazu gehörigen Buches, in welchem die am meisten vorkommenden Krankheiten beschrieben und die dagegen anzuwendenden Mittel angegeben sind. Der Kapitain fragt den Patienten, so gut er es eben versteht, aus und reicht ihm dann die bezeichnete Arznei, welche manchmal hilft, manchmal auch nicht, gerade so, wie es mit den von studirten Aerzten verordneten Mitteln zu gehen pflegt."

„Und wenn der Kranke stirbt?"

„Nun dann ist das Begräbniß freilich weit einfacher, als auf dem Lande. Man bindet die Leiche auf ein Bret, der Kapitain spricht ein kurzes Gebet, und dann übergiebt man sie den Alles verschlingenden Wogen."

„Hu! Das ist ja schauerlich!" sagte Karl, sich schüttelnd, und man sah ihm an, daß er entschlossen war, sich einem solchen Loose mit seinem Willen niemals preiszugeben.

Ernst dagegen blieb vollkommen gelassen und sagte:

„Auf dem Lande findet Mancher seinen Tod auf noch viel schauerlichere Weise. Wenigstens mich könnte dies von einer Reise über das großartige, wundervolle Meer nicht abhalten."

Gerstäcker nickte beistimmend, vermied aber, das der Professorin gegebenen Versprechens eingedenk, vor der Hand etwas zu sagen, was den älteren Knaben in seiner Anschauungsweise hätte ermuthigen können.

Das Gespräch stockte nun eine Weile, bis Ernst wieder anhob:

„Sie müssen nun schon ein gutes Stück von Ihrem Buche fertig haben, Herr Gerstäcker."

„Ach ja", entgegnete der Weitgereiste. „Wenn man tagtäglich fleißig an einer Sache arbeitet, so geht es damit schon vorwärts. Gleichwohl aber wird es noch eine ziemliche Weile dauern, ehe Ihr mein Buch zu lesen bekommt, denn erstens bin

ich damit noch nicht fertig, zweitens habe ich noch keinen Verleger dazu, und drittens muß es dann erst gedruckt werden, worüber auch noch viel Zeit vergehen kann."

„Ach Du mein Himmel!" bemerkte Karl im Tone der Enttäuschung, „da werden wir noch lange warten müssen, ehe unsre Neugier befriedigt wird. Wir möchten so gern wissen, was Sie in den sechs Jahren Ihrer Wanderungen gesehen und erlebt haben, und erzählen haben Sie uns bis jetzt nichts gewollt, um uns nicht den Genuß an Ihrem Buche zu verderben."

Gerstäcker schwieg eine Weile, ehe er antwortete, dann sagte er:

„Wenn Euch einmal so viel daran liegt, von meinen Abenteuern Kenntniß zu erlangen, so können wir ja einen Mittelweg einschlagen, das heißt, ich kann sie Euch auf unsern nächsten Spaziergängen stückweise und oberflächlich berichten, während Ihr Sie später, wenn mein Buch erschienen ist, im Zusammenhange lesen könnt."

Und so geschah es.

---

6. Kapitel.

Die Ueberfahrt.

Der nächste Marsch, welchen Gerstäcker mit seinen jungen Freunden unternahm, ging zum Tauchaer Thore hinaus, aber, da man heute nur einen Nachmittag darauf zu verwenden hatte, blos bis Abtnaundorf.

Als man hier in dem freundlichen Garten der ländlichen Restauration bei einem Glase Bier Platz genommen, hob Gerstäcker, ohne sich erst an sein Versprechen erinnern zu lassen, an:

„Das Schiff, mit welchem ich die Fahrt nach der neuen Welt machte, hieß die Constitution, und war eine sogenannte Barke, oder ein dreimastiges Schiff, dessen Besanmast keine Querraaen, sondern blos ein großes Besansegel hatte. Meine Mittel erlaubten mir nicht, die Reise anders, als im Zwischendeck zu machen, und

in diesem gab es außer mir nicht weniger als einhundertundsiebzehn Passagiere."

„Wie groß war denn da dieser Raum?" fragte Ernst.

„Wie groß?" wiederholte Gerstäcker. „Frage lieber, wie klein! Wenn Ihr mich trotz der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft nicht schon als einen Mann kennen gelernt hättet, der niemals ein unwahres Wort spricht, so würdet Ihr mir schwerlich glauben, wenn ich Euch sage, daß der ganze aus hundertachtzehn Menschen zum Wohnen und Schlafen, sowie zur Aufbewahrung unseres Gepäckes angewiesene Raum nur achtzehn Schritt lang, neun Schritt breit und acht Fuß hoch war. Zu beiden Seiten dieses Raumes waren Schlafstellen, je zwei übereinander angebracht, in deren jede sich nicht weniger als fünf Mann hineinzwängen mußten, obschon diese Kojen kaum sechs Fuß breit waren. Da ihre Länge auch etwa sechs Fuß betrug, so blieb nicht mehr als sechs Fuß Zwischenraum oder, mit Abrechnung des Platzes, den die Kisten und Kasten wegnahmen, an jeder Seite nicht mehr als zwölf bis vierzehn Zoll.

„Zwei von meinen vier Schlafkameraden waren so dick, daß sie eine Koje für sich allein ausgefüllt hätten, und wir mußten uns alle auf die Seite legen und so die ganze Nacht liegen bleiben, ohne uns zu drehen oder zu wenden.

„Es vergingen zwei Tage, ehe der Lootse an Bord kam, der das Schiff aus der Weser hinaussteuern sollte. Nun aber wurden sofort die Anker gelichtet und nach verhältnißmäßig kurzer Zeit waren wir in der Nordsee. Die See ging ziemlich hoch und das Schiff schaukelte und schwankte so fürchterlich, daß die meisten meiner Reisegefährten sich auf die bejammernswertheste Weise erbrachen und einen Anblick darboten, der mein tiefstes Mitleid rege machte."

„Wurden Sie denn nicht auch selbst seekrank, Herr Gerstäcker?" fragte Ernst. „Wie ich nicht anders weiß, wird es Jeder, der zum ersten Male eine Seereise macht."

„Nein, das ist ~~ist~~ nicht der Fall. Das Sprüchwort: „Keine Regel ohne Ausnahme", gilt auch hier, und obschon weitaus die meisten Menschen, die sich zum ersten Mal dem nassen Element

anvertrauen, von dieser zwar nicht gefährlichen, aber höchst unangenehmen Krankheit befallen werden, so giebt es doch auch einige wenige bevorzugte Naturen, welche davon verschont bleiben. Eine von diesen bevorzugten Naturen ist die meinige."

„Dauert denn die Seekrankheit lange?" fragte der jüngste der Knaben.

„Das ist sehr verschieden. Manche sind in zwei bis drei Tagen damit fertig, andere quälen sich weit länger mit ihr herum und manche werden sie nicht eher ordentlich los, als bis sie wieder den festen Boden der guten Mutter Erde unter den Füßen haben."

„Aber", sagte Ernst, „wer die Seekrankheit einmal gehabt hat, der bekommt sie, nachdem er sie überstanden, nie wieder, nicht wahr?"

„Auch das ist ein Irrthum", entgegnete Gerstäcker. „Ebenso wie es Leute giebt, die nie seekrank werden, ebenso giebt es deren auch, die bei jeder neuen Seereise, die sie unternehmen, erkranken. Sogar Seeleuten von Profession geht es mitunter so, und ich selbst habe einen Kapitain gekannt, der für einen der tüchtigsten Männer in seinem Fache galt, aber jedesmal, wie er mir selbst erzählte, beim Beginn einer neuen Reise während der ersten Tage seekrank war. Ich kletterte, um wenigstens aus dem etwas widerlich werdenden Bereich der Kranken hinauszukommen, in den Mastkorb hinauf und blieb, bis mich der Hunger wieder heruntertrieb. Der für die Woche gültige Küchenzettel, welcher mit seltenen Abänderungen während der ganzen Ueberfahrt festgehalten wurde, lautete: Montags Erbsen und Speck, Dienstags Bohnen und Pökelfleisch, Mittwochs Erbsen und Speck, Donnerstags Erbsen und Pökelfleisch, Freitags Sauerkraut und Speck, Sonnabends Pflaumen und Reis mit Fleisch und Sonntags Pudding und Pökelfleisch.

„Morgens bekamen wir dünnen Kaffee mit Schiffszwieback, einer braunen bimsteinartigen Masse, die aber, aufgeweicht und mit Butter gestrichen, immer noch besser schmeckt, als man von ihrem Aussehen erwartet. Abends gab es dünnen Thee und wieder Schiffszwieback. Sehr froh waren wir, als wir den Kanal, die so gefährliche enge Wasserstraße zwischen der englischen und französischen Küste, hinter uns hatten und nun im Atlantischen Ocean, im Weltmeere, segelten.

„Drei Tage lang blieb der Wind günstig und das Wetter schön und hell. Dann aber ward es stürmisch und die von den Meisten überstandene Seekrankheit stellte sich von Neuem ein. Hierzu gesellte sich der sehr bedenkliche Umstand, daß eine der Passagierinnen an den Blattern erkrankte. Ich habe früher erwähnt, daß es einen Arzt in der Regel auf solchen Schiffen nicht giebt, wir hatten jedoch zum Glück einen unter unsern Mitpassagieren und dieser wußte den Kapitain zu bestimmen, daß er einen Verschlag, welcher bis jetzt zum Aufbewahren von Tauwerk gedient, durch den Zimmermann zur Krankenstube einrichten und, um die Gefahr der Ansteckung zu mindern, die Patientin hierherbringen ließ. Diese Maßregel war auch in der That von dem besten Erfolg begleitet.

„Ein eigenthümliches Gefühl bewegte mich, als wir zum ersten Mal einem Schiffe begegneten, an welchem wir in einer Entfernung von kaum fünfzig Schritt vorüberfuhren. Es war ein amerikanisches und auf dem Wege nach Oporto in Portugal. Jedes Schiff zog seine Flagge auf und die beiden Kapitaine riefen einander durch das Sprachrohr die Namen ihrer Schiffe, den Ort ihrer Bestimmung, den Tag ihrer Abfahrt und die Längen- und Breitengrade zu, um damit ihre eignen Berechnungen zu vergleichen.

„Zehn oder elf Tage lang ging unsere Fahrt bei dem schönsten Wetter gut und schnell von statten, dann aber erhob sich ein Sturm, der volle sechs Tage andauerte und uns fürchterlich mitspielte.

„Einige Tage, nachdem er sich gelegt, hatten wir den 4. Juli, den Tag, an welchem die Amerikaner das Fest ihrer Unabhängigkeit feiern. Unser Kapitain schlug vor, daß wir diesen Tag ebenfalls festlich begingen, und wir waren, da wir uns schon als halbe Amerikaner betrachteten, damit einverstanden. Es wurde demgemäß Punsch getrunken, Feuerwerk losgelassen, einer der Passagiere spielte auf seiner Violine zum Tanz auf und es ging ungemein lustig zu.

„Noch volle vierzehn Tage fuhren wir nun mit mehr oder minder günstigem Winde, bis es endlich hieß: „Morgen kommen wir an Land!"

„Ich konnte vor Erwartung und Freude die ganze Nacht kaum ein Auge zuthun, und mit dem ersten Tagesgrauen verließ ich unsere

Koje, ging aufs Deck und kletterte bis auf die höchste Mastspitze hinauf. Mit dem sich aufhellendem Horizont ward auch die Aussicht klarer und zugleich vernahm ich ein dumpfes Brausen, welches fernem Donner glich. Ich errieth sofort, daß dies die Brandung war, und nachdem ich eine Weile angestrengt in dieser Richtung ausgeschaut, entdeckte ich einen schwachen blauen Streifen, der immer deutlicher hervortrat. „Land!" schrie ich jubelnd von der Mastspitze hinunter, und wie Ameisen aus ihrem Bau, kamen meine Mitpassagiere aus ihren Löchern hervorgekrochen, um meinen Ruf zu wiederholen und sich an dem ersehnten Anblick zu laben.

„Unsere Lootsen zeigen sich in der Regel nie anders, als in ihren blauen groben Tuchjacken, der amerikanische Lootse aber, der sich nun bald in seinem kleinen Kutter bei uns einfand, ging ganz stutzerhaft in schwarzem Frack und Cylinderhut, was auf mich und Alle, für die es etwas Neues war, einen fast komischen Eindruck machte.

„Der Lootse brachte uns binnen kurzer Zeit in die Einfahrt des New-Yorker Hafens nach Staten Island und das Schiff ging vor Anker. Es dauerte nicht lange, so kam ein amerikanischer Arzt an Bord, um unsern Gesundheitszustand zu untersuchen. Unsere Pockenkranken — wir hatten deren überhaupt nur drei gehabt — waren längst wieder hergestellt und ebenso gesund und munter, wie wir Andern Alle. Der Arzt erklärte deshalb, daß unserem Landen seinerseits etwas nicht im Wege stehe."

„Und von dieser Erlaubniß", warf Ernst ein, „machten Sie und Ihre Mitpassagiere natürlich sofort Gebrauch, nicht wahr?"

„Wenn es auf uns angekommen wäre, so hätten wir es allerdings gethan", fuhr der Erzählende fort, „aber dies war nicht der Fall. Erst am nächstfolgenden Tage, nachdem wir volle neun Wochen auf der „Constitution" verlebt, wurden wir durch ein kleineres Fahrzeug nebst unserem Gepäck nach einem großen viereckigen Blockhaus gebracht, welches einige hundert Schritt vom Lande entfernt, im Wasser stand. Hier wurden unsre Koffer untersucht, ob sie etwas Steuerbares oder schmutzige Wäsche enthielten. In letzterer Beziehung nahm man es besonders sehr streng und Niemand durfte anders als mit vollständig gereinigten Sachen ans Land.

„Ich begab mich mit meinen vier Kojen-Genossen auf ein Dampfboot, welches uns binnen einer halben Stunde nach New-York brachte.

„Somit war ich nun in dem Lande meiner Sehnsucht angelangt und kann nun das, was ich hier erlebte, zum Gegenstand unserer nächsten Unterhaltungen machen."

---

7. Kapitel.

Der erste Streifzug.

Eine Rasenbank in den kühlen schattigen Tiefen des wilden Rosenthals war der Ort, an welchem der Held unseres Buches seine beiden wißbegierigen Zuhörer mit seinen ersten Fahrten und Erlebnissen jenseits des Oceans bekannt zu machen begann.

„Das Haus, in welchem ich nach der Ankunft in New-York auf den Rath eines Mitpassagiers, der schon ein Mal hier gewesen, meine Wohnung nahm", begann er, „war leider ein sehr unsauberes, so daß ich es sobald als möglich wieder zu verlassen beschloß.

„Während der ersten Tage war ich natürlich nicht viel zu Hause, sondern bummelte in den Straßen der großen Stadt umher und betrachtete mir ihre Sehenswürdigkeiten. Den großartigsten Eindruck auf mich machten die so zu sagen unzähligen Schiffe, welche um die ganze Stadt, die auf einer Insel erbaut ist, herumlagen.

„Nachdem mir mit diesem Herumspazieren acht Tage so schnell vergangen waren, als wären es zwei oder höchstens drei gewesen, begann ich zu überlegen, was nun weiter aus mir werden solle. Ich hatte die Absicht gehabt, mich von New-York aus nach Vera-Cruz einzuschiffen, hörte aber jetzt über die mexikanischen Zustände und Verhältnisse so viel Ungünstiges und Entmuthigendes, daß ich mich zu dem Entschluß bewogen sah, zunächst lieber in den Vereinigten Staaten zu bleiben und diese erst kennen zu lernen. Ich hatte meine erste Wohnung verlassen und wohnte nun bei einer

deutschen Familie, wo es mir ganz gut gefiel. Mein Wirth, mit welchem ich mich wegen meiner Zukunft besprach, theilte mir mit, daß im Broadway, der schönsten Straße der Stadt, ein kleines Cigarrengeschäft zu verkaufen stehe, rieth mir, dasselbe zu erwerben, und erbot sich, selbst mit als Compagnon in das Geschäft einzutreten. Die meinerseits dazu nöthigen Mittel überstiegen nicht das kleine Kapital, welches ich noch besaß, und somit ging ich, leichtsinnig genug, auf den mir gemachten Vorschlag ein.

„Es dauerte nicht lange, so gewann ich die traurige Ueberzeugung, daß mein Glück mir durch den Cigarrenhandel nicht blühe, und beschloß, lieber auf Gerathewohl hinaus in die Welt zu ziehen. Mit meinem Geschäftstheilhaber einigte ich mich dahin, daß er das Geschäft für seine alleinige Rechnung weiterführen und mir blos bis zu einer gewissen Frist mein eingelegtes Kapital herauszahlen solle.

„Dann rüstete ich mich, meine übrigen Sachen in seiner Verwahrung zurücklassend, mit etwas Wäsche, meiner Doppelflinte und den nöthigen Schießbedarf aus und beschloß, zunächst den Niagarafall zu besuchen.

„Nachdem ich mit dem Dampfboot von New-York nach Albany gelangt war, ging ich auf der Eisenbahn weiter nach Utica. Es war dies die erste Eisenbahnfahrt, die ich machte, denn als ich unser Vaterland verließ, besaß dasselbe noch weiter keine Eisenbahn, als die erst im Bau begriffene Leipzig-Dresdener. Von Utica ging ich mit einem Kanalboote nach Buffalo am Eriesee, von wo aus wieder eine Eisenbahn nach den Niagarafällen gehen sollte. Auf dem Kanalboote gefiel es mir sehr gut und ganz besonders war ich mit dem Frühstück zufrieden, welches uns aufgetragen ward."

„Besteht es dort auch aus Kaffee und Buttersemmeln, wie bei uns?" fragte Karl.

„O nein!" rief der Erzähler lachend. „Damit würde man sich dort nicht begnügen! Dort giebt es außer Kaffee, Weißbrod und Butter auch noch fettes Schweinefleisch, saure Gurken, Kartoffeln, Rüben, Eier und Käse."

„Ach mein Himmel!" rief Karl, die Hände zusammenschlagend.

„Was würde Mama sagen, wenn wir von diesem allen gleich früh genießen wollten. Sie würde glauben, wir müßten unbedingt den Tod davon haben."

Gerstäcker lächelte und sagte:

„Ja, ich gestehe, daß auch mein Magen, obschon derselbe während der Seereise eine gute Schule durchgemacht hatte, sich erst an diese sonderbare Zusammenstellung gewöhnen mußte, kann Euch aber versichern, daß ich mich später sehr wohl dabei befunden habe.

„Noch vor der Ankunft in Buffalo hörte ich in Lockport, wo mehrere Passagiere aus-, andere einstiegen, daß ich, wenn ich den Niagarafall besuchen wollte, viel besser thäte, das Boot gleich hier zu verlassen und zu Fuß nach dem berühmten Wasserfall hinüberzugehen, der von hier gar nicht sehr weit entfernt wäre.

„Ich befolgte diesen Rath und wenige Stunden später stand ich in das Anschauen des gewaltigen, unbeschreiblichen Naturwunders versunken, welches nur zu Staunen und Anbetung hinreißen kann.

„Zufällig hörte ich, daß in Canada, von dessen Grenze ich nun gar nicht mehr weit entfernt war, es Wild in Ueberfluß gäbe und daß es dort auch nicht an Gelegenheit zur Bären- oder Wolfsjagd mangele. Zugleich erfuhr ich, daß in dem canadischen Städtchen New-Hope ein alter deutscher Jäger wohne, dessen Namen man mir nannte und den ich sofort aufzusuchen beschloß.

„Ich machte ihn auch richtig ausfindig und fand in ihm einen wackern alten Knaben, der mich gastfrei empfing und beherbergte und während der nächstfolgenden Tage mit mir mehrmals auf die Jagd ging, von welcher wir allemal mit guter Beute heimkehrten.

„Sobald ich auf diese Weise das Land ein wenig kennen gelernt, durchstreifte ich die Wälder auf eigene Faust.

„Es war jetzt in den letzten Tagen des Octobermonats und hier und da lag schon tiefer Schnee, denn Canada hat ein ziemlich strenges Klima, welches sich mir ganz besonders fühlbar machte, als ich mich einigemal genöthigt sah, im Freien zu übernachten.

„Einer meiner Mitpassagiere von der „Constitution", ein Apotheker, Namens Vogel, hatte, als wir uns nach der Landung

in New-York trennten, die Absicht ausgesprochen, nach Cincinnati, der Hauptstadt des Staates Ohio, zu gehen, und mich dringend eingeladen, ihn dort zu besuchen. Da die Kälte jetzt immer grimmiger ward, so beschloß ich, vor der Hand meine Thätigkeit als Jäger einzustellen und jener Einladung zu folgen.

„Mein ehemaliger Mitpassagier empfing mich mit großer Freude, und da er mich auch mit einigen der vielen andern in Cincinnati wohnenden Deutschen bekannt machte, so verlebte ich hier ein paar sehr angenehme Wochen. Hätte ich die noch übrige Winterzeit hier verbringen wollen, so würde sich wohl auch Gelegenheit zu einer nützlichen Thätigkeit für mich gefunden haben.

„Der December war aber noch nicht halb vorbei, so litt es mich nicht mehr. Ich wollte weiter nach Westen, denn ich hatte mir fest vorgenommen, die sogenannten Hinterwälder zu besuchen und dieselben in ihren meine Neugierde reizenden Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen.

„Es war ein ungeheuer beschwerlicher Marsch durch Wasser, Eis und gefrornen Boden, den ich zurückzulegen hatte, bis ich der gewaltigen Prairien ansichtig ward, die aber in dieser Jahreszeit einen durchaus nicht einladenden Anblick darboten. Das erste große Stück Wild, welches durch mich aufgescheucht ward, war ein Hirsch, der wiederum ganze Schaaren von Prairiehühnern in die Höhe jagte. Ich schoß den Hirsch, der seine hundertundvierzig Pfund wiegen mochte, denn obschon diese Thiere in Amerika bedeutend kleiner sind, als in Deutschland, so haben sie doch immer ein ziemliches Gewicht. Ich zog ihm das Fell ab, machte daraus eine Art Sack, in welchen ich die abgeschnittenen Keulen und den Rückentheil hineinlegte, worauf ich mir das Ganze umhing. Diese Last mußte ich ziemlich eine ganze Stunde weit schleppen, ehe ich in einen Flecken kam, wo ich meine Beute verkaufen konnte.

„Die Prairiehühner, die man oft in Schwärmen oder, wie der Jäger sagt, Völkern von sechs- und siebenhundert Stück antrifft, sind ungefähr so groß, wie unsere Haushühner, nur ist der Hals länger und der Schwanz kurz, wie der des Rebhuhns. Bei kalter Witterung, wo sie fast gar nicht scheu sind, kann man sie leicht

erlegen, und sie geben ein sehr genießbares Fleisch. Wölfe giebt es in den Prairien auch und zwar schwarze und graue, welche letztere bedeutend kleiner sind, als erstere. Einen zu schießen ist mir nur ein einziges Mal gelungen und zwar einen grauen.

„Am Weihnachtstage, wo daheim die Kinder den Christbaum umjubelten, ruderte ich gemeinschaftlich mit noch fünf Anderen in einem kleinen Fahrzeuge über den mit Eisschollen treibenden Mississippi. Es war dies ein gefährliches und schweres Stück Arbeit, bei welchem mir der Schweiß von der Stirn troff, denn erst nach vollen drei Stunden erreichten wir, halb todt vor Anstrengung, unmittelbar unterhalb der Stadt St. Louis das andere Ufer.

„Mein Compagnon, mit dem ich in New-York gemeinschaftlich das so wenig ergiebige Cigarrengeschäft betrieben, hatte mir versprochen, Geld nach St. Louis zu schicken; zu meinem Schrecken aber fand ich nichts, nicht einmal einen Brief, von ihm vor.

„Zum Glück traf ich einige ehemalige Mitpassagiere von der „Constitution", die sich erboten, mir Geld zu borgen. Ich lieh jedoch nur einige Dollars. —"

„Ist ein Dollar mehr als ein Thaler?" fragte Karl.

„Jawohl", antwortete der Erzähler. „Ein Dollar ist nach unserem Gelde einundeindrittel Thaler und wird in hundert Cents getheilt. Auf meiner weiteren Wanderung hoffte ich mir mit meiner Jagdbüchse schon wieder etwas zu verdienen und ich konnte ja vielleicht auch bei einem Farmer Arbeit und Brot finden.

„In St. Louis sah ich zuerst einige richtige Indianer, die wegen des Pelzhandels hier anwesend waren und, den nackten Oberkörper nur mit einem Büffelfell umhüllt, mit ihren Kriegskeulen in der Hand langsam und majestätisch in der Stadt umherwandelten, Alles mit scharf beobachtendem, aber anscheinend gleichgültigem Blick betrachtend."

„Nennen die Indianer ihre Kriegskeule in ihrer Sprache nicht einen Tomahawk?" fragte Ernst, der früher zuweilen das Näschen mit in die Cooper'schen Romane gesteckt hatte, die sein Vater leidenschaftlich gern las.

„Sehr richtig; so heißt diese Waffe, die übrigens in der

Hand dieser Wilden von furchtbarer Wirkung ist und aus einem krummgeschnittenen, mit Messingnägeln beschlagenen Stück Holz besteht, welches mit einer etwa vier Zoll langen, zwei Zoll breiten Stahlspitze versehen ist.

„Es war für mich keine kleine Aufgabe, von St. Louis aus mich durch alle die Kreuz- und Querwege hindurchzufinden, die den Wald nach allen Richtungen durchschneiden. Zum Glück fand ich aber doch jeden Abend eine kleine Hütte, deren Bewohner mir freundlich Nachtherberge gewährten.

„Meine Baarschaft ging stark auf die Neige, und als ich in ein Blockhaus kam, welches drei Brüdern gehörte, die mir brave, ordentliche Leute zu sein schienen, fragte ich, ob sie mich eine Zeit lang als Gehülfen bei ihren Feld- oder Hausarbeiten behalten wollten. Sie erklärten sich sofort dazu bereit, und nachdem wir verabredet, uns über die Höhe meines Lohnes nach Ablauf der ersten Woche zu verständigen, ging ich am nächsten Morgen früh mit einer schweren Hacke auf der Schulter hinaus, um Büsche auszuroden.

„Allerdings hatte ich bis jetzt schon Strapazen aller Art ertragen, eigentliche schwere Handarbeit aber noch nicht verrichtet. Die Folge hiervon war, daß mir die Sehnen der Arme und Hände auf schmerzhafte Weise anschwollen, und als ich mich auf diese Weise eine Woche lang halb todt gearbeitet, hörte ich zu meinem Schrecken, daß meine Arbeitgeber mir nicht mehr zahlen zu können erklärten, als acht Dollars monatlich.

„Damit war meine Arbeit vielleicht vollkommen angemessen bezahlt, mit meinen Ansichten von Erwerb aber stimmte dieser Lohnsatz nicht überein und ich beschloß daher, weiter nach Little Rock, der Hauptstadt des Staates Arkansas, zu gehen, wo ich mehr verdienen zu können hoffte."

8. Kapitel.

In Arkansas.

„Das Jahr 1838", fuhr Gerstäcker auf dem nächsten Ausfluge, den er mit seinen jungen Freunden machte, in seinem Reiseberichte fort, „war drei Wochen alt, als ich die Grenze des Staates Arkansas überschritt, der mir von allen Seiten als das Paradies der Jäger geschildert worden war.

„Auch sah ich in der That gleich in den ersten Tagen das Wild oft in Rudeln von acht bis zehn Stück an der Straße stehen, so daß es mir nicht schwer ward, mein Nachtquartier und Mahlzeiten mit Wildpret zu bezahlen.

„Sogar einen Adler schoß ich. Es war ein ziemlich starkes Thier, welches von einer Flügelspitze bis zur andern volle sieben Fuß maß.

„Mehrere Tage lang verweilte ich in dem Blockhause eines ehemaligen polnischen Officiers, der sich nach Amerika geflüchtet hatte, um vor den Verfolgern, die ihm in Europa nachspürten, sicher zu sein. Er war unverheirathet, lebte ganz allein und die kleine zehnjährige Tochter eines benachbarten Farmers führte ihm die Wirthschaft. Sein ganzes Hausgeräth bestand aus zwei Betten, einem Tisch, zwei Stühlen, einigen eisernen Töpfen, drei Tellern, zwei Blechbechern, einer Untertasse, einigen Messern und einer Kaffeemühle. Die Felder, die er bebaute, waren sämmtlich im besten Stande und in seinen Ställen hatte er mehrere hübsche Pferde, viele Schweine, eine Menge Federvieh und mehrere Milchkühe. Als ich endlich Little Rock erreichte, war meine Baarschaft so weit zusammengeschmolzen, daß ich mich genöthigt sah, meine Jagdbüchse und meinen Hirschfänger zu verpfänden, um nur eine Woche Kost und Logis zu bezahlen und meine Stiefel frisch besohlen lassen zu können.

„Sobald ich diese wieder an den Füßen hatte, ging ich aus, um Arbeit zu suchen und, da ich in der ganzen Stadt keine fand, so beschloß ich, mein Heil auf einem der in der Nähe der Stadt

auf dem Arkansasflusse liegenden Dampfboote zu versuchen. In der That erhielt ich auch gleich auf dem ersten eine Anstellung als Feuermann mit einem Gehalt von dreißig Dollars monatlich. Ich war darüber sehr vergnügt, obschon ich wußte, daß der Beruf eines Feuermanns auf einem Dampfschiffe vielleicht der anstrengendste ist, den es geben kann. Lange hätte ich diese Thätigkeit trotz meines kräftigen Körpers auch nicht ausgehalten, zufällig aber erschien, nachdem ich meinen Dienst vierzehn bis fünfzehn Tage lang verrichtet, ein Mann, der früher in derselben Eigenschaft auf diesem Dampfschiffe gedient, und jetzt fragte, ob man ihn wieder anstellen wolle. Da man alle Ursache gehabt hatte, mit seinen Leistungen zufrieden zu sein und gerade an demselben Tage unser Koch davongelaufen war, so fragte mich der Kapitain, ob ich vielleicht an Stelle dieses Letzteren eintreten wollte.

„Ich sah, daß man meinen Vorgänger nun gern zu meinem Nachfolger machen wollte, und obschon ich vom Kochen sehr wenig verstand, so erklärte ich mich doch bereit, den erledigten Posten zu übernehmen.

„Ich kochte, so gut ich konnte, der Kapitain aber, der mir gleich von Anfang an nicht sehr gewogen zu sein schien, fing sehr bald an, meine Leistungen zu tadeln, und als er dies eines Tages in beleidigenden Ausdrücken that, antwortete ich ihm so nachdrücklich, daß er vor Wuth auf mich losstürzte und mich geschlagen haben würde, wenn ich ihn nicht so gepackt hätte, daß er sich nicht rühren konnte. Man riß uns auseinander und der Kapitain befahl, trotzdem daß es Nacht und wir in voller Fahrt begriffen waren, daß ich sofort ans Land gesetzt würde. Der Buchhalter bezahlte mir demgemäß meinen rückständigen Gehalt, das Dampfschiff hielt an, man setzte ein Boot aus, warf meine Habseligkeiten hinein, zwang mich, selbst einzusteigen, und ruderte mich an's nächste Ufer.

„Auf diese Weise sah ich mich plötzlich im Stockfinstern in einer wilden, mir völlig unbekannten Einöde. Mit vieler Mühe zündete ich mir ein Feuer an und legte mich daneben zum Schlafe nieder, von welchem ich erst erwachte, als es heller Tag war.

„Den nächstfolgenden Tag kaufte ich mir in einem Farmhaus Pulver, Schrot und Kugeln, erkundigte mich genau, welches der kürzeste Weg nach dem Staate Texas sei, den ich zunächst zu besuchen gedachte, und trat dann meinen langwierigen mühseligen Weg dahin an.

„Bald unter freiem Himmel, bald in Farmhäusern übernachtend, rückte ich dem Ziele meiner Wanderung immer näher und hatte dabei den Vortheil, daß es dabei allmälig Frühling ward.

„Auf diesem Marsche hatte ich auch das Glück, den ersten Bären zu erlegen."

„Ach, erzählen Sie uns dies doch ein wenig ausführlicher, Herr Gerstäcker!" bat Ernst. „War der Bär ein recht großer und wilder?"

„Groß war er nicht", entgegneter der Erzähler, „denn er mochte erst etwa zwei Jahr alt sein. Als ich auf ihn stieß, war er kaum vier Schritt von mir entfernt und ergriff, als er mich erblickte, die Flucht. Ich riß sofort mein Jagdgewehr von der Schulter und schoß dem zottigen Ungeheuer die Kugel, womit der eine Lauf geladen war, in den Wanst. Er schaute sich wild nach mir um und ich glaubte, er würde sich auf mich stürzen. Anstatt aber dies zu thun, schlüpfte er in's nächste Gebüsch, wohin ich ihm, sobald ich wieder geladen hatte, folgte. Ich war so aufgeregt, daß ich nicht ordentlich zielen konnte, und demzufolge mein zweiter Schuß fehl ging. Jetzt drehte der Bär sich um und kam wüthend und so schnell auf mich zu, daß ich nur eben Zeit hatte, hinter einen Baum zu springen und meinen Hirschfänger zu ziehen. Der Bär kam heran, richtete sich auf die Hinterfüße empor und versetzte mir, als ich ihm den blanken Stahl in den aufgesperrten Rachen stoßen wollte, mit seiner Tatze einen so nachdrücklichen Hieb auf den Arm, daß auch dieser Stoß fehl ging. Schon war ich auf einen blutigen Ringkampf, der wahrscheinlich mit meiner Niederlage geendet hätte, gefaßt, als der Bär plötzlich taumelte, zur Erde niederstürzte und nach wenigen Minuten verendete. Meine erste Kugel hatte ihn zum Glück so gut getroffen, daß ihn nur Wuth und Rachedurst noch so lange aufrecht gehalten hatten. Ich

zog ihm das Fell ab und nahm von seinem Fleische so viel mit, als ich ohne allzugroße Anstrengung tragen konnte.

„Es war dies der Anfang einer langen Reihe von ähnlichen und anderen Jagdabenteuern, die ich während der folgenden Monate nicht blos mit Bären, sondern auch mit Wölfen, wilden Katzen und anderem dergleichen Gethier zu bestehen hatte. Ich war dabei theils allein, theils in Gesellschaft von andern vereinzelten Jägern, die, wie ich, auf eigne Faust herumstreiften. Ein paar Mal traf ich auf diese Weise auch mit Indianern zusammen, die nicht allemal mit Schießgewehren versehen waren, sondern das Wild auch mit Pfeilen oder mit ihren Tomahawks, die sie auf sehr geschickte Weise zu werfen verstehen, erlegten. Ich suchte es nachzuahmen; trotz aller Mühe aber, die ich mir gab und trotzdem, daß diese Söhne der Natur mir wiederholt alle dabei in Anwendung zu bringenden Handgriffe zeigten, konnte ich es doch zu keiner Fertigkeit bringen.

„Ueber diesen Kreuz- und Querzügen in den Wäldern verging der ganze Sommer und als ich dieses Lebens nachgerade überdrüssig geworden war, beschloß ich die Richtung nach Texas, von welcher ich weit abgekommen war, nicht wieder aufzusuchen, sondern nach Cincinnati zurückzukehren und hier womöglich den Anfang zu einem geregelten Leben zu machen.

---

9. Kapitel.

Allerlei Erwerbszweige.

„Und in Cincinnati", sagte Ernst beim Beginn der nächsten Unterhaltung, die er und sein Bruder mit ihrem weitgereisten Freunde hatten, „suchten Sie wohl zunächst Ihren Mitpassagier von der „Constitution", den Apotheker Vogel, auf?"

Gerstäcker gab seine Freude darüber zu erkennen, daß sein jugendlicher Zuhörer sich das, was er über die genannte Persönlichkeit früher erwähnt, so gut gemerkt hatte, und fuhr dann fort:

„Amerika ist das Land der Unabhängigkeit und Freiheit, aber auch des kolossalsten Schwindels, der in der ganzen Welt getrieben wird. Namentlich wird mit sogenannten Heilmitteln, die im günstigsten Falle blos nichts schaden, niemals aber etwas helfen, ein riesiges Geschäft gemacht und mitunter viel Geld verdient.

„Auf diese Thatsache hatte auch mein Freund Vogel seine amerikanische Existenz gegründet und schien sich dabei ganz wohl zu befinden. Als Apotheker besaß er natürlich die zur Anfertigung von wirklichen oder angeblichen Heilmitteln erforderlichen Kenntnisse und fabrizirte jetzt sogenannte Kaiserpillen, die durch Händler und Hausirer in allen Staaten der Union vertrieben wurden. Zeither hatte er sie in gewöhnliche rohe Holzschachteln verpackt, um sie aber kenntlicher und verkäuflicher zu machen, wollte er eine besondere Art Schachteln dazu fertigen lassen, und als ich zu ihm kam und ihn fragte, ob er nicht eine Beschäftigung für mich hätte, womit ich mir etwas verdienen könnte, schlug er mir vor, bei dieser Schachtelfabrikation mit thätig zu sein.

„Ich hatte allerdings in meinem ganzen Leben noch keine Schachteln gemacht, allein eine große Kunst konnte das nicht sein, und ich zweifelte nicht, daß ich mir binnen kurzer Zeit die nöthige Fertigkeit zu eigen machen würde. Deshalb erklärte ich meinem Freunde, daß ich bereit sei, von seinem Anerbieten Gebrauch zu machen, und die Schachtelfabrikation war bald darauf im besten Gange. Ich arbeitete gemeinschaftlich mit einem Tischler, welcher die Späne hobelt, während ich die Deckel und Böden ausschlug und die Seitenwände mit Fernambuk färbte.

„Als wir so einige Wochen gearbeitet und einen Vorrath von vielen Tausend Stück Schachteln fertig hatten, erklärte mein Arbeitgeber, daß er nun von diesem Artikel vor der Hand genug habe und meiner Thätigkeit auf diesem Gebiete nicht weiter bedürfe. Zum Glück betrieb er außer der Pillen- auch noch die Chocoladefabrikation und stellte mich nun als Cacaostampfer an, in welcher Eigenschaft ich den ganzen Tag eine schwere eiserne Mörserkeule zu handhaben hatte. Diese Arbeit behagte mir, besonders da ich dabei kaum einen Dollar täglich verdiente, nicht

lange und als ich von einem Tabaksfabrikanten hörte, daß gar keine Vorräthe mehr von dem Schilf oder Rohr da seien, welches in den nördlichen Staaten vielfach zu Pfeifenröhren verwendet wird und hauptsächlich in den Flüssen und Sümpfen der südlichen wächst, beschloß ich, eine Expedition nach den letztern zu diesem Zwecke zu unternehmen.

„Zufällig lernte ich einen jungen Mann von ungefähr meinem eignen Alter kennen, welcher bereit war, mich zu begleiten, und wir schifften uns Anfangs April auf einem Dampfboot ein, mit welchem wir den Ohio hinabfuhren und dann in den Mississippi gelangten, an dessen Ufern das fragliche Rohr in ungeheuren Dickichten wächst."

„Hier zu arbeiten, kann aber auch nicht gerade angenehm gewesen sein", bemerkte Karl.

„Das war es allerdings nicht", sagte der Weitgereiste; „im Gegentheile, es war noch weit mühseliger, als Schachtelmachen und Cacaostampfen. Das Rohr mußte dicht über der Wurzel abgeschnitten, von den daran wachsenden Blättern befreit und dann, in Bündel zusammengebunden, oft eine lange Strecke weit auf's Trockene getragen werden. Vier Wochen nach unserem Weggange nach Cincinnati trafen wir daselbst wieder ein und brachten einen Vorrath von 18,000 Stück Röhren mit, wofür wir nach unserem Gelde hundertundzwanzig Thaler bekamen. Das war kein schlechter Verdienst, und ich beschloß, bald wieder einen solchen Ausflug zu machen, aber allein, denn mein Begleiter hatte wohl den Ertrag der Arbeit redlich mit mir getheilt, diese selbst aber mich größtentheils allein verrichten lassen. Einige Wochen später führte ich meinen Entschluß auch aus und hatte alle Ursache, mit dem Ergebniß zufrieden zu sein.

„Es wurden um diese Zeit im Staate Ohio viele neue Schulen errichtet, in welchen der Unterricht in deutscher und englischer Sprache ertheilt werden sollte und wer Lust hatte, sich um eine dieser neuen Lehrerstellen, welche durchschnittlich dreißig Dollars den Monat eintrugen, zu bewerben, konnte es thun, mußte sich aber vorher einer Prüfung unterziehen. Meine Freunde riethen mir, mich einmal

als Schullehrer zu versuchen, und ich ließ mich trotzdem, daß mir im Bewußtsein meiner Unwissenheit vor diesem Examen nicht wenig bangte, wirklich bereden, mich zu melden.

„Mit mir zugleich wurden noch fünf andere junge Männer und sechs Damen examinirt. Ich bestand die Prüfung besser, als ich erwartet hatte, mußte aber ehrlich gestehen, daß ich dies weniger meinen Kenntnissen, als dem plumpen Glück zu danken hatte. Als die Geographie an die Reihe kam, ward ich nach den Grenzen des Staates Ohio gefragt, und diese waren mir zufällig bekannt. Hierauf fragte mich der Examinator, aus welchem Lande Deutschlands ich nach Amerika gekommen sei, und ich antwortete: „Aus dem Königreich Sachsen".

„In wie viel Bezirke wird das Königreich Sachsen eingetheilt?" fragte der Examinator weiter.

„In fünf", antwortete ich.

„Und wie heißen diese?"

„Wenn ich hätte auf der Stelle erschossen werden sollen, so hätte ich mich nicht auf die Benennungen dieser Kreise zu besinnen gewußt, gleichwohl aber sah ich ein, daß langes Zaudern und Nachdenken hier nicht am Platze sei, und ich antwortete daher keck: „Leipzig, Dresden, Grimma, Meißen und Oschatz"."

Die beiden Knaben lachten aus vollem Halse und Ernst rief: „Ei ei, Herr Gerstäcker! Wenn wir in unserer Schule eine solche Antwort geben wollten, so setzte es etwas Warmes, aber nichts Gebratenes."

„Das glaube ich gern!" rief Gerstäcker, ebenfalls lachend. „Gleichwohl aber erreichte ich mit meiner Antwort meinen Zweck, denn mein Examinator, der natürlich die richtigen Namen noch weit weniger kannte, als ich, nickte zufriedengestellt und bekam vor meinem geographischen Wissen so ungeheuren Respect, daß er dasselbe gar nicht weiter auf die Probe zu stellen suchte. Mit den andern Zweigen, auf welche sich das Examen erstreckte, kam ich beinahe ebenso gut durch. Auch meine Mitexaminanden bestanden die Prüfung so gut, daß nur ein einziger, auch ein Deutscher — die andern waren Amerikaner — durchfiel. Wie gern

hätte ich dem armen Schelm, der auf diese Weise den Plan, auf den er seine Zukunft zu gründen gedacht, vereitelt sah, meine Censur gegeben, wenn ihm dies hätte etwas nützen können."

„Nun, wurden Sie denn nicht selbst Schulmeister?" fragte Karl.

„Nein", entgegnete der Gefragte. „Ich hatte überhaupt das ganze Examen gewissermaßen nur zum Spaße mitgemacht, denn mich Tag für Tag in eine Schulstube einzusperren und mich mit faulen oder störrigen Kindern abzuquälen, wäre nicht meine Sache gewesen. Lieber wollte ich wieder Schilf schneiden gehen. In der That blieb mir auch, da mein Geld auf die Neige ging, nichts weiter übrig, und ich ging mit dem Dampfboote wieder nach der Gegend ab, wo ich meine letzte Rohrernte gehalten hatte.

„Kaum hier angelangt, ward ich aufgefordert, mich bei einer Büffeljagd zu betheiligen, und da ich noch keine solche mitgemacht, so schloß ich mit dem Zuge an.

„Leider war das Resultat dieses Unternehmens ein ungemein klägliches. Erst nachdem wir fünf Tage lang in dem sumpfigen Weideland herumgewatet waren, trafen wir auf einen Trupp von sechzehn Büffeln, von welchen wir einen einzigen, eine Kuh, erlegten, deren Fleisch wir fast gänzlich ungenießbar fanden.

„Somit in meinen Erwartungen bitter getäuscht, kehrte ich an meinen Rohrschneideplatz zurück und arbeitete hier bis Ende October, wo ich 30,000 Stück zusammenhatte. Als ich damit nach Cincinnati zurückkam, fand ich, daß hier die Nachfrage nach meinem Artikel bedeutend nachgelassen hatte und daß man daher auch nicht mehr den frühern Preis bezahlen wollte. Ich fuhr deshalb mit meinen Vorräthen auf Anrathen einiger Freunde hinauf nach Pittsburg im Staate Pennsylvanien, wo ich in der That auch noch ganz leidliche Geschäfte machte.

„Nachdem ich meine Waare abgesetzt, kehrte ich nach Cincinnati zurück, wo ich einige Wochen lang vergebens Arbeit zu bekommen suchte. Selbst mein Freund, der Apotheker, hatte nichts für mich zu thun, denn die Geschäfte waren bei ihm in der letzten Zeit etwas flau gegangen, so daß er von Allem noch vollauf Vorrath hatte.

„Unter diesen Umständen kam es mir sehr erwünscht, daß ich von einem Freund, der in Point Coupee im Staate Louisiana ein schönes Hotel besaß, einen Brief erhielt, worin er mich einlud, zu ihm zu kommen.

„Es war mittlerweile wieder Winter geworden und ich war daher sehr froh, als ich nach einer langwierigen kalten Wasserfahrt das Ziel meiner neuen Bestimmung erreichte. Leider hörte ich nun zu meiner nicht geringen Ueberraschung, daß mein Freund die Absicht hatte, sein Hotel zu verkaufen und mit seiner ganzen Familie nach Arkansas in die Berge zu ziehen. Der Grund, der ihn hierzu bewog, war das ungesunde Klima seines jetzigen Wohnortes, welches ihn, da die Seinigen fortwährend kränkelten, fürchten ließ, sie durch den Tod zu verlieren. Er hatte sich auch noch mit einem andern Freund, einem Gerber aus Indiana, und einem jungen Kaufmann besprochen, und wenn ich damit einverstanden wäre, so wollten wir gemeinschaftlich eine neue Ansiedlung gründen. Ich erklärte, daß ich nichts Anderes zu unternehmen wüßte, und gab meine Zustimmung zu dem Plane meines Freundes, der — was eine Hauptsache war — viertausend Dollars baares Geld besaß, und in den ersten Tagen des Jahres 1839 reisten zunächst wir vier Männer von Point Coupee ab. Die Frauen und Kinder sollten später nachkommen. In Little Rock angelangt, besprachen wir uns mit einigen dort wohnenden Deutschen, die uns alle das Land an den Ufern eines kleinen Flusses Namens Fourche la Fave als ganz vorzüglich priesen.

„Wir setzten unsere Reise dahin fort, fanden das, was unsere Landsleute uns gesagt, vollständig bestätigt, und da die Jagd ebenfalls gut zu sein schien, so beschlossen wir, uns hier wirklich niederzulassen. Mein Freund kaufte von einem Amerikaner zwei schon halb urbar gemachte, große Felder, auf deren jedem ein Wohnhaus stand.

„In einem derselben richteten wir uns vorläufig ein, und die Junggesellenwirthschaft nahm ihren Anfang. Unglücklicherweise zog ich mir gleich in den ersten Tagen eine sehr schmerzhafte Verletzung der linken Hand zu, weshalb ich, da ich für die nächste

Zeit zu andern Verrichtungen untauglich war, das Kochen und sämmtliche übrigen häuslichen Verrichtungen übernahm.

„Nach Eintritt der wärmern Jahreszeit reiste unser Freund, der Kapitalist, nach Point Coupee zurück, um seine Familie und die des Gerbers zu holen. Nach einigen Wochen langten auch Alle gesund und wohlbehalten in unserer neuen Ansiedelung an, in welcher mit dem Einzuge des weiblichen Elements ein neues Leben begann, denn es wurde nun gewaschen, geputzt, gescheuert und noch vieles Andere gethan, wovon zeither keine Rede gewesen war.

„Unser Kapitalist hatte bedeutende Vorräthe von Kaffee, Zucker, Salz, Pulver, Blei und sogenannten kurzen Waaren mitgebracht, womit er einen einträglichen Handel zu treiben gedachte, bei welchem ich ihm gegen einen bestimmten Antheil am Gewinn an die Hand gehen sollte. Er hatte sich ursprünglich vorgenommen, nur gegen baares Geld zu verkaufen, sah aber nun sehr bald ein, daß er den größten Theil seiner Vorräthe auf dem Lager behalten würde, wenn er dieselben nicht auf dem Wege des damals in Arkansas allgemein üblichen Tauschhandels abzusetzen versuchte.

„Es dauerte daher nicht lange, so setzte er seine Waaren an die sich bei ihm einfindenden Ansiedler gegen Schweine, Rinder, Pferde, Hühner, Pökel- und Rauchfleisch, Felle, Eier und dergleichen Dinge um, die dann erst anderwärts in's Geld gesetzt werden mußten.

„Zu diesem letzteren Zwecke thätig zu sein, war meine Aufgabe, und ich hatte die eingetauschten Güter nach Little Rock zu schaffen, um sie dort so gut als möglich zu verkaufen. Diese Aufgabe war, obschon sie mir ganz gut zusagte, keine geringe, denn es galt dabei erst den Arkansasfluß und dann den Fourche la Fave, zusammen eine Wasserstrecke von siebzig Meilen, gegen den Strom allein zurückzurudern. Da ich indessen mit Wasserfahrten ziemlich vertraut war, so scheute ich diese Anstrengung nicht und in den Zwischenzeiten lag ich meiner Lieblingsbeschäftigung, dem edlen Waidwerk, ob.

„So verging mir die Zeit auf ziemlich angenehme Weise und unser Zusammenleben hätte ein für alle Theile ersprießliches werden können, wenn nicht der Erbfeind des Menschengeschlechts, der schon im Paradiese seine unheilvolle Thätigkeit geltend machte, die Uneinigkeit, sich auch bei uns eingeschlichen hätte.

„Unser Kapitalist ward, wie dies bei Geldleuten in der Regel der Fall ist, nach und nach gegen uns ziemlich herrisch und vergaß sich eines Tages, als ich auf der Jagd war, soweit, daß er unsern Compagnon, den jungen Kaufmann, thätlich mißhandelte. Dieser riß sogleich die Büchse von der Wand, um ihn niederzuschießen, und würde es auch gethan haben, wenn nicht der Gerber dazwischengesprungen wäre und es verhindert hätte.

„Als ich bei meiner Heimkehr dies erfuhr, beschloß ich, ebenso wie der Gemißhandelte, aus dem zeitherigen Compagniegeschäft auszuscheiden. Unser Tyrann hatte geglaubt, daß wir dies nicht wagen würden, denn er wußte, daß wir kein Geld hatten. Dabei hatte er aber nicht bedacht, daß ich mit meiner Büchse in der Hand in Arkansas, wo es von Wild förmlich wimmelte, nicht zu fürchten brauchte, Hungers zu sterben, und daß der junge Kaufmann, der ein ausgezeichneter Comptoirist war, sicher sein konnte, auf dem ersten größeren Handelsplatz, an den er kam, ein gutes Unterkommen zu finden.

„Wir verloren, nachdem wir uns einmal erklärt, auch keine Zeit. Ich machte die Reise nach Little Rock zu Wasser in einem kleinen Kahn, worin außer für mich nur noch Platz für meine Sachen und die meines jungen Freundes war, der deshalb zu Pferde nachfolgte. Bei unserm Abschiede von der Ansiedelung äußerte der Gerber, daß er wahrscheinlich auch nicht mehr lange dableiben würde, und später erfuhren wir, daß er in der That sehr bald mit seiner Familie fortgezogen war und sich auf eigne Faust anderwärts angesiedelt hatte. Zahllos sind die Niederlassungen, welche von einwandernden Deutschen in Amerika auf gemeinschaftliche Rechnung gegründet werden, aber fast alle haben das Schicksal, welches die unserige hatte. Es findet sich unter den Theilnehmern fast allemal einer, der den Despoten spielen möchte.

Die andern wollen sich dies nicht gefallen lassen und nach kurzer Zeit laufen alle auseinander, um ihr Heil jeder für sich allein zu versuchen."

---

10. Kapitel.

Ein neuer großer Jagdzug.

„Nachdem ich", fuhr Gerstäcker an einem andern Tage in den Vorträgen fort, welche die Quintessenz des Buches bildeten, das er unter der Feder hatte, „in Little Rock die Sachen des jungen Kaufmanns sicheren Händen übergeben und die mitgebrachten Thierfelle, die ich in der letzten Zeit erbeutet, gut verkauft, rüstete ich mich zu einem neuen großen Jagdzug in's Gebirge, auf welchen ich die ganze noch übrige schöne Jahreszeit zu verwenden gedachte. Ich versah mich zu diesem Zwecke nicht blos mit einem frischen Vorrath von Schießbedarf, sondern costümirte mich auch neu und so, wie das Klima und meine Beschäftigung es angemessen erscheinen ließen."

„Was hatten Sie denn da eigentlich an, Herr Gerstäcker?" fragte Ernst. „Ich möchte das gern wissen, um mir ein richtiges Bild von Ihnen machen zu können."

Der Erzähler lächelte und antwortete:

„Das Costüm, in welchem ich abermals als wilder Jäger die Wälder und Schluchten unsicher zu machen gedachte, war in Verbindung mit meiner sonstigen Ausrüstung folgendermaßen beschaffen. Ich trug ein dünnes Jagdhemd von leichtem Sommerstoff, hirschlederne Beinkleider und sogenannte Moccasins, ein den Indianern entlehntes eigenthümliches Bekleidungsstück, welches die Stelle von Strumpf und Schuh oder Stiefel vertritt, in der Regel ebenfalls aus Hirschleder gefertigt ist und in Verbindung mit den ledernen Hosen, Leggings genannt, besser als jede andere Kleidung das Bein beim Durchstreifen der Gebüsche vor den scharfen ritzenden Dornen schützt. Um den Leib hatte ich einen breiten Ledergürtel geschnallt, in welchem rechts ein indianischer Tomahawk,

links ein breites Jagdmesser stak, während er hinten auf dem Rücken mit einem kleinen Haken versehen war, der zum Festhalten eines Bechers diente. Auf dem Kopfe trug ich eine kleine blaue schottische Mütze. Eine zusammengerollte wollene Decke, die ich über den Rücken trug, barg zugleich einen Theil meines Pulver- und Bleivorrathes, ein Säckchen mit gebrannten Kaffee, sowie ein reines Hemd. Meine Jagdbüchse trug ich in der Hand oder am Riemen auf Schulter oder Rücken und eine kleine lederne Kugeltasche mit Pulverhorn an der Seite.

„Nun wißt Ihr, wie ich aussah, als ich meinen abermaligen Jagdzug antrat. Mein Hauptquartier auf demselben nahm ich auf der, mitten auf den Gebirgen liegenden Farm eines Deutschen, den ich in Cincinnati kennen gelernt und dem ich den Theil meiner Habe, welchen ich nicht auf dem Leibe trug, in Verwahrung gab. Natürlich erstreckten meine Ausflüge sich so weit, daß meine Wirthsleute mich oft acht und mehr Tage lang nicht zu sehen bekamen.

„So verging der Sommer und auch fast der Herbst, und ich begann zu überlegen, auf welche Weise ich den Winter hinbringen sollte, als eines Tages sich ein gewisser Mr. Slowtrap, ein origineller alter Kauz einfand, der zuweilen in unserem Compagniegeschäft am Fourche la Fave gewesen war, um allerhand Einkäufe oder vielmehr Tauschgeschäfte zu machen. Er forderte mich auf, ihn nach seinem neuen Wohnsitze zu begleiten, denn er hatte sich mittlerweile weiter nach Westen angesiedelt und war eben auf einem der vielen beschwerlichen und langwierigen Ritte begriffen, die er zwischen seiner alten und neuen Wohnung hin und her machen mußte, um sein Haus- und Wirthschaftsgeräth aus der ersteren nach der letzteren zu transportiren. Ich folgte seiner Aufforderung mit großem Vergnügen, trotzdem daß der Novembertag an welchem wir aufbrachen, ein sehr rauher und unfreundlicher war. Allerdings war Slowtrap zu Pferde und ich ging zu Fuße, aber ich kam ganz bequem mit ihm fort, denn sein alter Gaul war so mit Gegenständen aller Art beladen, daß ich meinen Schritt mäßigen mußte, um ihm zur Seite zu bleiben.

„Wir kamen auf diesem Wege unter andern auch an einer Waldschule vorbei, deren Beschreibung Euch besonders interessiren wird, denn es besteht zwischen ihr und der, welche Ihr so glücklich seid, zu besuchen ein gewaltiger Unterschied. Denkt Euch ein gewöhnliches Blockhaus aus übereinandergelegten Baumstämmen aufgeführt. Die mitunter sehr breiten Ritzen zwischen denselben sind mit Lehm ausgestrichen, eine einzige aber ist offen gelassen, damit das nöthige Licht hereinfalle, und dicht darunter ist ein langes Bret befestigt, welches den Schülern als Schreibtisch dient. Ein eigentliches Fenster giebt es nicht, und wenn es kalt ist, so wird Feuer in dem Kamin angemacht, an welchem der Lehrer sitzt, der dann auch wohl den Schülern erlaubt, sich um ihn herumzustellen."

„Da haben wohl manche dieser Kinder sehr weit in die Schule", sagte Karl.

„Jawohl", antwortete der Erzähler. „Allerdings wird bei Errichtung einer Waldschule darauf gesehen, daß dieselbe womöglich zwischen den verschiedenen Ansiedelungen, deren Kinder sie besuchen sollen, mitten inne liegen; gleichwohl aber kommt es vor, daß manche Kinder einen Weg von anderthalb bis zwei Stunden zurückzulegen haben. Von diesen kommen die meisten zu Pferde."

„Mein Himmel!" unterbrach Ernst seinen weitgereisten Freund. „Was es doch in jenem wunderbaren Amerika Alles giebt, sogar berittene Schulkinder!"

„Die Pferde", fuhr Gerstäcker fort, „werden an die in der Nähe des Schulhauses stehenden Bäume gebunden, und ihr Mittagsbrod bringen die Schüler sich mit. Der Unterricht ist freilich von ebenso einfacher und roher Art, wie das Schullokal selbst, und erstreckt sich blos auf die nothdürftigste Unterweisung im Schreiben, Lesen und Rechnen. Wird ja noch etwas getrieben, so ist es ein wenig Geographie, aber blos der Vereinigten Staaten. Etwas Weiteres lernen die Kinder nicht, denn es ist in der Regel Alles, was der Lehrer selbst weiß.

„Nachdem wir dreimal in Farmhäusern übernachtet, erreichten wir am vierten Tage endlich Slowtrap's Wohnsitz. Der Empfang, den wir bei seiner Familie fanden, war ein guter, hatte aber

einen entschiedenen Beigeschmack von der Zurückhaltung und Gleichgültigkeit, welche die Amerikaner, ganz besonders aber diese Hinterwäldler, in ihrem Benehmen nicht blos gegen Fremde, sondern auch gegen einander selbst an den Tag zu legen pflegen.

„Slowtrap hatte mir versprochen, mit mir sobald als möglich Ausflüge in die Gebirge zu unternehmen, doch machte er mich darauf aufmerksam, daß es gerathen sein möchte, unser Schuhwerk, welches auf dem weiten Wege bedeutend gelitten hatte, gründlich auszubessern. Ich sah die Angemessenheit dieses Rathes ein und wir machten uns sofort an die Arbeit.

„Die Hinterwäldler repariren nicht blos ihr Schuhwerk selbst, sondern fertigen es auch neu, so daß man Schuhmacher von Profession nur höchst selten dort antrifft. Sogar von der Gerberei verstehen sie genug, um sich das Leder selbst zuzubereiten, und ebenso graben sie sich ihre Brunnen selbst, schäften ihre Jagdgewehre, halten ihre Pflüge in Stand und thun noch eine Menge andere Dinge, wofür man anderwärts ebensoviele verschiedene Handwerker braucht.

„Unter Slowtrap's Anleitung ward ich auch in die Geheimnisse einer ganz besonderen Jagd eingeweiht, die man bei uns nicht kennt, nämlich der Bienenjagd."

„Der Bienenjagd?" wiederholten die beiden Knaben verwundert.

„Jawohl; natürlich aber gilt diese Jagd nicht einzelnen Bienen, sondern allemal einem ganzen Schwarm oder vielmehr dem Honigvorrath desselben und besteht mehr in einem Aufsuchen, als eigentlichen Jagen. Wenn man nämlich einen wilden Bienenstock entdecken und seines Honigschatzes berauben will, so begiebt man sich mit einer vorher bereiteten Lockspeise, die aus verdünntem Honig besteht, in eine Gegend, wo man Bienen vermuthet. Hier sucht man einen kleinen freien Platz und ist keiner vorhanden, so schafft man einen solchen durch Beseitigung einiger Bäume oder Sträucher mittelst der Axt. Dann schlägt man in der Mitte dieses Platzes einen Stock in die Erde, steckt ein Bündel Blätter darauf und bespritzt diese mit dem verdünnten Honig. Sehr bald finden sich Bienen ein, welche sich mit dem Honig beladen, dann in

immer weiter werdenden Kreisen emporsteigen und plötzlich in schnurgerader Richtung dem Baume zufliegen, in dem sie ihre Wohnung haben.

„Der Jäger, der natürlich ein gutes Auge haben muß, trägt nun die Lockspeise in der ermittelten Richtung etwa dreihundert Schritt weiter, stellt hier dieselbe Beobachtung an und fährt so fort, bis er bemerkt, daß die Bienen beim Fortfliegen die entgegengesetzte Richtung einschlagen. Dies ist ein sicheres Zeichen, daß er den Bienenstockbaum nun hinter sich hat, und bei einiger Aufmerksamkeit gelingt es ihm in der Regel sehr bald, denselben ausfindig zu machen. Wenigstens war dies mit uns an dem Tage der Fall, wo ich dieser sonderbaren Jagd zum ersten Male beiwohnte. Wir fanden den Bienenstock in einer alten, schon fast ganz verfaulten Eiche und hieben dieselbe sofort um. Dann wurde glimmendes Feuer angemacht, dessen Rauch die Bienen betäubte, und nachdem dies geschehen, langten wir den Honig durch eine in den Stamm gehauene Oeffnung mit einem Löffel heraus, füllten einen mitgebrachten Eimer damit, aßen von dem Rest, soviel als unsre Magen fassen wollten, und steckten den gefällten Baum dann in Brand, um beim nächsten Suchen nicht durch die vertriebenen Bienen irre geführt zu werden.

„Nachdem wir mit derartigen Beschäftigungen einige Wochen zugebracht und theils allein, theils in Gesellschaft verschiedene Jagdabenteuer bestanden, erklärte Slowtrap endlich, daß er nun bereit sei, mit mir den versprochenen Zug ins Gebirg anzutreten, und ich verlor natürlich keine Zeit, meine Büchse, mein Jagdmesser und meine sonstige Ausrüstung in guten diensttauglichen Stand zu setzen."

---

11. Kapitel.

Im Ozark-Gebirge.

„Die Region, welche der nächste Schauplatz unserer Thaten sein sollte, war das sogenannte Ozark-Gebirge, welches mein Freund

Slowtrap deshalb gewählt hatte, weil seine Schwiegereltern dort wohnten und wir das Haus derselben zu der Basis unserer Ausflüge machen konnten.

„Die Entfernung betrug fünf starke Tagemärsche und mein Begleiter sagte mir, daß wir darauf gefaßt sein müßten, zwei- oder dreimal im Freien zu übernachten. Er selbst ritt wieder auf seinem alten Gaul, der außer ihm noch einige tüchtige Packete Lebensmittel, wollene Decken und andere Bedürfnisse zu tragen hatte, während ich, ohne mich mit etwas belasten zu müssen, rüstig voranschritt.

„Der Marsch durch die fast noch vollständige Wildniß war ein sehr beschwerlicher und anstrengender. Auch hatten wir viel von nasser, stürmischer Witterung zu leiden und ich war daher herzlich froh, als wir am Tage vor Weihnacht das vorläufige Ziel unserer Wanderung erreichten.

„Slowtrap's Schwiegervater hieß Konwell und lebte mit seiner Frau und drei Kindern — zwei Knaben und einem Mädchen — in einer kleinen Blockhütte, die in einem romantischen von steilen bewaldeten Bergen eingeschlossenen Thale dicht am Weißen Flusse stand, der hier noch so schmal ist, daß über ihn gelegte Baumstämme als Brücken dienen, während er weiterhin zu einem majestätischen, breiten Strom wird.

Die Familie, in deren Mitte wir sonach das Weihnachtsfest erleben sollten, war eine der gemüthlichsten und liebenswürdigsten, die ich in meinem Leben kennen gelernt. Gleich vom ersten Augenblick an fühlte ich mich bei ihr heimisch, und ehe wir noch eine Stunde zusammen verlebt hatten, war es mir, als hätte ich diese guten, einfachen Menschen schon von meiner Kindheit an gekannt.

„Der alte Konwell hatte schneeweißes Haar, war aber dabei so munter und rüstig, wie ein zwanzigjähriger Jüngling.

„Der erste Weihnachtsfeiertag brachte strenge Kälte mit sich und wir begannen uns eben um das im Kamin prasselnde, wohlthuende Feuer zu gruppiren, als einer der Knaben hereingestürzt kam und meldete, daß ein ganzer Flug Truthühner sich auf dem Maisfelde niedergelassen habe. Rasch ergriff ich meine Büchse, pfiff meinem Hund und eilte hinaus. Der Hund raste auf mein

Commando unter die Truthühner hinein, welche aufgescheucht auf die nächststehenden Bäume hinaufflatterten. Ich schoß einen herunter, ehe ich aber wieder laden und einen zweiten erlegen konnte, waren alle auf und davon. Mein Gang hatte sich auf diese Weise dennoch verlohnt, denn wir hatten nun einen delikaten Feiertagsbraten, obschon wir auch ohnehin keine Noth gelitten haben würden, denn die Konwells befanden sich für Hinterwäldler in sehr guten Umständen.

„Ich hoffte nun mit meinem Freund Slowtrap, der in mehrern der umliegenden Ansiedelungen auch allerlei Geschäfte zu besorgen hatte, in den nächsten Tagen die vielversprochenen Ausflüge beginnen zu können, sah mich aber in dieser Erwartung, wenigstens was Slowtrap's Begleitung betraf, arg getäuscht. Er erklärte mir nämlich plötzlich, er habe seine Geschäfte sämmtlich schneller erledigen können, als er anfänglich berechnet, und da ich meine Streifereien im Gebirge auch recht wohl ohne ihn ausführen könne, während er zu Hanse nothwendig gebraucht werde, so gedenke er ohne weitern Aufenthalt wieder heimzukehren.

„All mein Zureden war vergebens, Slowtrap schwang sich auf seinen alten Gaul, schüttelte uns allen zum Abschiede die Hand und entschwand unsern nachschauenden Blicken sehr bald im Dickicht des Waldes.

„Seine Abreise stimmte mich sehr mißmuthig und ich war daher um so freudiger überrascht, als der alte Konwell sich erbot, mich an Stelle seines Schwiegersohns zu begleiten und an einem der nächsten Tage mit mir aufzubrechen.

„Drei Tage geschah dies auch wirklich und wir hofften ganz vortreffliches Jagdwetter zu bekommen, denn es hatte ein paar Tage hübsch geschneit, so daß sich die Fährte des Wildes leicht verfolgen lassen mußte. In dieser Hoffnung sahen wir uns freilich betrogen, denn die Witterung schlug plötzlich um und ward wieder so warm, daß der Schnee sehr bald hinwegschmolz.

„Wir ließen uns indessen dadurch nicht stören, sondern machten uns wohlgemuth auf.

„Der erste Tagemarsch brachte uns bis an die Quellen des

Hurrican-Flusses, wo wir mit unsern Hunden uns an einem prasselnden Feuer lagerten und ganz vortrefflich schliefen. Am nächstfolgenden Tage stießen wir auf Spuren von Bären, vermochten aber, obschon wir diese Fährte bis zum Einbruch der Dunkelheit verfolgten, kein solches Thier aufzustöbern und mußten uns abermals noch unverrichteter Dinge an einem Feuer lagern.

„Es war der Sylvesterabend, den ich auf diese Weise in der Waldeseinöde zubrachte, und Ihr könnt Euch denken, wie meine Gedanken in der Heimath weilten, wo ich diesen Tag so oft im geselligen heitern Kreise verlebt hatte, während ich jetzt, neben dem prasselnden Feuer hingestreckt und die Büchse an der Seite, nach den blinkenden Sternen hinaufschaute.

„Es war nun abermals ein Jahr dahingeschwunden, ohne mich meinem Lebenszweck, wenn ich überhaupt einen solchen hatte, näher zu bringen, und ich fragte mich schon, ob ich vielleicht einmal als Greis im Silberhaar wie mein Begleiter mich immer noch in diesen Wildnissen herumschlagen würde.

„Mein alter Konwell schien übrigens die trübe Stimmung, die sich meiner bemächtigt hatte, durchaus nicht zu theilen. Er lächelte vielmehr fortwährend freundlich vor sich hin und als er bemerkte, daß mir dies auffiel, sagte er, daß der letzte Tag des Jahres für ihn noch eine besondere Bedeutung habe, weil es sein Geburtstag sei. Der heutige sei sein zweiundsechzigster.

„Ich gratulirte ihm aus aufrichtigem Herzen, und konnte den stillen Wunsch nicht unterdrücken, daß auch ich einmal in diesem Alter, wenn ich es überhaupt erreichte, noch so flink und rüstig sein möchte, als dieser echte Sohn des Waldes, mit dem ich, wenn er neben mir herging und es darauf anlegte, kaum Schritt zu halten im Stande war.

„Er erzählte mir, daß er erst im Staate Carolina, dann in Kentucky, dann in Tenessee und zuletzt in Missouri gelebt habe und so vor der andringenden Bevölkerungsfluth immer weiter zurückgewichen sei, bis er sich zuletzt im Ozark-Gebirge festgesetzt habe. Aber auch hier, meinte er, werde es ihm nachgerade zu lebendig und er habe sich deshalb schon mit seiner Frau besprochen, sich vielleicht

schon im nächstfolgenden Jahre noch weiter nach Westen zurückzuziehen.

„Sobald es am andern Morgen hell genug war und wir unser aus Truthahn, Hirschbraten, Kaffee und Maisbrod bestehendes Frühstück verzehrt hatten, machten wir uns wieder an unsere Aufgabe, die am vorigen Tage entdeckte Bärenspur weiter zu verfolgen.

„In der That dauerte es auch nicht lange, so hatten unsere Hunde den Bären ausgewittert und blieben bellend vor einer durch einen großen Felsblock gebildeten Höhle stehen, die sich weit in den Berg hineinzuziehen schien. Daß der Bär darin war, sahen wir nicht blos an der Fährte, sondern auch an den abgebissenen Reisern, welche vor dem Eingange der Höhle lagen. Wahrscheinlich hatte er sich bei der Annäherung der Hunde so tief als möglich in das Innere hineingezogen. Dieses war nicht so geräumig, als ich anfangs glaubte, dabei aber zum Vortheil für seinen Bewohner so geformt, daß es vom Eingang aus nicht in seinem ganzem Umfange überschaut werden konnte. Ich legte meine Büchse auf die Erde, nahm mein Messer zur Hand und schlich mich vorsichtig näher, als der Bär mit einem Male wild schnaubend herausgesprungen kam, so daß er mich über den Haufen gerannt haben würde, wenn ich nicht einen Seitensprung gethan hätte, um dessentwillen ich mich hinterdrein selbst bewunderte.

„Der alte Konwell, der sich auf dieses Geschäft besser verstand als ich, war ganz gelassen, aber sich schußfertig haltend, auf der andern Seite der Höhle stehen geblieben. Kaum aber war der Bär heraus und an mir vorbei, so knallte auch schon die Büchse des alten Jägers.

„Getroffen war das Thier, daran war nicht zu zweifeln, aber es rannte unaufhaltsam weiter, so daß es bald zwischen den Klüften verschwand, während die Hunde ihm mit wüthendem Gebell nachstürzten.

„Wir folgten so schnell als möglich dem Bären, wie er, von Blutverlust zum Stillstehen gezwungen, blos noch bemüht war, sich die Hunde vom Leibe zu halten. Ich schoß und zerschmetterte ihm die rechte Vordertatze, die Kugel meines Begleiters aber, der un-

mittelbar nach mir Feuer gab, traf ihn mitten in's Herz, so daß er sofort niederstürzte und verendete.

„Der alte Konwell begann das ungefähr zweijährige schöne und ungemein feiste Thier unverweilt auszuweiden und abzuhäuten. Wir beschlossen den delikaten Braten mit nach Hause zu nehmen, und luden ihn auf unser Pferd. Der Tag war indessen schon weit vorgerückt und wir konnten daher uns für heute weiter nichts vornehmen, als unsern Heimweg bis zur nächsten Quelle zu verfolgen, an dieser zu übernachten, und dann am nächstfolgenden Morgen unsern Marsch weiter fortzusetzen.

„Dies thaten wir und nachdem wir unterwegs noch eine fette Truthenne geschossen, langten wir am Abend des zweiten Tages wohlbehalten mit unserer Beute zu Hause an."

---

12. Kapitel.

Die Jagdabenteuer neigen sich ihrem Ende zu.

Als Gerstäcker das nächste Mal mit seinen jungen Freunden an einem geeigneten Orte Platz genommen hatte, hob er, in seinem Reise- und Wanderbericht fortfahrend, an:

„Meine Jagdabenteuer, die natürlich von Allem, was ich erlebt habe, das sind, was Knaben, wie Ihr seid, am meisten interessirt, gehen nun allmälig zur Neige. Wollte ich sie alle erzählen, so könnte ich allerdings noch viele Stunden damit ausfüllen, allein einestheils haben viele davon zu große Aehnlichkeit mit einander, als daß ich sie besonders zu erzählen brauchte, und anderntheils könnt Ihr die, welche ich des Wiedererzählens noch werth gefunden, in meinem Buch nachlesen, welches nun bald erscheinen wird, denn die ersten Bogen sind bereits im Druck."

„Ei, wie freue ich mich darauf!" rief Ernst. „Nicht wahr, Herr Gerstäcker, Sie geben mir sogleich das erste Exemplar, welches Sie erhalten, zu lesen?"

„Jawohl, mein Junge," antwortete der Weitgereiste, „darauf kannst Du Dich verlassen, und ich bin überzeugt, daß Du mit derselben Aufmerksamkeit, womit Du meinen Worten zugehört, auch mein Buch lesen wirst."

Karl schien durch den Beweis von Vertrauen, der in den Worten des Erzählers für seinen Bruder lag, ein wenig schmerzlich berührt zu werden und in denselben einen mittelbaren Vorwurf für sich selbst zu erblicken.

Gerstäcker sah ihn dies recht wohl an und sagte daher, indem er ihn mit der Hand liebkosend über das seidenweiche blonde Haar fuhr:

„Du darfst nicht glauben, mein guter Karl, daß ich Dich für weniger aufmerksam halte, als Deinen Bruder. Ich mußte ihm aber doch, da er so große Sehnsucht nach meinem Buche zu erkennen gab, ein kleines Kompliment machen."

Nachdem der gekränkte Kleine auf diese Weise wieder begütigt und auf heitere Laune gebracht worden, fuhr der Weitgereiste fort:

„Ich habe Euch nun erzählt, wie ich Adler, Truthühner, Hirsche und Bären erlegte, von meinen Abenteuern mit einem der gefährlichsten Thiere, welche in den dortigen Wäldern hausen, ich meine mit dem Panther, habe ich noch nichts erwähnt, und da ich gerade zu der Zeit, bei welcher ich in meiner Erzählung angelangt bin, ein solches bestand, so will ich es Euch hier mittheilen."

„Aber ja recht ausführlich, Herr Gerstäcker", bat Ernst. „Ein Kampf mit einem so wilden Thiere muß etwas Großartiges gewesen sein."

„Das sollst Du sogleich selbst beurtheilen können", antwortete Gerstäcker und begann dann: „Es war etwa drei Wochen, nachdem wir den Sylvesterabend im Walde gefeiert, als mein alter Konwell mich abermals aufforderte, mit ihm einen mehrtägigen Jagdzug zu unternehmen. Ich war dazu sofort bereit und nachdem wir uns mit einem angemessenen Lebensmittelvorrath versehen, nahmen wir unsere Büchsen auf die Schulter und brachen auf.

„Diesmal ging unsere Wanderung nach den Ufern des Richland-Flusses, ließ sich aber durchaus nicht ermuthigend an. Den ganzen ersten Tag bekamen wir kein Wild zum Schuß, den zweiten ging es uns ebenso und der Hunger würde uns unverrichteter Dinge wieder nach Hause getrieben haben, wenn wir nicht zum Glück, wie ich schon vorhin erwähnte, mit Lebensmitteln reichlich versehen gewesen wären.

„Am dritten Tage endlich erlegte Konwell einen Hirsch und ich einen Truthahn. Dies machte uns und unsern Hunden wieder einigen Muth, trotzdem aber wären wir den nächstfolgenden Tag doch wieder nach Hause gegangen, wenn es nicht in der Nacht angefangen hätte, tüchtig zu schneien. Der Schnee ist der beste Bundesgenosse, den der Jäger haben kann, denn wenn der Boden auf diese Weise bedeckt ist, wird es leicht, Fährten zu verfolgen, die außerdem kaum aufzufinden sind.

„Ich verabredete mich mit meinem alten Jagdgenossen dahin, daß wir Jeder eine Richtung für sich einschlügen und uns, wenn unsere Wege sich nicht etwa während des Tages kreuzten, am Abend wieder an der Stelle träfen, wo wir jetzt von einander schieden.

„Ich war noch nicht weit gegangen, so stieß ich auf die Spur eines jungen Hirschbockes, verfolgte sie und erlegte ihn auch glücklich. Noch war ich mit dem Ausweiden und Aufhängen meiner Beute beschäftigt, als ich auch die Büchse meines Jagdgenossen knallen hörte, was mir die Ueberzeugung gab, daß auch ihm etwas vor den Schuß gekommen sein mußte. Was es aber war, darüber stellte ich natürlich weiter keine Vermuthung an, sondern marschirte langsam weiter und hielt die Augen fortwährend sorgfältig auf den Schnee geheftet, um mir kein Anzeichen entgehen zu lassen, was mich einer neuen Beute auf die Spur bringen konnte.

„Plötzlich stieß ich auf die Fährte meines alten Konwell und ersah aus derselben sofort, daß er mit seinem Hunde die blutige Spur eines Panthers verfolgte. Eine genauere Besichtigung dieser Spur sagte mir, daß er dem Thiere den linken Hinterlauf zer-

schmettert haben mußte, denn es hatte bei jedem Sprunge nur drei Abdrücke im Schnee zurückgelassen, während an Stelle der vierten große Blutflecken zu sehen waren. Hätte Konwell den Panther mittlerweile erlegt, so hätte ich auch diesen Schuß hören müssen. Da ich aber nichts vernommen hatte, so schloß ich daraus mit Recht, daß die Verfolgung noch im Gange sei, und eilte, mich derselben anzuschließen.

„Nachdem ich eine Stunde lang aus Leibeskräften gelaufen war, sah ich endlich meinen alten Jagdgenossen am Eingange einer Höhle stehen, in welche das gehetzte, verwundete Raubthier sich verkrochen hatte.

„Er hatte nicht eher etwas Weiteres unternehmen wollen, als bis ich ebenfalls zur Stelle gekommen sein würde, denn er wußte, daß ich seine Fährte kreuzen mußte und dann, sobald ich die Blutspuren sähe, gewiß keine Zeit verlöre, ihm nachzueilen.

„Wir beriethen uns nun mit einander, was das Beste zu thun sei. Den Panther in seiner Höhle belagern und aushungern, konnten wir nicht, denn er hätte höchst wahrscheinlich einen solchen Zustand weit länger ausgehalten, als wir, und zuletzt hätten wir doch in die Höhle hineingemußt, um zu sehen, ob er lebendig oder todt sei.

„Dabei war das Innere der Höhle so stockfinster, daß es tollkühne Vermessenheit von uns gewesen wäre, uns ohne Licht hineinzuwagen, und wir mußten uns daher Fackeln oder etwas dem Aehnliches zu verschaffen suchen. Konwell besann sich, daß er an einer gewissen Stelle einen Vorrath von geschnittenen Kienscheiten versteckt hatte, die zu diesem Zwecke ganz vortrefflich zu gebrauchen sein mußten. Freilich hatte er eine volle Stunde weit darnach zu gehen, da sich uns aber kein anderes Auskunftsmittel darbot, so mußten wir froh sein, daß wir dieses hatten.

„Konwell machte sich demgemäß mit dem Versprechen, so schnell als möglich wieder da zu sein, auf den Weg, und ich lagerte mich, die Büchse in der einen, das Jagdmesser in der andern Hand haltend, am Eingange der Höhle, um Wache zu halten.

„Anfangs und weil ich von meinem raschen Dauerlauf sehr

erhitzt war, fand ich das Liegen in dem kühlen Schnee sehr angenehm; es dauerte jedoch nicht lange, so gewann das Gefühl der Kälte die Oberhand und ich bekam einen förmlichen Fieberfrost, so daß ich aufstehen und wie toll umherspringen mußte, um mich nur ein wenig wieder zu erwärmen.

„Zum Glück kam mein alter Konwell, obschon ich ihn als einen Fußgänger ersten Ranges kennen gelernt, noch viel eher zurück, als ich erwartet hatte, und wir verloren nun keine Zeit, das Unternehmen zu beginnen, dessen Gefahr uns vollkommen einleuchtete, denn wir wußten, daß der Panther keineswegs tödtlich verletzt war.

„Wir zündeten zwei Kienscheite an, nahmen Jeder eins in die linke Hand und die Büchse in die rechte. So schritten wir durch den schmalen Eingang, ich voran; bald aber ward der Raum so breit, daß wir bequem neben einander gehen konnten.

„Die Höhle war ungeheuer lang und machte vom Eingange links eine Biegung. Wohl zweihundert Schritt hatten wir, die Fackeln hoch über unsre Köpfe haltend, zurückgelegt, als wir endlich zwei bald sichtbare, bald wieder verschwindende feurige Kugeln erblickten. Es waren die Augen des Panthers, der dieselben bald öffnete, bald schloß.

„Unserem vorher verabredeten Feldzugsplane gemäß blieben wir, so lange wir nahe genug gekommen zu sein glaubten, stehen, Konwell nahm mir die Fackel aus der Hand, stellte sich hinter mich. Ich legte meine Büchse an, zielte scharf und gab Feuer.

„Ob und wohin mein Schuß das Thier getroffen hatte, blieb uns vor der Hand noch ein Räthsel. Wohl hörten wir sofort nach dem Knall ein Geräusch, der Panther kam aber nicht zum Vorschein und die feurigen Kugeln zeigten sich ebenfalls nicht mehr. Wir waren daher genöthigt, noch weiter vorzugehen. Natürlich lud ich, während mein alter Jagdgenosse vortrat, erst meine Büchse wieder, und dann schritten wir behutsam weiter, und trugen dabei die Büchse so, daß der obere Theil ihres Laufs auf dem Gelenk der linken Hand ruhte, welche die Fackel trug.

„Mit einem Male stand der Panther, der in einer kleinen Vertiefung gelegen hatte, dicht vor uns. Sein Anblick war ein

furchtbar schöner. Mit weitgeöffneten, dunkelroth glühenden Augen, die aus ihren Höhlen springen zu wollen schienen, stierte er uns an, seine großen, scharfen, elfenbeinweißen Zähne knirschten und klappten vor Wuth und seine Ohren hatte er so weit und dicht an den Kopf zurückgelegt, daß sie fast gar nicht zu sehen waren.

„Wie auf Commando warfen wir Beide die Fackeln weg, legten unsere Büchsen an und gaben Feuer, so daß das Echo des Knalles wie Donner die Höhle durchdröhnte. Sobald wir unsre Schüsse abgefeuert, warfen wir auch die Büchsen weg und und rissen unsere Jagdmesser aus dem Gürtel. Die am Boden liegenden Fackeln brannten noch, gleichwohl war aber wegen des dichten Pulverdampfes, der die verhältnißmäßig enge Höhle erfüllte, nichts zu sehen und als in der nächsten Sekunde etwas mit ungeheurer Wucht gegen mich anprallte, stieß ich blindlings und grimmig mit meinem Messer darnach. In demselben Augenblicke verlöschten auch die Fackeln und ich verlor bis zu einem gewissen Grade das Bewußtsein, denn als ich wieder zur Besinnung kam, stand ich draußen in der freien Luft neben meinem alten wackern Jagdgenossen. Dieser schien anfänglich ebensowenig als ich zu wissen, was mit ihm während der letzten zehn oder zwölf Secunden vorgegangen war, und erst als wir einander eine Weile angesehen hatten, ward uns Alles klar.

„Unsere Jagdhemden hatten kaum noch einen ganzen Fetzen und waren ebenso, wie unsre übrigen gleichfalls durchlöcherten Kleider, mit dem Blute des Panthers und unserem eigenen bedeckt. Konwell klagte über Schmerzen auf der Brust und nachdem er sich das Hemd aufgerissen, sahen wir zwei furchtbare tiefe Risse, die ihm von der Schulter bis auf die Herzgrube heruntergingen. Als ich mich untersuchte, fand ich, daß ich ebenfalls einigen Wunden davongetragen hatte, die auch ziemlich bluteten, aber weit weniger schmerzhaft und bedenklich waren, als die meines würdigen Kameraden.

„Dieser war aber an dergleichen Dinge so gewöhnt und gegen den Schmerz so abgehärtet, daß er an das Verbinden seiner Wunden nicht eher dachte, als er mir dicht am Eingange der Höhle ein großes Feuer anzünden geholfen, welches den Panther verhindern

sollte, herauszukommen, denn daß er noch darin war, ergab sich aus allen Umständen. Der Hauptbeweis dafür, daß er tödtlich verwundet sein mußte, lag in dem Umstand, daß unsere reichlich neun Zoll langen Jagdmesser bis an das Heft von seinem Blute geröthet waren. Hätten wir aber auch diese Wahrnehmung nicht gemacht, so wäre uns gleichwohl auch nichts weiter übrig geblieben, als wieder in die Höhle hineinzugehen, denn unsre Büchsen lagen ja noch darin und übrigens vermißte Konwell auch seine Kugeltasche, die er ebenfalls nur während des kurzen, aber furchtbaren Kampfes in der Höhle verloren haben konnte.

„Allerdings schlug ich vor, den Panther für den Fall, daß er noch nicht todt wäre, durch Rauch zu betäuben und zu diesem Zwecke dicht am Eingange der Höhle ein qualmendes Feuer anzuzünden. Einerseits aber würde dieses ganze Verfahren selbst im günstigsten Falle viel Zeit weggenommen haben und andererseits machte mein alter Jagdgenosse mich darauf aufmerksam, daß der Rauch ja sehr leicht durch irgend eine Oeffnung Abzug haben könne, in welchem Falle unsre ganze Mühe vergeblich gewesen wäre.

„Wir entschlossen uns daher kurz, zündeten zwei frische Kienscheite an, zogen unsere Jagdmesser, betraten die Höhle und schritten darin, die Fackeln vor uns hinhaltend, behutsam vorwärts. Ohne etwas von dem Panther zu sehen oder zu hören, kamen wir so bis zu der Stelle, wo unsre Büchsen lagen. Ich gab nun meine Fackel meinem Begleiter zu halten, lud rasch die beiden Büchsen und nachdem wir Jeder die seine in die Hand genommen, schritten wir mit neuem Muthe weiter.

„„Da liegt er!" flüsterte plötzlich der alte Konwell, indem er vor sich hin starrte und auf diese Weise die Stelle andeutete, wo der Panther lag.

„Ich sah diesen nun auch, gewahrte aber auch zugleich, daß wir nichts mehr von ihm zu fürchten hatten, denn er war mausetodt. Von drei Kugeln getroffen, hatte er nur in der Verzweiflung des Todeskampfes einen letzten Angriff auf uns gewagt und unsere Messer hatten ihm den Garaus gemacht. Wir zogen ihm das freilich weidlich durchlöcherte Fell ab, zündeten, da es mittler-

weile Nacht geworden, nach unserem Austritt aus der Höhle ein Lagerfeuer an, und streckten uns an demselben zum Schlaf nieder.

Trotzdem, daß es am nächstfolgenden Tage anfing zu regnen und überhaupt sehr ungünstige, naßkalte Witterung eintrat, streiften wir doch noch einige Tage im Walde umher, ohne aber etwas vor den Schuß bekommen zu können, so daß wir endlich uns entschließen mußten, nach Hause zurückzukehren, ohne eine andere Beute, als ein zerfetztes Pantherfell mitzubringen."

---

13. Kapitel.

Die Heimkehr.

„Heute," begann der Weitgereiste zu seinen beiden jungen Freunden auf einem abermaligen Spaziergange im wilden Rosenthal und nachdem er sich ein wenig ermüdet mit ihnen an einer schattigen Stelle ins Gras geworfen hatte, „heute erzähle ich Euch das letzte Stück meines amerikanischen Lebens."

„Ach das ist schade!" sagte Ernst im Tone aufrichtigen Bedauerns. „Zwar werden wir aus Ihrem Buche noch Mancherlei erfahren, das aber, was Sie mündlich erzählen, hört sich doch am interessantesten an."

„Das mag sein", stimmte Gerstäcker ohne Eitelkeit bei. „Die viva vox magistri, wie der Lateiner sagt, die lebendige Stimme des Lehrers, giebt jedem Vortrage einen Reiz, den der niedergeschriebene nicht hat und deshalb auch leichter wieder aus dem Gedächtniß entschwindet. Uebrigens steht ja unserm zeitherigen Beisammensein ohnehin ein baldiges Ende bevor. Du, lieber Ernst, verlässest nächste Woche das Haus, um in die Lehre zu treten, und ich bleibe auch nicht mehr lange, weil ich mir eine andre Wohnung suchen muß."

„Wie!" rief Karl betroffen, „gefällt es Ihnen denn nicht mehr bei uns, Herr Gerstäcker?"

„O", antwortete der Gefragte, „es gefällt mir bei Euch gegenwärtig noch ebenso gut, als am ersten Tage, leider aber haust seit einigen Wochen in den Zimmern über den unsrigen eine Familie, die mit sehr vielen Kindern gesegnet ist, und diese machen den ganzen Tag über und oft auch noch spät in den Abend hinein einen solchen Heidenlärm, daß ich es nicht mehr aushalten kann. So wenig ich auch in anderer Hinsicht die Mucken und Schwächen eines Stubengelehrten besitze, so muß ich doch, wenn ich schreiben soll, völlig ungestört sein, sonst bringe ich nichts Gescheidtes fertig. Mit Eurer Mutter habe ich darüber schon gesprochen und wenn sie mich auch nicht gerade gern gehen sieht, so kommt ihr doch diese Veränderung nicht unerwünscht. Sie ist aufgefordert worden, einige Pensionärinnen bei sich aufzunehmen und kann daher die zeither von mir innegehabten Räume gleich wieder verwerthen. — Also, welches meiner amerikanischen Erlebnisse habe ich Euch zuletzt erzählt?"

Karl schnitt seinem Bruder, der auch sprechen wollte, rasch das Wort ab und sagte, um zu zeigen, daß er den Mittheilungen ihres Freundes mit nicht geringerer Aufmerksamkeit folgte, als Ernst, hastig:

„Die letzte Geschichte war die von dem Panther, welchen Sie und der alte Konwell bei Fackelschein in seiner Höhle erlegten."

Gerstäcker nickte und sagte:

„Sehr richtig. Auf dieses Abenteuer folgten bei den neuen Ausflügen, die wir unternahmen, mehrere andere, über die mein Buch das Nähere enthalten wird und welche sammt und sonders der Art waren, daß mir die fernere Lust an der Jagd bedeutend verleidet war.

„Uebrigens sehnte mein unruhiger Sinn sich auch schon wieder nach Wechsel des Aufenthalts und der Beschäftigung.

„Als ich meinem alten, wackern Konwell dies mittheilte, war er sehr betroffen und versuchte alles Mögliche, um mich zum Dableiben zu bewegen. Zu den mehrfachen nach seiner Meinung verlockenden Vorschlägen, die er mir zu diesem Zwecke machte, gehörte auch der, die Stelle des jetzigen Waldschulmeisters zu übernehmen; dieser sei ein unwissender Mensch und obendrein fast immer

betrunken, so daß man ihn schon längst fortgejagt haben würde, wenn man wüßte, durch wen man ihn ersetzen sollte.

„Trotzdem aber, daß ich, wie Ihr wißt, mein Schulmeisterexamen ruhmvoll bestanden und ein belobendes Zeugniß darüber ausgestellt erhalten hatte, so verspürte ich doch durchaus keine Lust, mich, wenn auch nur für ein Jahr, in eine einsame Waldschule zu setzen und kleinen Kindern das A-B-C einzubläuen. Nein, jetzt stand mein Sinn wieder nach den bevölkerten Regionen der Civilisation, und ich beschloß, zunächst wieder nach Little Rock zu gehen, wo einige gute Bekannte von mir wohnten, die ich gern einmal wiedersehen wollte. Nachdem ich einige Wochen hier verweilt, schiffte ich mich, dem Rath meiner Freunde folgend, auf einem Dampfboot nach Louisiana ein.

„Es ging mir förmlich nahe, Arkansas, den Staat, den ich von allen, die ich besucht, am liebsten gewonnen, verlassen zu sollen, aber nun, nachdem mein Entschluß einmal fest stand, half es weiter nichts.

„Rasch dampften wir den Arkansas-Fluß hinunter, am nachfolgenden Tage schon kamen wir in den Mississippi und in der dritten Nacht ward ich am Ufer von Louisiana an's Land gesetzt.

„Der Ort, an welchem dies geschah, war ein damals noch sehr kleines Städtchen von etwa achthundert Einwohnern und hieß Bayou-Sara. Da, als ich es betrat, eben erst der Tag graute, so mußte ich beinahe zwei Stunden lang in den Gassen herumschlendern, ehe die Hausthüren geöffnet wurden. Ich kehrte, als dies geschah, in einem deutschen Kaffeehause ein, wo ich ein wenig frühstückte, mein Gepäck in Verwahrung gab und dann ausging, um mich vor allen Dingen mit neuen Kleidern zu versehen, denn das übrigens auch fast in Fetzen um mich herumhängende Jagdcostüm, welches ich jetzt noch auf dem Leibe trug, war hier und an den Orten, die ich nun zu besuchen gedachte, nicht mehr am Platze. Es wohnten schon damals eine Menge deutscher Juden in Bayou-Sara, welche den Handel mit fertigen Kleidern zu ihrem Hauptgeschäft machten. Ich brauchte daher nur kurze Zeit, um meine äußerliche Umgestaltung zu bewirken und suchte, nachdem

dies geschehen, einen in diesem Städtchen wohnenden guten Bekannten auf, der mich mit großer Freude empfing und mich aufforderte, sein Haus, so lange es mir beliebte, als das meine zu betrachten.

„Ich beschloß in der That, von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen und mich so lange bei meinem Freunde aufzuhalten, bis sich mir Gelegenheit bieten würde, mich für die Dauer einer soliden und regelmäßigen Thätigkeit zu widmen.

„Bayou-Sara gegenüber, am andern Ufer des Mississippi, liegt der von mir schon früher erwähnte Ort Pointe Coupée, wo der Kapitalist, der mit mir und noch zwei anderen Theilnehmern die Ansiedelung gründete, die nach kurzer Zeit schon sich wieder auflöste, ein Hotel besaß. Dieses Hotel hatte er damals an einen Deutschen, Namens Felgner, verkauft, der aber, bald nachdem er es übernommen, in eine langwierige Krankheit verfiel, welche ihm den persönlichen Betrieb seines neuerworbenen Geschäfts und Besitzthums unmöglich machte. Er hatte sich deshalb genöthigt gesehen, damit einen Amerikaner zu beauftragen, der aber so toll in's Zeug hineinwirthschaftete, daß, wenn er nicht bald durch einen umsichtigeren und gewissenhafteren Nachfolger ersetzt ward, der gänzliche Ruin des übrigens sehr schönen und zweckmäßig eingerichteten Etablissements zu befürchten stand.

„Mein Freund in Bayou-Sara, welcher Felgner kannte, war von diesem dringend ersucht worden, sich nach einer zu seinem Stellvertreter passenden Persönlichkeit umzusehen. Er glaubte jetzt, eine solche in mir zu finden, und als er mich fragte, ob ich Lust hätte, Gastwirth zu werden, antwortete ich, daß ich durchaus nicht abgeneigt sei, mich einmal auch in diesem Wirkungskreise zu versuchen.

„Dieser Erklärung zufolge begab sich mein Freund mit mir hinüber nach Pointe Coupée und stellte mich dem kranken Hotelbesitzer vor. Diesem schien ich zu gefallen, denn er erklärte sich sofort bereit, mich zu seinem andern Ich zu machen. Der amerikanische Taugenichts erhielt seine Entlassung und ich hatte nun für meine Thätigkeit ein Feld, welches mir unter andern An-

nehmlichkeiten auch die bot, daß ich fast tagtäglich Gelegenheit hatte, interessante Bekanntschaften zu machen.

„Die, welche mich am meisten erfreute, und an welche die Erinnerung nur mit meinem eigenen Leben erlöschen wird, war die Eures guten Vaters, der gleich in den ersten Tagen meiner neuen Thätigkeit auf seiner Wanderung durch die vereinigten Staaten auch nach Pointe Coupée kam und in Felgner's Hotel einkehrte."

Den beiden Knaben traten bei dieser Erinnerung an ihren verewigten Vater die Thränen in die Augen und Ernst sagte:

„Ja, ich weiß noch recht wohl, wie wir uns freuten, als er uns schrieb, welche gute Aufnahme er bei Ihnen gefunden und wie bereitwillig Sie ihm den Beistand geleistet, den er gerade damals so dringend bedurft hatte."

„Er hatte", fuhr der Erzähler fort, „sich einige Wochen lang zu sehr angestrengt, und als er nach Pointe Coupée kam, bedurfte sein von Haus aus schwächlicher Körper dringend der Ruhe und der Pflege, wenn er wieder zu den Kräften kommen sollte, die er zur Rückkehr nach New-York und zur Rückreise nach Europa unbedingt nöthig hatte. Nachdem er einige Wochen bei uns verweilt, hatte er sich so gründlich erholt, daß er erklärte, sich in seinem ganzen Leben nie wohler gefühlt zu haben, und nimmermehr hätte ich damals geglaubt, des Wiedersehens, auf welches ich mich so sehr gefreut, verlustig zu gehen."

Die beiden Knaben brachen in lautes Schluchzen aus. Der Erzähler ehrte ihren Schmerz und machte eine Pause. Auch war er selbst in diesem Augenblick zu bewegt, um sofort weiter sprechen zu können. Erst nach einer längern Weile und nachdem man sich einigermaßen wieder gefaßt, fuhr er fort:

„Pointe Coupée nannte sich eine Stadt, bestand aber damals blos aus dem Gerichtsgebäude, dem dazu gehörigen Gefängniß, einer katholischen Kirche, der Wohnung des Priesters und unserem Hotel. Ganz gewiß aber wird es in nicht ferner Zukunft ein ganz bedeutender Ort sein, wozu namentlich das schöne, milde Klima viel beitragen wird. In den Gärten sieht man hier, außer einer

unendlichen Masse der schönsten Blumen, Granatäpfel, süße und saure Orangen, Pfirsiche und Feigen; die Hauptbodenprodukte sind Baumwolle, Mais und Zuckerrohr. Die hier und in den südlichen Staaten überhaupt wohnenden Pflanzer sind eine von dem Farmer der nördlichen Staaten sehr verschiedene Menschengattung und größtentheils Creolen."

„Das ist wohl gleichbedeutend mit Mulatten?" fragte Karl.

„O nein", entgegnete Gerstäcker lächelnd. „Es ist gut, daß kein südamerikanischer Pflanzer diese Frage gehört hat, denn er würde sie als eine schwere Beleidigung betrachten. Mulatten sind die von ihnen verachteten Mischlinge, die von einer schwarzen Mutter und einem weißen Vater stammen, Creolen dagegen sind keine Mischlinge, sondern die Nachkommen von in früheren Jahrhunderten in Amerika, besonders im südlichen, eingewanderten Franzosen, Spaniern und Portugiesen.

„Die Hauptsprache in Pointe Coupée und Umgegend ist französisch. Es wohnen jedoch auch sehr viele Amerikaner, unter welchem Namen man zunächst die aus den nördlichen Staaten eingewanderten Bewohner versteht, dort, und deshalb ist die Kenntniß der englischen Sprache ebenfalls fast unentbehrlich, wie denn auch die Gerichtsverhandlungen theils französisch, theils englisch geführt werden.

„Louisiana ist, wie alle Südstaaten, Sklavenstaat, und wir selbst hatten in unserem Hotel eine schwarze Köchin, ein schwarzes Stubenmädchen und einen schwarzen Hausknecht, die sämmtlich Sklaven waren, dabei aber, wenigstens so lange ich da war, stets gut behandelt wurden, wie denn überhaupt Vieles, was von der angeblich grausamen Behandlung der Sklaven erzählt wird, in das Bereich der Fabel gehört."

„Aber", rief Ernst, dessen reines Gemüth sich gegen jedes Unrecht empörte, „eine Schande ist und bleibt es doch, daß das Gesetz, welches die Freiheit und Unabhängigkeit des Menschen als ersten Grundsatz anerkennt, eine so verwerfliche Einrichtung wie die Sklaverei ist, auch nur duldet."

„Da hast Du vollkommen Recht, mein lieber Ernst," sagte

Gerstäcker beistimmend, „und es ist vorauszusehen, daß die Sklaverei über kurz oder lang Anlaß zu einem blutigen Kampfe zwischen den beiden Staatengruppen geben wird — einem Kampfe, in welchem die nördlichen als Feinde der Sklaverei hoffentlich den Sieg davon tragen werden. Mittlerweile hat man das schon viel zu lange geduldete himmelschreiende Unrecht ein wenig dadurch zu mildern gesucht, daß nur in Amerika geborene Nachkommen von Sklaven als solche gehalten werden dürfen, während die Einfuhr von dergleichen aus Afrika oder anderen Ländern verboten ist. Freilich wird dieses Verbot von gewinnsüchtigen und herzlosen Spekulanten häufig umgangen und man trifft hier und da aus Afrika eingeführte Sklaven, die zum Unterschied von den in Amerika gebornen Guinea-Neger genannt werden."

„Und nun", sagte Ernst, „nachdem Sie friedlicher Gastwirth geworden, hingen Sie wohl die Jagdbüchse für immer an die Wand, Herr Gerstäcker?"

„Meine Jagdzüge", antwortete der Gefragte, „waren allerdings zu Ende, die Jagd selbst aber gab ich deswegen nicht ganz auf, besonders weil es in der Gegend, welche ich jetzt bewohnte, ein Wild gab, welches mir anderwärts nicht vor den Schuß gekommen war. Es war dies der Alligator."

„Mein Himmel!" rief der etwas furchtsame Karl. „Ist das nicht eine Art Krokodil?"

„Allerdings", bestätigte Gerstäcker; „was man in Afrika ein Krokodil nennt, nennt man in Amerika einen Alligator, und der Hauptunterschied zwischen diesen beiden Thierarten besteht darin, daß die letzteren einen spitzigeren Kopf haben, als die ersteren."

„Aber sind das nicht ganz schreckliche Ungeheuer? Und ist die Jagd darauf nicht noch viel gefährlicher, als die auf den Panther?"

Der Weitgereiste lächelte und entgegnete:

„Wie mit so Vielem, wovon man früher gelesen oder gehört hat, und was sich dann, wenn man es aus eigner Anschauung kennen lernt, ganz anders herausstellt, ist es auch mit dem Alligator In der Regel denkt man sich darunter ein Ungethüm, welches

unbeweglich am Ufer liegend auf die Annäherung eines menschlichen Wesens lauert, um sich dann sofort auf dasselbe zu stürzen und es zu verschlingen. Ich dagegen fand diese Thiere, selbst die größten und stärksten von ihnen, sehr harmlos und schüchtern und nichts weniger als geneigt, einen Angriff auf einen Menschen zu wagen, wenn sie nicht etwa in die Enge getrieben und auf diese Weise zur Nothwehr gezwungen wurden."

„Und", fragte Ernst, „werden diese doch größtentheils im Wasser lebenden Thiere auch mit der Büchse geschossen, wie ein Hirsch oder ein Bär?"

„Das kann allerdings geschehen und geschah anfänglich auch von mir", antwortete Gerstäcker; „ich überzeugte mich aber sehr bald, daß dies nicht die richtige Art und Weise sei, Alligatoren zu erlegen. Schießt man nämlich einen und trifft ihn nicht so gut, daß er sofort todt ist und dann mit leichter Mühe an's Land gezogen werden kann, so schwimmt er oft noch eine große Strecke fort und verendet erst, nachdem man ihn lange aus den Augen verloren hat. Ich machte mir daher eine Harpune, das heißt einen kurzen, starken, mit einem Widerhaken versehenen Wurfspieß zurecht und befestigte eine etwa zwanzig Fuß lange feste Schnur daran. So bewaffnet, watete ich in einen der wasserreichen Sümpfe hinein, in welchen diese Thiere oft in ganz unglaublichen Massen sich aufhalten und stellte mich hinter einen der Cypressenbäume, welche in diesen Sümpfen wachsen. Sobald mir einer der besonders während der Mittagshitze lustig umherplätschernden Alligatoren bis auf zehn oder zwölf Schritt nahe kam, schleuderte ich ihm meine Harpune mit wohlgezieltem, kräftigem Wurfe in den Leib. Natürlich wendete er sofort, um das Weite zu suchen, während ich aus Leibeskräften an der Schnur zog, um ihn auf's Land zu zerren. War er groß und stark, so geschah es nicht selten, daß er mich eine lange Weile mit sich im Wasser herumschleppte, bis er endlich, von Blutverlust erschöpft, genöthigt war, meiner nun überlegenen Kraft zu folgen."

„Kann das Fleisch dieser Thiere gegessen werden?" fragte Karl.

„Von den dortigen Bewohnern", antwortete der Erzähler,

„wird es nicht genossen, denn sie halten es für giftig, und das der älteren Thiere ist, wenn auch nicht giftig, in der That höchst unschmackhaft und deshalb ungenießbar. Das der jüngeren dagegen habe ich sehr zart und wohlschmeckend gefunden, besonders das des Schwanzes, den man aber, sobald man das Thier erlegt hat, rasch vom Rumpfe trennen muß, weil sonst das Fleisch auch den Moschusgeruch annimmt, welcher in dem des übrigen Körpers vorherrscht.

„Außer mit dieser Jagd vertrieb ich mir in meiner freien Zeit dieselbe auch mit der Jagd auf Schnepfen, die ich ungemein ergiebig fand.

„So verlebte ich beinahe zwei Jahr in den angenehmsten Verhältnissen und würde vielleicht noch lange darin gelebt haben, wenn nicht ein von großen Reisen zurückgekehrter Bruder des immer noch kranken Hotelbesitzers angekommen wäre.

„Ich lernte in diesem Bruder einen sehr achtbaren, umsichtigen und verständigen Mann kennen, und so leid es mir auch that, das Etablissement, welches ich durch meine gewissenhafte Verwaltung wirklich wieder in Flor gebracht, verlassen zu sollen, so sah ich doch in der nun dem Besitzer gebotenen Möglichkeit, mir einen vertrauenswürdigen Nachfolger zu geben, eine gute Gelegenheit zur Verwirklichung eines seit einiger Zeit in mir erwachten Wunsches — des Wunsches, die theure Heimath, das geliebte deutsche Vaterland wiederzusehen, und nach beinahe sechsjähriger Trennung die lieben Meinen zu begrüßen.

„Felgner schien auf meinen Vorschlag, sein Besitzthum von nun an, anstatt durch mich, durch seinen Bruder verwalten zu lassen, nur ungern einzugehen; dennoch aber wollte er mir nicht entgegen sein und gab mir die erbetene Entlassung.

„Gleichwohl vergingen mit Abschiedsbesuchen bei näher und entfernter wohnenden Freunden noch mehrere Monate, ehe ich meine Abreise ins Werk setzte, die allerdings unter mancherlei Drangsalen und Strapazen, im Ganzen aber doch glücklich von statten ging.

„Ob ich Amerika jemals wiedersehen werde, weiß ich nicht.

Jetzt gedenke ich, besonders da ich Aussicht habe, mir durch meine Schriftstellerei einen sehr guten Erwerb zu schaffen, einige Jahre hier zu bleiben, ob aber dann nicht, selbst wenn mir meine Bücher mit Gold aufgewogen würden, der Wandertrieb plötzlich wieder in mir erwacht und mich wieder in die Ferne hinaustreibt, daß weiß ich nicht. Ich weiß blos, daß dies wahrscheinlich eher geschehen wird, als nicht."

---

14. Kapitel.

Stillleben.

Vier Jahre sind für manche Menschen und Zustände eine nur sehr kurze Zeit, welche fast spurlos an ihnen vorübergeht, so daß sie am Ende derselben noch ganz dasselbe Bild darbieten, wie beim Beginn.

Ganz in derselben, ja in noch weit kürzerer Zeit können aber auch Veränderungen vorgehen, die den betreffenden Personen und Verhältnissen ein ganz anderes Gepräge geben.

Letzteres war mit den vier Individuen der Fall, die bis jetzt handelnd in unserer Geschichte aufgetreten sind, nämlich Gerstäcker, seinen beiden jugendlichen Freunden und der verwittweten Professorin.

Letztere weilte nicht mehr in der Wohnung, in welcher wir ihre Bekanntschaft gemacht und die sich, wie wir uns erinnern, in einer Straße der Vorstadt befand, sondern hatte sich eine kleinere in der innern Stadt gemiethet.

Ernst, ihr ältester Sohn, hatte kürzlich, nachdem er seine Lehrzeit in einem Leipziger Banquierhause beendet, auf das gute Zeugniß seines Prinzipals und auf Gerstäcker's Empfehlung gestützt, eine Anstellung in einem angesehenen Handelshause zu Boston erhalten, und seine Mutter, welche wohl eingesehen, daß alle ihre Versuche, ihm abzureden, erfolglos sein würden, hatte ihn mit Schmerz, aber auch mit Stolz ziehen lassen. Wenige Tage vor dem, an welchem wir unsere Geschichte wieder aufnehmen, hatte

sie einen Brief erhalten, welcher ihr Ernst's glückliche Ankunft am Ort seiner Bestimmung meldete.

Karl hatte sich dem Wunsche seiner Mutter und auch seiner eigenen Neigung folgend, den Wissenschaften gewidmet und war vor Kurzem schon in die Secunda der Nicolaischule eingerückt, um dann später auf der Universität philosophischen und philologischen Studien obzuliegen.

Den beiden Brüdern war vor ungefähr Jahresfrist ganz unerwartet von einem alten Verwandten ihres Vaters, den ihnen dieser kaum zwei oder drei Mal genannt, eine Erbschaft zugefallen, die, wenn auch nicht bedeutend, doch hinreichend war, in den Verhältnissen der Professorin und ihrer Söhne eine erfreuliche Aenderung herbeizuführen.

Sie ward zunächst dadurch in den Stand gesetzt, das für sie bei ihrer schwächlichen Gesundheit sehr anstrengende Unterrichtertheilen gänzlich aufzugeben und sich, abgesehen von den feinen Handarbeiten, von welchen sie sich infolge ihres angebornen Thätigkeitstriebes und ihrer erlangten Kunstfertigkeit immer noch nicht ganz trennen konnte, ausschließlich ihrem kleinen Hauswesen und der Sorge für den Sohn zu widmen, von dem sie wußte, daß er ihr stets treu zur Seite bleiben würde.

„Dahier, Karl", sagte sie, als er an dem Tage, von welchem wir jetzt sprechen, aus der Schule nach Hause kam, „dahier, nimm Ernst's Brief und geh damit zu unserm Freund Gerstäcker. Du hättest es schon vorgestern oder gestern thun sollen, denn er wird sich freuen zu lesen, was Ernst schreibt."

Karl, jetzt ein schon ziemlich hochaufgeschossener Jüngling von fünfzehn Jahren, nahm den Brief, steckte ihn in die Seitentasche seines schwarzen Schülerröckchens und sagte:

„Jetzt kann ich nicht zu Herrn Gerstäcker gehen, Mama. Jetzt arbeitet er, wie Du weißt, und da läßt er sich nicht stören. Heute Nachmittag will ich gleich von der Schule aus zu ihm gehen. Um diese Zeit hat er Feierabend gemacht und wird zu sprechen sein."

Karl's Mutter erklärte sich hiermit einverstanden und setzte dann hinzu:

„Vielleicht bekommst Du bei dieser Gelegenheit auch seine Frau zu sprechen und kannst sie fragen, ob sie sich nun in Leipzig eingerichtet hat, und sie bitten, mich recht bald wieder einmal durch ihren Besuch zu erfreuen. Sie ist jetzt wohl seit vierzehn Tagen nicht bei uns gewesen und hat meinen letzten Besuch noch nicht erwidert."

„Ich bin neugierig", sagte Karl altklug, „ob sie, die ehemalige Schauspielerin, sich recht an das einfache regelmäßige Leben, welches unser Freund trotzdem, daß er zum Umherschweifen geboren zu sein scheint, jetzt führt, wird gewöhnen können, oder ob sie sich nicht in ihre früheren Verhältnisse und nach dem schönen Dresden zurücksehnt, wo ihr sicherlich weit mehr Abwechselung und Zerstreuung geboten gewesen ist, als hier."

„O!" rief die Professorin, über die bedächtige Miene, mit der ihr Sohn sprach, lächelnd, „ich zweifle nicht im mindesten daran, daß die junge Frau unseres Freundes das stille Glück, welches ihr neuer Stand ihr bietet, zu würdigen wissen wird. Wie erfreulich muß es für sie sein, einen Gatten zu haben, der sich einem Berufe widmet, in welchem er nicht blos Ehre, sondern — was in der Welt, wie sie einmal ist, viel zu bedeuten hat — auch reichen klingenden Lohn erntet."

„Ja", stimmte Karl bei, „bei seinem ungeheuern Fleiße muß er viel Geld verdienen. Er schüttelt ein interessantes Buch nach dem andern förmlich aus dem Aermel, wie man zu sagen pflegt. Alle Buchhändler wollen Produkte seiner Feder verlegen und er kann sich vor Aufträgen nicht retten."

„Das macht, weil er auf dem Gebiete der Schriftsteller, welches er sich ausersehen hat, eine ganz neue und originelle Erscheinung ist", bemerkte die Professorin. „So viel auch bereits über Amerika geschrieben worden, so hat es doch bis jetzt noch keinen Autor gegeben, der so tief in den Geist des amerikanischen Lebens eingedrungen wäre, daß er nicht blos, was er selbst erlebt und gesehen, sondern auch das, was er von Andern gehört, auf so einfache und doch so fesselnde Weise wiederzuerzählen versteht, daß der Leser sich unwiderstehlich angezogen fühlt und jede neue

Gabe, die ihm der Verfasser bietet, mit einem Vertrauen entgegennimmt, welches niemals getäuscht wird."

„Das ist sehr wahr, Mama", sagte Karl. „Schon die „Streif- und Jagdzüge", die er bei uns geschrieben, sind, wie die Buchhändler sagen, von einem durchschlagenden Erfolg begleitet gewesen. Die „Regulatoren in Arkansas" und die „Flußpiraten des Mississippi" haben die allgemeine Aufmerksamkeit der Lesewelt in immer höherem Grade auf ihn gelenkt und von dem neuen Werke, an welchem er jetzt arbeitet und welches den Titel: „Die Quäckerstadt und ihre Geheimnisse" führen wird, bin ich überzeugt, daß es seinen ersten Leistungen nicht nachstehen wird."

„Das glaube ich auch", sagte die Professorin. „Bleibt ihm der Erfolg in der seitherigen Weise treu, und findet er in seiner Häuslichkeit das Glück, welches er sich davon versprochen, so wäre es leicht möglich, daß er, so jung er auch noch ist, ruhig hinter dem Schreibtisch sitzen bliebe und seinem Hang, in der Ferne die Abenteuer und Erregungen zu suchen, von welchen hier und an andern Brennpunkten der Cultur einmal keine Rede sein kann, Schweigen geböte. Nur fürchte ich, daß noch ein anderer Umstand sich geltend machen und ihn selbst aus den glücklichsten Verhältnissen wieder in die weite Welt hinaustreiben kann."

„Was für einen Umstand meinst Du, Mama?" fragte der Secundaner, als die Professorin schwieg.

„Das Sprüchwort", entgegnete diese nach einer kleinen Pause, „sagt: „Es schöpft sich zuletzt ein Brunnen aus", und so reiches Material unser Freund auf seinen Reisen auch gesammelt hat und wie ergiebig er dasselbe auch mit Hülfe seiner fruchtbaren Phantasie zu machen weiß, so läßt sich doch annehmen, daß über kurz oder lang ein Stoff, von welchem unablässig ein Quantum nach dem andern verarbeitet wird, endlich auf die Neige geht. Aus fremden Quellen wird unser Freund nicht schöpfen wollen, weil dies seiner Originalität Abbruch thun würde, und es wird ihm daher nichts weiter übrig bleiben, als gleich der Biene wieder auszufliegen und neuen Blumenstaub zu sammeln, um denselben nach

glücklicher Heimkehr in Honig verwandeln und seinen Lesern auftischen zu können."

„Ich halte das selbst für wahrscheinlich, Mama," entgegnete Karl, nachdem er sich die Worte seiner Mutter in seiner verständigen Weise eine Weile überlegt; „wenn ich heute Nachmittag zu ihm komme, werde ich eine Frage in dieser Beziehung riskiren."

„Dann sei aber ja vorsichtig, mein Karl, und thue diese Frage blos, wenn Madame Gerstäcker nicht zugegen ist", sagte die Professorin und verließ dann das Zimmer, um gemeinschaftlich mit ihrer Dienerin das Mittagsmahl zum Auftragen fertig zu machen.

Als Karl Nachmittags zu Gerstäcker kam, traf er diesen allein und mit Zeitunglesen beschäftigt auf dem Sopha sitzen. Die junge Frau war ausgegangen, um allerhand Einkäufe zu besorgen.

Der so schnell berühmt gewordene Schriftsteller hieß, wie stets, seinen jungen Freund herzlich willkommen, und als er den Brief, den dieser in der Hand trug, erblickte, rief er:

„Du bringst mir einen Brief von Deinem Bruder, lieber Karl, nicht wahr! Gieb schnell her!"

Und in seiner hastigen, ungestümen Weise das Zeitungsblatt, in welchem er gelesen, von sich werfend, riß er dem Secundaner den Brief förmlich aus den Händen und schlug ihn auseinander.

„Na, siehst Du", sagte er, nachdem er den kurzen Inhalt rasch durchflogen, „da ist ja unser guter Ernst also richtig am Ort seiner Bestimmung angelangt. Es freut mich dies nicht blos um seiner selbst, sondern auch um Deiner guten Mutter und Deiner willen, denn Ihr zwei fürchtet fortwährend, daß er nicht lebendig hinüberkommen würde."

„O", bemerkte Karl, „er wäre auch nicht der Erste gewesen, der auf einer solchen Reise seinen Tod gefunden hätte."

„Nein, und wahrscheinlich auch nicht der Letzte", sagte Gerstäcker lächelnd. „Gefahren ist man, wenn man auf Reisen geht, allerdings in höherem Grade ausgesetzt, als wenn man daheim bleibt bei Muttern, und wer Gefahren nicht liebt, der thut am Besten, wenn er das letztere Theil erwählt. „Eines schickt sich nicht für Alle", sagt unser großer Dichter, und das ist auch recht gut, denn

wenn alle Welt auf Reisen gehen wollte, so bliebe ja Niemand zu Hause, und das wäre weit schlimmer, als wenn gar Niemand verreiste. Ernst sagt am Schlusse seines kurzen Briefes, er werde uns nach einigen Monaten, nachdem er Land und Leute einigermaßen kennen gelernt und einige Erfahrungen gemacht, einen recht langen und ausführlichen Bericht übersenden. Auf diesen freue ich mich, denn Ernst ist ein feiner Beobachter und vielleicht liefert mir das, was er uns meldet, interessanten Stoff, den ich mit in meine Bücher verweben kann."

Diese Worte erinnerten Karl an das, was er zu einer früheren Stunde des Tages mit seiner Mutter besprochen, sowie an die Frage, die er sich vorgenommen, an seinen Freund zu stellen.

Er konnte das jetzt thun, ohne dadurch der ihm von seiner Mutter ertheilten Mahnung entgegenzuhandeln, denn die junge Gattin des Schriftstellers war ja in diesem Augenblick nicht zugegen.

„Herr Gerstäcker", hob er daher an, „ich begreife wirklich nicht, wie der Schatz Ihrer gesammelten Erfahrungen und Erlebnisse immer noch so auslangen kann, daß Sie dadurch in den Stand gesetzt werden, ein Buch über Amerika nach dem andern in die Welt senden zu können."

„„Du gleichst dem Geist, den Du begreifst, nicht mir." Dies ist abermals ein Wort unseres großen Dichters, welches hier Anwendung leidet. Wer noch nicht selbst die Feder in die Hand genommen hat, um etwas zu schaffen, der hat auch keinen Begriff davon, wie die Ideen im Hirn des Schriftstellers quellen, so daß er dadurch in den Stand gesetzt wird, die Thatsachen wie die bunten Steinchen eines wohlgeschüttelten Kaleidoskops immer neu zu gruppiren und seinen Zwecken dienstbar zu machen."

Karl schwieg und sah seinen federgewandten Freund blos an, denn seinem einfachen Verstande erschien das, was er soeben gehört, nicht völlig klar.

Gerstäcker nahm hiervon keine Notiz, sondern fuhr nach einigen Secunden fort:

„Trotzdem gestehe ich, daß mir eine tüchtige Zufuhr von neuen

Reiseeindrücken gar nicht unerwünscht wäre. Kommen die Bilder gleich fertig, so braucht man das Kaleidoskop nicht zu schütteln. Wenn aber der Berg nicht zu Muhammed kommt, so muß Muhammed zum Berge gehen, das heißt in meinem Falle: Wenn die gewünschten Bilder nicht von selbst geflogen kommen, so muß ich mich aufmachen, um sie einzufangen."

„Aber", sagte Karl, „Sie werden doch Ihre junge Frau nicht jetzt schon verlassen wollen? Oder wollen Sie sie vielleicht mitnehmen?"

Gerstäcker lachte laut auf.

„Mitnehmen?" wiederholte er. „Das wäre ein schönes Reisen! Handelte es sich um eine Reise nach Paris oder London, wo man aus dem Eisenbahnwagen auf das Dampfschiff, vom Dampfschiff in die Droschke und aus der Droschke über die Schwelle des Hotels steigt, ja, dann würde mir die Begleitung meiner Frau zum größten Vergnügen gereichen. Auf einer Reise in die Gegenden aber, die ich sehen möchte und wo es Drangsale und Entbehrungen aller Art zu ertragen giebt, taugt Frauenbegleitung nichts. Uebrigens ist von jetzt verlassen keine Rede. Wenn ich den Stoff, den ich gegenwärtig noch vorräthig habe, geschickt verwende, so kann ich recht gut noch zwei Jahr arbeiten, ohne mich nach neuem umsehen zu müssen."

„Und", fragte Karl, „würden Sie dann wieder die Gegenden besuchen, wo Sie schon einmal waren?"

Der Schriftsteller schüttelte den Kopf und antwortete:

„O nein! Wiedersehen möchte ich diese Gegenden allerdings einmal; das nächste Ziel einer neuen Reise aber, wenn ich eine solche unternähme, würden sie nicht sein. Die Länder, die ich vor allen andern zu besuchen wünschte, wären Südamerika und Australien."

„Australien!" wiederholte Karl. „Das wäre ja noch viel weiter, als Amerika!"

„Allerdings", bestätigte Gerstäcker. „Es wäre dies eine Reise, die viel Zeit, aber auch viel Geld in Anspruch nehmen würde,

und dies ist auch ein Grund, weshalb ich vor der Hand nicht daran denken kann."

„Aber", sagte Karl naiv, „bei Ihrem Fleiße, Herr Gerstäcker, und bei dem reichlichen Honorar, welches man Ihnen jedenfalls für Ihre Arbeiten zahlt, sollte ich meinen, Sie wären jetzt schon ein reicher Mann."

Gerstäcker strich dem Secundaner von der Stirn abwärts über das Gesicht, als wenn er sagen wollte: „Du Tolpatsch!" Wirklich aber sagte er blos:

„Du redest, wie Du es verstehst, mein Junge. Eine solche Reise, wie ich beabsichtige, würde wenigstens fünftausend Thaler kosten; daß aber ein deutscher Schriftsteller, der nicht für sich allein zu sorgen hat, auch wenn er für seine Arbeiten gut bezahlt wird, eine solche Summe nicht so leicht erübrigt, das weiß Jeder, der die hier einschlagenden Verhältnisse kennt."

Karl's ausdrucksvolles Gesicht zeigte einen gewissen Anflug von Niedergeschlagenheit, während er antwortete:

„Aber dann, Herr Gerstäcker, ist es ja sehr fraglich, ob Sie diese Reise jemals machen können."

„Das ist leider wahr", sagte der Schriftsteller. „Freilich, lebten wir in einem Lande, wie Frankreich und England, wo Reisende, welche schon bewiesen haben, daß sie das Zeug dazu besitzen, ihre Aufgabe genügend zu lösen, von der Regierung und wissenschaftlichen Corporationen, die sich im Besitz von reichen Mitteln befinden, nachhaltig unterstützt werden, so wäre es etwas Anderes. In unserem jetzigen Deutschland aber ist es in dieser, wie in so vielen anderen Beziehungen ein Elend. Die kleinen Staaten können für solche Zwecke nichts ausgeben und die großen wollen nicht."

„Das ist ja traurig!"

„Ja, sehr traurig, aber trotzdem darf man den Muth nicht verlieren. Allen Anzeichen nach haben wir in einem der nächsten Jahre einen großen politischen Sturm zu erwarten, der nur auf einen Anstoß von außen wartet, um zum Ausbruch zu kommen. In dem Eisenbahn- und Dampfschiffzeitalter, worin wir leben,

dauern Revolutionen nicht mehr so lange wie früher, und wer weiß, ob unser großes Vaterland nicht binnen verhältnißmäßig kurzer Zeit eine Gestaltung gewinnt, welche Manches möglich macht, was jetzt als geradezu unmöglich erscheint."

Karl war kein Freund von Politik und obschon zu jener Zeit — kurz vor dem großen Revolutionsjahr 1848 — selbst Gymnasiasten die sogenannten brennenden Tagesfragen mit großem Eifer zu discutiren begannen, so hatten doch dergleichen Discussionen für ihn nichts sonderlich Anziehendes.

Auch jetzt verspürte er nicht die mindeste Lust, seinem Freund auf das Gebiet der Politik zu folgen, und es war ihm daher sehr lieb, als in diesem Augenblick die von ihren Geschäftsgängen heimgekehrte Gattin des Schriftstellers eintrat und sich an der Unterhaltung betheiligte, die nun natürlich sofort eine andere Wendung nahm und sich um ganz andere und gemüthlichere Dinge drehte, als um Revolutionen und Reiseprojecte.

---

15. Kapitel.

„Auf, Matrosen, die Anker gelichtet!"

Es ist eine bekannte Sache, daß Leute, die weite Reisen gemacht und mancherlei Abenteuer erlebt haben, nicht immer der strengen Wahrheit treu bleiben, sondern nach Art des berüchtigten Herrn von Münchhausen außer dem, was sie wirklich erlebt, noch allerlei wunderbare Dinge ersinnen, die sie Dem, der ihnen Gehör schenkt, als Wahrheit auftischen.

Von dieser, im Grunde genommen sehr verzeihlichen, Schwäche war Gerstäcker völlig frei, aber dennoch gestattete er sich zuweilen ebenfalls eine harmlose Unwahrheit, obschon der Beweggrund, der ihn hierbei leitete, ein durchaus edler und achtungswerther war. Er gehörte nämlich zu der Klasse von Menschen, die, wie man zu sagen pflegt, lieber Neider als Mitleider haben wollen, und wenn man

ihn nach seinen Vermögensverhältnissen fragte, so stellte er dieselben in der Regel besser dar, als sie waren.

Auf diese Weise hatte er sich auch in Bezug auf seinen schriftstellerischen Erwerb einige Abweichungen von der Wahrheit gestattet. Derselbe war bis jetzt noch keineswegs so glänzend, wie Karl und seine Mutter den Aeußerungen ihres Freundes zufolge annahmen, denn dieser hatte zeither nicht blos immer noch Mühe gehabt, seine Erzeugnisse zu verwerthen, sondern sie dann auch immer noch kärglich bezahlt erhalten.

Allerdings ward es in dieser Beziehung immer besser und er konnte mit seiner Gattin von dem Ertrage seiner Feder ganz anständig leben, von Sparen aber und Sammeln eines Kapitals, wie es die Reise, die er im Sinne hatte, erforderte, hatte noch keine Rede sein können.

Groß war daher seine Freude, als seine in politischer Hinsicht gehegten Hoffnungen in Erfüllung gehen zu sollen schienen und nach der gewaltigen Bewegung von 1848 wirklich ein Versuch zur Begründung einer deutschen Einheit gemacht und ein deutsches Reichsministerium eingesetzt ward.

Nun hielt Gerstäcker die Zeit für gekommen, die zur Verwirklichung seines Planes erforderlichen Schritte zu thun, und reichte sein von einflußreichen Persönlichkeiten unterstütztes Gesuch um Gewährung einer Reiseunterstützung ein.

Diese ward ihm auch gewährt, leider aber lange nicht in der Höhe, die er gehofft, denn statt fünftausend bewilligte man ihm blos fünfhundert Thaler.

Gleichzeitig aber ward er von der bekannten großen Buchhandlungsfirma Cotta aufgefordert, Reiseberichte für die Augsburger Zeitung zu schreiben, und ihm zu diesem Zwecke ein Vorschuß von vierhundert Thalern angeboten.

Freilich waren dies zusammen immer noch nicht fünftausend, ja nicht einmal eintausend Thaler, der Reisedrang war aber in Gerstäcker zu mächtig, und er beschloß, selbst mit diesem ungenügenden Fonds, auf sein gutes Glück vertrauend, das Unternehmen zu wagen, zumal da er auch eine nicht ganz unbedeutende

Summe von einem Leipziger Buchhändler zu fordern hatte, welche dieser in gewissen Terminen an Gerstäcker's Gattin zu zahlen versprach, so daß diese mit ihrem Kind mittlerweile zu leben hatte.

Noch in der ersten Hälfte des Monats März 1849 nahm Gerstäcker daher von Weib, Kind und Freunden Abschied, um die Reise anzutreten, von welcher er erst nach länger als drei Jahren zurückkehrte.

Bei seinen beschränkten Mitteln mußte er sich entschließen, diese zweite Reise nach Amerika, ebenso wie die erste, mit der billigsten Gelegenheit, das heißt mit einem Auswandererschiffe, zu machen. Doch hatte dieser Umstand für ihn, der die ihn erwartenden Unbequemlichkeiten und Entbehrungen schon kannte, nichts Abschreckendes, und somit ging er wohlgemuth an Bord des in der Weser liegenden Schiffes der „Talisman".

Dieses Schiff war noch ziemlich neu, der Kapitain schien ein artiger und seinem Posten vollkommen gewachsener Mann zu sein, die Passagiere gehörten fast durchgängig der gebildeten Klasse an, und es stand daher, wenn auch Wind und Wetter sich günstig gestalteten, eine angenehme und rasche Fahrt zu hoffen.

Acht Tage dauerte es, ehe das Schiff des widrigen Windes wegen auslaufen konnte, als es aber einmal die Wesermündung erreicht hatte, bläheten sich allmälig die Segel, der Wind ward frischer und kräftiger, es dauerte nicht lange, so kam man in die Nordsee, am Abend des nächstfolgenden Tages sah man die Leuchtthürme von Dover und Calais, und einige Tage später hatte man den sonst wegen seiner Stürme und zahlreichen Klippen so gefürchteten englischen Kanal glücklich hinter sich.

Die Fahrt ging auch weiterhin so gut von statten, daß man schon Ende April in die Nähe des Aequators kam, unter welchem man, wie unsere jungen Leser recht wohl wissen, die Linie versteht, welche man sich um die Mitte der Erdkugel herumgezogen denkt. Die Hitze, welche hier als fürchterlich geschildert wird, fand Gerstäcker nicht sehr drückend und bei dem fast fortwährend herrschenden Luftzuge sogar leicht erträglich.

Beim Passiren der Linie fand, wie auf andern Schiffen zu

geschehen pflegt, auch auf dem „Talisman“ die gewöhnliche possenhafte Ceremonie statt. Einige Matrosen verkleideten sich als Neptun und dessen Gemahlin nebst Gefolge, und unterzogen die Passagiere, die nicht schon früher eine solche Reise mitgemacht, der sogenannten tropischen Taufe, welche darin besteht, daß man ihnen einen Eimer Seewasser über den Kopf gießt und sie dann einzuseifen und zu rasiren droht, wenn sie sich nicht durch ein kleines Geldgeschenk loskaufen.

Am 11. Mai, nachdem man kurz zuvor einen mehrtägigen Sturm überstanden, bekam man die malerischen Küstengebirge Brasiliens in Sicht und zwei Tage später lief man in den prachtvollen Hafen von Rio de Janeiro ein.

Die Fahrzeuge, welche in diesem Hafen lagen, waren überaus zahlreich und größtentheils nach Californien bestimmt, wo das Goldfieber in immer höherem Grade grassirte.

Gleich am Tage nach seiner Ankunft war Gerstäcker Augenzeuge eines öffentlichen Stiergefechts — eines Schauspiels, welchem die Bewohner von Rio de Janeiro mit demselben leidenschaftlichen Interesse beizuwohnen scheinen, wie die von Madrid und Sevilla.

Nachdem sich unser Reisender die originelle Hauptstadt Brasiliens mit ihrer Bevölkerung, in welcher alle Hautfarben, vom tiefsten Schwarz des Congo-Negers bis zum durchsichtig zarten Weiß der englischen Lady, verteten sind, einige Tage lang angesehen, fand er Gelegenheit, mit einem andern Schiffe seine Reise nach Buenos Ayres fortzusetzen, wo er sich einige Wochen aufzuhalten und dann weiter nach Valparaiso am Stillen Meer zu gehen gedachte.

Die Fahrt von Rio de Janeiro nach Buenos Ayres kann bei günstigem Winde in fünf bis sechs Tagen zurückgelegt werden, das Schiff aber, mit welchem unser Held die Reise machte, ward am vierten Tage der Fahrt von einem der in jenen Regionen häufig vorkommenden Stürme, einem sogenannten Pampero, überfallen, dessen Eigenthümlichkeit darin besteht, daß er fortwährend die Richtung wechselt und nicht selten die Runde durch die ganze Windrose macht, wobei natürlich dem davon betroffenen Schiffe grausam mitgespielt wird.

Infolge dieses Sturmes, welcher mehrere Tage anhielt, vergingen volle sechzehn Tage, ehe der „San Martin" auf der Rhede von Buenos Ayres vor Anker ging.

Gerstäcker fand die Hauptstadt der Argentinischen Republik noch weit origineller, als die des Kaiserthums Brasilien. Besonders interessirten ihn die abenteuerlichen, phantastischen Gestalten, von welchen es am Strande wimmelte. „Finstere, scharfgezeichnete und sonngebräunte Gesichter", sagt er in seinem Bericht, „starrten überall unter schwarzen Hüten und rothen Mützen auf uns hin, und wohin auch das Auge fiel, begegnete ihm grelle, bunte, meist aber zinnoberrothe Farbe. Die Tracht der Männer erhöhte dabei das Malerische der Farben. Den Kopf bedeckt meistens eine rothe, stets keck auf einer Seite getragene Mütze. Der Poncho oder Mantel — ein viereckiges Stück Zeug, durch dessen aufgeschlitzte Mitte der Kopf gesteckt wird — fällt in malerischen Falten um den Körper nieder, und wird gewöhnlich nur über dem rechten Arm durch einen Knopf oder Haken in die Höhe gehalten, um freie Bewegung zu gestatten. Die Beine stecken darunter in weißen langbefranzten Unterhosen, zwischen denen wieder ein buntfarbiges Tuch um die Lenden gegürtet ist, die Füße meistens in ungegerbten Kuh- oder Pferdebeinhäuten. So ausstaffirt, hängt der Gaucho, wie man die halbwilden Bewohner dieser Regionen nennt, auf seinem Pferde, und die vorn aus dem Hautstiefel schauenden Zehen in den kleinen schmalen Steigbügel gestützt und die Linke träg auf den hinten am Sattel befestigten Lasso oder Fangriemen gestemmt, schaut er mit den scharfen, dunklen Augen mürrisch auf den Fremden hin, wirft sich dann im Sattel herum und sprengt im gestreckten Galopp das Ufer entlang."

Bett und Kost fand Gerstäcker ohne große Schwierigkeit und dabei auch zu sehr mäßigem Preise in einem englischen Haus, worin gewöhnlich deutsche und dänische Kapitaine logirten.

Vor allen Dingen erkundigte er sich, ob er jetzt eine Reise durch die Pampas unternehmen könne, erhielt aber zu seinem Leidwesen die Antwort, daß dies ein Ding der Unmöglichkeit sei, denn die im Zustande der Empörung befindlichen Pampasindianer durch-

streiften in Banden von zwei- bis dreihundert Mann die Steppen nach allen Richtungen. Fiele er ihnen in die Hände, so sei er verloren, denn Frauen und Mädchen würden von ihnen gefangen fortgeschleppt, während man den Männern einfach die Hälse abschnitte. Käme auch er im glücklichsten Falle bis Mendoza, so müsse er immer dort liegen bleiben, denn von einem Uebersteigen der Cordilleren könne jetzt, im Monat Juli, also im Winter, keine Rede sein.

Alles dies aber konnte unsern muthigen Reisenden nicht irre machen, und er blieb seinem Vorsatz, nachdem er sich in Buenos Ayres und dessen Umgebung ein wenig umgesehen, auf alle Fälle die Wanderung durch die Pampas zu unternehmen, unabänderlich treu.

---

16. Kapitel.

Durch die Pampas über die Cordilleren nach Valparaiso.

Auf Erkundigung erfuhr Gerstäcker, daß der argentinische Correo oder Postcourier nächstens von Buenos Ayres nach Mendoza, einem kleinen Städtchen am Fuße der Cordilleren, abgehen würde. Er suchte denselben auf und schloß mit ihm einen Vertrag, durch welchen der Correo sich gegen Zahlung einer mäßigen Summe verpflichtete, den Reisenden mitzunehmen und unterwegs für frische Reitpferde und Beköstigung zu sorgen.

Der ganze Trupp, welcher am 17. Juni aufbrach, bestand aus vier Pferden und drei Personen, nämlich dem sogenannten Postillon, der ein ziemlich großes und schweres Felleisen hinter sich auf den Sattel geschnallt hatte und das Lastthier mit seinen vier in ungegerbte Häute sorgfältig eingenähten und auf seinem Rücken festgeschnürten Packeten an der Leine führte. Dann kam der Correo im blauen Poncho mit hellfarbigen hohen Reitstiefeln, aus deren einem der Griff des darin steckenden langen Messers

herausragte, riesigen Sporen, rundem Filzhut und einer tüchtigen Peitsche in der Hand. Neben dem Correo ritt Gerstäcker selbst im grauwollenen Staubhemd, schwarzem breitkrämpigem Filzhut, hohen deutschen Wasserstiefeln mit ebenfalls einem Messer darin, die Büchsflinte an die Seite geschnallt, die Pistolen im Gürtel und den Poncho mit der wollenen Decke hinten auf's Pferd an den Sattel festgebunden.

Schon vom dritten Tage an begann der Ritt durch die wunderbaren unermeßlichen grünen Ebenen, welche man Pampas nennt, und am fünften kam man in die Provinz Santa Fé, wo das, was Gerstäcker schon in Buenos Ayres gehört, nämlich daß die Pampasindianer kürzlich wieder ausgebrochen seien und die Ansiedelungen der Argentiner bedrohten, volle Bestätigung fand.

Einen sehr unangenehmen Eindruck auf den Reisenden machten die vielen Kreuze, die am Rande der Straße standen. Es waren dies größtentheils ganz einfache mit Riemen von ungegerbten Leder zu einem Kreuz verbundene Stücke Holz, welche die Stelle bezeichneten, wo ein Reisender oder auch ein Einheimischer ermordet worden. Es sind nämlich nicht blos die Indianer, welche der Wanderer auf dem Wege durch diese grünen Steppen zu fürchten hat, sondern die Gauchos sind ebenfalls ein wilder blutdürstiger Menschenschlag und die Streitigkeiten, die sie fortwährend unter einander haben, sind ebenso wie ihre Habgier und ihre Rachsucht die Ursachen, aus welchen mancher offene Todtschlag und mancher heimliche Mord verübt wird.

Am neunten Tage des anstrengenden Rittes, während dessen man bald in einsamen Häusern, bald in kleinen elenden Ortschaften übernachtete, zeigten sich die ersten Berge, nämlich die Cordobahügelkette; noch weit interessanter aber war es für Gerstäcker, von dem Correo zu hören, daß in der nächsten Ortschaft, die man erreichen würde, ein Deutscher wohne. Natürlich suchte er denselben sofort nach der Ankunft in dem betreffenden Städtchen auf und fand in ihm einen aus Mainz gebürtigen Hutmacher, dessen Frau zugleich einen Materialwaaren- und Victualienhandel betrieb,

und der sich während der siebzehn Jahre seines Hierseins so entnationalisirt hatte, daß er gar nicht mehr ordentlich deutsch konnte.

In San Luis, der Hauptstadt der Provinz gleiches Namens, hoffte unser Reisender nach dem, was ihm mitgetheilt worden, wieder einige Deutsche zu treffen, sah sich aber in in dieser Hoffnung getäuscht. Die einzigen Fremden, die es hier gab, waren Franzosen und Italiener und auch diese waren nur in ganz schwacher Anzahl vertreten.

So ging es Tag für Tag fort durch die kein Ende nehmen zu wollen scheinenden Steppen, bis man endlich am 6. Juli Nachmittags zwei Uhr in die freundlichen breiten Straßen von Mendoza einritt. Es war ein stolzes ermuthigendes Gefühl, welches das Herz unseres Reisenden in diesem Augenblick bewegte. Hinter ihm lagen jetzt die mit so vielen wirklichen und eingebildeten Schrecknissen bevölkerten Pampas, der lange ermüdende Ritt und die gefürchteten, aber nicht zum Vorschein gekommenen wilden Horden der blutdürstigen Indianer. Er konnte nun ausruhen von den überstandenen Strapazen und er war nicht gesonnen, sich diese drei oder vier Tage der Ruhe durch den Gedanken an das zu verbittern, was ihm in den Cordilleren mit ihren Abgründen und Schneestürmen vielleicht bevorstand.

Man hatte ihm gesagt, daß er in Mendoza, einer Stadt von achttausend Einwohnern, eine ziemliche Anzahl Deutsche treffen würde; er fand deren jedoch nur drei — einen aus Gera gebürtigen Hutmacher, der bei Haugk in Leipzig gelernt hatte, dessen Gesellen und einen jungen Goldarbeiter aus Hannover.

Große Mühe kostete es dem Weltreisenden, einen Führer über die Cordilleren aufzutreiben; endlich jedoch fand sich einer und das Nächste war nun, die nöthigen Mundvorräthe einzulegen. Diese bestanden hauptsächlich in getrocknetem Fleisch, welches die Argentiner zu diesem Zwecke auf ganz besondere Weise zuzubereiten wissen. Das an und für sich schon feste getrocknete Fleisch wird nämlich noch mit Hämmern so fest zusammengeschlagen, daß es wie dicke Pappe aussieht und auch ebenso leicht zu kauen ist. Dann wird es noch fest in ein kleines Packet geschraubt, so daß es zuletzt eine

steinartige, harte, felsenschwere Masse bildet, von welcher sich die einzelnen dünnen Scheiben ablösen, wie Marienglas. Es steht zu bezweifeln, daß diese Methode, eine nicht unbedeutende Quantität Nahrungsstoff in einen möglichst engen Raum zusammenzudrängen, noch übertroffen werden könne.

Der übrige Proviant bestand aus einer gewissen Art harter, aber vortrefflicher Zwiebacke, einigen Zwiebeln, etwas rothem Pfeffer und einem kleinen Vorrath von gebranntem und gemahlenen Kaffee. Das Küchengeräth, welches man mitnahm, bestand in einem einzigen eisernen Topfe.

Hell und klar stand noch der Mond am Himmel, als am 12. Juli früh die kleine Karawane sich in Bewegung setzte. Vier Personen bildeten dieselbe — der Reisende selbst, der Führer und zwei Diener oder Knechte, von welchen der eine das Gepäck, der andere den Proviant und den Kohlenvorrath transportiren sollte. Man ritt übrigens nicht mehr auf Pferden, sondern auf Maulthieren, denn Pferde würden in den Engpässen, die es nun zu passiren geben sollte, nicht blos nicht fortgekonnt, sondern auch den Reiter, wenn er nicht fortwährend hätte zu Fuße gehen wollen, zu sehr gefährdet haben.

Als man nach dreitägigem Ritt die schon mit Schnee und Eis bedeckten höchsten Gipfel der ersten niedrigen Gebirgskette erreicht hatte, öffnete sich plötzlich ein Panorama, welches auf den Weitgereisten, der doch schon so viele Naturschönheiten geschaut, den gewaltigsten Eindruck machte. Unter ihm zu seinen Füßen lag das die Cordilleren unmittelbar umschließende Thal und schroff und scharf stiegen aus diesem empor die gewaltigen Berge, die Riesenleiber, in ihre weißen blitzenden Schneedecken gehüllt und hineinragend in die Wolken mit den starren, zackigen Kronen. Dabei sah es nicht aus, als ob der Schnee auf diese Berge niedergefallen wäre, sondern der ganze obere Theil der Gebirgsmasse schien aus Schnee und Eis zu bestehen, so blitzte und funkelte und strahlte es im hellen, fröhlichen Sonnenlicht. Nur hier und da, wo die senkrecht niederschießenden Hänge so schroff und glatt abfielen, daß auch nicht eine Flocke hätte daran haften können, zeigte der alte

Berg die nackten Glieder und verrieth dadurch die ungeheuern Schichten des gefangenen Schnees, der in seine Zacken hineingeweht worden und dort Schluchten ausfüllte, in welchen andere Gebirge Raum gehabt hätten.

Anfangs war der Weg, selbst nachdem man das Thal schon lange hinter sich hatte, ziemlich gut, das heißt allerdings steil und abschüssig, aber doch immer noch breit und nicht gefährlich. Je weiter man aber hineinkam, desto höher mußte man auch hinauf und desto näher traten von beiden Seiten die Gebirge zusammen, so daß der plötzlich ganz schmale Pfad anfing, an steilen bröckligen Schluchten hinzuführen und die Maulthiere nicht mehr die Wahl hatten, wo sie gehen wollten, sondern sich auf den einen schmalen Weg verwiesen sahen. Oft passirten die Reisenden Plätze, wo links der Abgrund viele hundert Fuß hoch steil unter ihnen lag, während rechts schroffe vorragende Felsstücke jedes Abdrängen davon auf das Unerbittlichste versagten.

Dabei führt der Maulthierpfad auch gerade am alleräußersten Rand hin, denn die Maulthiere müssen mit ihren Päcken so weit vom Felsen abgehen wie nur möglich, weil sie, sobald sie an diesen hart anstoßen, verloren sind. Für den an solche halsbrechende Partien nicht gewöhnten Europäer hat es etwas höchst Fatales, das Thier, auf dem er reitet, scheinbar über dem Abgrund fortschreiten zu sehen, während doch zur Rechten noch gewiß sechs Zoll Raum sind, die es mindestens ein klein wenig von dem gähnenden Schlund abbrächten.

Auch dem Helden unserer Erzählung kam es so vor und als er, scheu zwischen dem Steigbügel und der Schulter des Thieres hinabschauend, in die Tiefe blickte und dort die Masse von Maulthiergerippen sah, die mahnend zu ihm heraufstarrten, da griff er fast unwillkürlich dem Thier, das er ritt, in die Zügel und that auf diese Weise etwas, was der Reiter an solchen Stellen nur im äußersten Nothfall thun soll. Dadurch nämlich, daß er den Kopf seines Maulthiers vom Abgrund wegzudrängen suchte, verlor dieses seinen sichern Schritt, trat zu weit seitwärts, stieß mit der Satteltasche an den Felsen an, erschrak wahrscheinlich selbst darüber

und — nein, lieber Leser, es stürzte nicht mit seinem Reiter in die Tiefe hinab, denn dann hätte er ja dies Alles nicht erzählen können — es stolperte nur. Aber als es fehltrat und der Stein, an den es stieß, nur eben vielleicht einen Zoll breit von seiner Stelle gestoßen wurde und auch gleich geräuschlos in die Tiefe stürzte, wo er lange, lange nachher dumpf dröhnend anschlug, da lief es dem Reiter eiskalt und fröstelnd den Rücken hinunter und es war ihm, als ob ihm das Blut in den Adern stockte.

Die Maulthiere sind aber ganz vortreffliche Geschöpfe und das unseres Helden schritt gleich darauf so ruhig und sicher, als ob gar nichts vorgefallen wäre, über die gefährliche Stelle hinweg. Er aber ließ ihm von nun an, besonders an derartigen Orten, den Zügel vollkommen und befand sich nur wohl dabei.

Endlich am siebenten Tage nach dem Aufbruche von Mendoza kam man an die letzte Kuppe, die man ihrer Steilheit wegen zu Fuße erklimmen mußte. Trotz der ungeheuern Anstrengung schüttelte Gerstäcker alle Müdigkeit von sich und vergaß alle Strapazen, als er auf dem Gipfel der Cordilleren, auf der Scheidegrenze zweier Meere, dem Rückenmark eines ganzen ungeheuern Welttheils stand. Ein herrliches Gefühl schwellte seine Brust, als sein Blick zum ersten Mal frei nach Westen hinüberschweifen konnte und weit hinaus, da drüben wo kein anderer Berg mehr die Aussicht dämmen durfte, den dunkeln nebligen Horizont, den Stillen Ocean, mehr empfand als erkannte.

Zwar war das Hinabsteigen von den wolkenhohen Bergen fast nicht minder beschwerlich, als das Erklettern derselben, aber auch dieser Theil der Aufgabe ward gelöst und nach wenigen Tagen befand Gerstäcker sich in Chile, dem Land, nach dem er sich so lange gesehnt.

Mit einem neuen Führer und frischen Thieren — nun wieder Pferden — ging es nach kurzer Rast weiter nach Valparaiso.

Der Hafen dieser Stadt bot damals infolge der verlockenden Berichte aus Californien, wohin sich jetzt zahllose Schaaren von goldhungrigen Abenteurern begaben, ein besonders reges Bild geschäftigen Lebens dar. Die meisten der nach Californien be-

stimmten Schiffe liefen hier ein, um Wasser und Erfrischungen an Bord zu nehmen, und der Landungsplatz wimmelte fortwährend von Amerikanern, Franzosen und Engländern.

Bis zum 23. August weilte Gerstäcker in Valparaiso und dessen Umgebung und trat dann die Weiterreise nach Californien an, zu welchem Zweck er sich an Bord des Passagierschiffes „die Reform" begab, die nach einer glücklichen Fahrt von fünfzig Tagen in die Bai von San Franzisco einlief.

---

17. Kapitel.

In Californien.

Daß sie im Goldlande angelangt seien, ward den Ankommenden gleich dadurch fühlbar gemacht, daß sie, um ans Land zu fahren, einen Dollar die Person bezahlen mußten.

Die Stadt Franzisco kam unserm Helden wie aus dem Boden hervorgezaubert vor und schien ihm eher einem Märchen, als dem wirklichen Leben anzugehören, denn sie bestand damals fast durchgängig noch aus kleinen, niedrigen, hölzernen Hütten oder Zelten, die regellos und bunt mit ihrer Vorderseite bald nach dieser, bald nach jener Richtung gekehrt durcheinander standen. So wunderlich ihm aber auch diese Wohnungen anfangs vorkamen, so vergaß er sie doch bald über den Menschen, welche sich in diesen Gassen theils, wie es schien, beschäftigungslos herumtrieben, theils so eifrig arbeiteten, als ob sie sich damit innerhalb der nächsten Stunden ein für ihr ganzes Leben ausreichendes Vermögen hätten verdienen wollen.

Deutsche gab es damals schon hier in sehr großer Anzahl und viele davon gehörten zu den reichsten und angesehensten Einwohnern.

Gerstäcker verlebte nur wenige Tage in San Franzisco, um sich dann unverweilt zu einem Streifzuge in die Goldminen auf-

zumachen. Die Fahrt nach Sacramento City, von wo aus der Fußmarsch beginnen sollte, geschah auf dem Sacramento Flusse, mit dem amerikanischen „Pomona".

In Sacramento City kaufte Gerstäcker gemeinschaftlich mit fünf Begleitern, deren Bekanntschaft er auf dem Schiffe gemacht, ein Maulthier zum Tragen des Gepäckes und dann begann die anstrengende, jetzt bei der beginnenden Regenzeit doppelt mißliche mehrtägige Wanderung.

Am Feather River, den man ihnen als besonders goldhaltig gerühmt hatte, angelangt, mußten die sechs Genossen vor allen Dingen bedacht sein, eine sogenannte Wiege oder Waschmaschine zu bekommen. Der Zufall war ihnen hierbei insofern günstig, als sie einem Norweger und einem Amerikaner begegneten, welche Beide nach Sacramento City zurückwollten und sich bereit erklärten, ihre ziemlich gute Waschmaschine, eine Schaufel, eine Spitzhacke und ein Brecheisen, sowie einige Lebensmittelvorräthe gegen das Maulthier der neuen Ankömmlinge zu vertauschen.

Letztere gingen sehr gern auf diesen Handel ein, ließen sich aber vorsichtigerweise noch mit dem Gebrauch des ersten und wichtigsten der eingetauschten Geräthschaften bekannt machen.

Diese Wiege stand wie eine wirkliche Wiege auf zwei Schaukelbretern, die auf einem, von starken Holzriegeln gefertigtem Gestell liefen. Dabei war aber die innere Einrichtung so getroffen, daß die ausgegrabene und goldhaltige Erde auf ein mit Löchern versehenes Blech oder dünnes Lattengitter, welches etwa die Hälfte der Maschine einnahm, geworfen ward, damit die größeren Steine darauf zurückblieben und leicht beseitigt werden konnten, während die feinere Erde mit dem Gold durch fortwährend aufgegossenes Wasser und das Schaukeln der Maschine in einem untern wieder durch ein zurücklaufendes Bret getrennten Cylinder gehalten ward. Der etwa drei Fuß lange Behälter des Ganzen war dabei durch eine ziemlich in der Mitte durchlaufende Querleiste in zwei Hälften getheilt, deren eine sich gerade unter dem durchlöcherten Blech und dem schräg nach hinten niederlaufenden Holz befand und das Gold mit einem großen Theile des schwarzen Sandes zurückhielt, wäh-

rend das andere Gefach nach vorne zu lag und über sich hin durch eine dazu angebrachte Oeffnung Sand und Steine hinausließ, durch das etwa drei Finger breite Vorbret aber Alles aufhielt, was noch etwa von feinem Gold aus dem eigentlich dazu bestimmten Gefach vorgewaschen sein sollte.

So ausgerüstet machte unser Held sich mit seinen Genossen unverweilt an die Arbeit. Allerdings gewann man auch gleich am ersten Tage Gold, leider aber so wenig, daß der Werth desselben nicht zur Deckung der Kosten der Lebensmittel für einen Tag hinreichte. Die nächstfolgenden Tage ging es nicht besser, dabei regnete es, was nur vom Himmel herunterwollte, die Preise der Lebensmittel stiegen mit jedem Tage und viele der anderen Goldsucher glaubten nichts Besseres thun zu können, als ihre Sachen zusammenzupacken und schleunigst eine Gegend zu verlassen, in welcher nach ihrer Meinung binnen Kurzem Hungersnoth herschen mußte.

Gerstäcker und Compagnie fanden es gerathen, diesem Beispiel zu folgen und brachen am 18. November, einem ziemlich freundlichen Sonntagmorgen, mit allen ihren Wasch-, Koch- und Eßgeräthschaften beladen, auf, um nach Sacramento City zurückzukehren.

Zum Glück trafen sie noch am Abend dieses Tages einen Handelsmann, der ihnen die genannten Geräthschaften, sowie Alles, was sie sonst noch entbehren konnten, zu einem allerdings ziemlich geringen Preis, aber doch gegen baares Geld abkaufte, wodurch sie nicht allein wieder zu Casse kamen, sondern auch bedeutend an Last erleichtert wurden.

Nachdem unser Held den Winter und einen Theil des darauffolgenden Frühjahrs in Sacramento City verlebt und das abenteuerliche, zu Schilderungen für den jugendlichen Leser nicht geeignete Leben in den Spielhöllen und andern ähnlichen Oertlichkeiten, wo die glücklichen Goldfinder einen großen Theil ihres Gewinnes wieder zu vergeuden pflegen und Betrug, Diebstahl, Raub, ja sogar Mord an der Tagesordnung sind, gründlich kennen gelernt, beschloß er, nun, zur bessern Jahreszeit, den Goldwäschereien einen nochmaligen Besuch zu machen.

Sein Ziel war diesmal Stockton am San Joaquin-Flusse, und er begab sich an Bord eines dahin abgehenden kleinen neuen Dampfers, welcher den Namen „William Robinson" führte; von Stockton aus machte er die Weiterreise in Begleitung mehrerer Amerikaner in einem mit Ochsen bespannten Wagen und erreichte ohne große Schwierigkeiten nach einigen Tagen das unter dem Namen Murphy's Flat bekannte, von einem kleinen Bergstrom durchrieselte Goldsucherthal, wo das Gold nicht ausgewaschen, sondern aus der Erde gegraben ward.

Erst dicht vor dem Platz konnte er einen Ueberblick darüber gewinnen und war nun wirklich erstaunt, so hoch oben im Gebirge eine weite bewaldete Ebene zu finden, in deren Mitte sich eine förmliche kleine Stadt erhob. Eine breite Straße, von großen „Stores" oder Verkaufszelten führte fast das ganze Thal entlang, Laden reihte sich an Laden, und außer den nöthigen Lebensmitteln und unnöthigen Getränken fand man hier sogar auch Luxusartikel, welche die Eingebornen, die sich über die wunderlichen Sachen, die sie hier zu sehen bekamen, ohnehin die Köpfe zerbrachen, in das maßloseste Erstaunen setzten.

Die Hauptstraße der Goldsucherstadt ward auf diese Weise ausschließlich von den verschiedenen Waarenmagazinen und Verkaufsläden eingenommen; hinter dieser Straße aber bis an die nächsten Hügelrücken hinauf stand einzeln zerstreut eine Masse kleiner Blockhäuser und Zelte, die dem Ganzen ein eigenthümliches und höchst malerisches Ansehen gaben. Die stattlichen Kiefern und dichtbelaubten Eichen dazwischen, das maigrüne Unterholz, aus welchem die weißen und blauen Zeltgiebel hervorschauten, die hohen, schönbewaldeten Berge umher mit dem heitern blauen Himmel, das geschäftige Treiben überall und aus den Zelten heraus die flatternde blau, weiß und rothe Flagge der Vereinigten Staaten machten auf Gerstäcker einen Eindruck, den er, wie er in seinem Bericht selbst erklärt, umsonst wiederzugeben versucht hat.

Er war sofort überzeugt, daß er sich eine reizendere Gegend als diese schwerlich zum Aufenthalt würde wählen können, und er

nahm sich fest vor, wenn nur irgend etwas in diesen Thälern zu machen wäre, darin zu bleiben.

Freilich sah er ein, daß die Zeiten des leichten Gewinns auch hier vorbei waren und daß Der, welcher jetzt hierher kam und nicht etwa blos sein einfaches Auskommen, sondern gleich ein Vermögen mit leichter Mühe erarbeiten zu können glaubte, in einem großen Irrthum befangen war.

Als er sich in San Franzisco erkundigt, wie groß wohl die tägliche Ausbeute eines halbwegs glücklichen Goldsuchers im Durchschnitt sei, hatte man ihm geantwortet, dieselbe betrage ungefähr eine Unze, das heißt etwa sechzehn Thaler, hier aber an Ort und Stelle sah er, daß schon eine halbe Unze täglich als ein ganz vorzügliches Tagewerk betrachtet ward, und daß Viele es kaum auf eine Viertelunze brachten, während Manche sogar das mitgebrachte Geld zusetzten und froh sein mußten, nur wieder nach Stockton oder San Franzisco hinunter zu können, um dort Arbeit zu suchen.

Gerstäcker hatte bei seinem jetzigen Unternehmen nur einen Begleiter und Genossen, einen Deutschen, Namens Böhm, der eine ziemliche Masse Waaren verschiedener Art mitgebracht hatte, die er hier gut zu verkaufen gedachte. Die ersten Tage nach ihrer Ankunft benützten die Beiden, ein Zelt aufzuschlagen, um sowohl Obdach zu haben, als auch um Böhm's Waaren unterzubringen und aufzustellen, denn die Nächte waren noch bitterlich kalt und es fiel ein scharfer Rauchfrost. Große Schwierigkeiten gab es bei Ausführung des beabsichtigten Baues nicht zu überwinden. Junge Baumstämme, aus welchen man die aufzustellenden Stützbalken fertigen konnte, standen noch ziemlich in der Nähe, ein kleines Zelt bekam man zu kaufen, aus mitgebrachtem Zeug wurde noch ein zweites hergestellt, und das californische Daheim war fertig.

Anfänglicher Verabredung gemäß sollte Böhm den Tag über seinen Laden zubinden — an einen eigentlichen Verschluß war hier nicht zu denken — und dann wollten Beide gemeinschaftlich als Goldsucher thätig sein. Nach einigen Tagen aber schon fand Gerstäcker, daß er bei diesem Verfahren bedeutend zu kurz kommen

müsse, denn Böhm war morgens nicht fortzubringen und that abends ebenfalls nichts mehr, während doch der Ertrag in gleiche Theile gehen sollte.

Unter diesen Umständen blieb Gerstäcker nichts weiter übrig, als ebenfalls als Mittheilhaber in das Verkaufsgeschäft einzutreten. Er that dies nur ungern, denn er ahnte sogleich, daß es zu Zerwürfnissen und andern Unannehmlichkeiten kommen würde. Böhm arbeitete von da an blos noch ein einziges Mal mit seinem Genossen, dann hatte er bald eine böse Hand, bald einen bösen Fuß und versicherte zuletzt, er sei ernstlich krank.

Unser Held sah sich auf diese Weise genöthigt, die Goldsucherarbeit, die immer noch keinen rechten Ertrag abwerfen wollte, allein fortzusetzen, es dauerte aber auch nicht lange, so gingen die von Böhm mitgebrachten Waaren zur Neige und es galt nun, einen neuen und womöglich größeren Vorrath anzuschaffen, um den nachfragenden Käufern eine bessere Auswahl bieten zu können, als man zeither im Stande gewesen war. Böhm war immer noch kränklich und Gerstäcker mußte sich daher entschließen, die nun zur Vervollständigung des Waarenlagers erforderliche Reise nach San Franzisco ebenfalls selbst zu machen.

Gleich in der Nacht nach seiner Ankunft daselbst brach eine Feuersbrunst aus, welche außer vielen der Spiel- und Schankbuden auch einen großen Theil der ebenfalls durchgängig fast nur aus Bretern erbauten Kaufläden verzehrte, so daß der von ihm zu bewirkende Einkauf neuer Waaren weit mehr Zeit wegnahm, als er berechnet hatte. Endlich kam er jedoch damit zu Stande und kehrte nach den Goldminen zurück.

Hier hatte sich mittlerweile das Gerücht verbreitet, es sei in der Nähe ein fabelhaft reiche Stelle aufgefunden worden, und Gerstäcker, der dieses Gerücht von ihm glaubwürdig scheinenden Personen bestätigen hörte, brach, da sein Compagnon immer noch zu schwach und kränklich war, um sich ihm anschließen zu können, mit einigen andern Deutschen nach dem so schnell berühmt gewordenen Platz auf, den sie nach einer mehrstündigen Wanderung erreichten.

Sofort nach der Ankunft machte man sich an die Arbeit und fand auch in der trocknen Erde — denn an Waschen war bei dem hier herrschenden Wassermangel nicht zu denken — einige Stücke recht schönes rohes Gold, zwei davon über zwanzig Dollars an Werth; dennoch lag es zu vereinzelt, um die Arbeit, die das Herausholen kostete, zu bezahlen. Dabei führte man bei dem fast gänzlichen Mangel an gutem Trinkwasser in der furchtbaren Hitze und unter der schweren Arbeit ein so jämmerliches Leben, daß man endlich beschloß, wieder nach Murphy's Flat zurückzukehren und dort lieber weniger zu verdienen, als hier noch länger eine solche Existenz fortzuführen.

Unser Held hatte Grund, sich zu seiner Rückkehr an den letztgenannten Ort Glück zu wünschen. Böhm, sein Compagnon, war mittlerweile ziemlich gesund geworden, und sie fanden, als sie wieder gemeinschaftlich zu arbeiten anfingen, ziemlich viel Gold, so daß die Zehrungskosten, welche sich für Beide auf ungefähr sechsundzwanzig Dollars die Woche beliefen, abgerechnet, für Jeden ein reiner wöchentlicher Verdienst von wenigstens fünfzig Dollars blieb.

Auf diese Weise hatte Gerstäcker wenigstens Hoffnung, bis zum 1. November, den er sich sicher als letzten Termin in den Goldminen gestellt, Reisegeld zum Weiterkommen zu erlangen, und mehr wollte er von Californien nicht.

Das Glück blieb ihm auch insoweit günstig, daß er seinen Plan ausführen konnte, und am 16. November langte er wieder in San Franzisco an, was sich mittlerweile durch eine Masse Neubauten sehr zu seinem Vortheil verändert hatte. Seine nächste Aufgabe war, sich ein Schiff zur Weiterreise zu suchen, was ihm, wie er glaubte, nicht sehr schwer werden konnte, denn er hatte kein besonderes Ziel, dem er entgegenstrebte, und verlangte daher weiter nichts, als ein Fahrzeug, welches westlich der untergehenden Sonne nachging, und überließ den nächsten Anhaltepunkt vertrauensvoll dem Schicksal. Sein Sinn stand nach den Südseeinseln, und Tahiti wäre ihm die liebste gewesen. Dahin aber lag kein Schiff segelfertig, während er dagegen viele angezeigt fand, die nach den Sandwichinseln bestimmt waren.

Demgemäß nahm er Passage auf einer nach Manila bestimmten Barke, die unterwegs in Honolulu auf Oachu, einer der Sandwichinseln, anlegen wollte, um Erfrischungen einzunehmen.

Am 21. November, nachdem man erst einen mehrtägigen Sturm abgewartet, kam auf das bestimmte Zeichen der Lootse an Bord, die Anker knarrten und klirrten wieder in die Höhe und mit noch andern Fahrzeugen, welche der Barke durch Benutzung der Ebbe einen kleinen Vorsprung abgewonnen hatten, ging es nun aus dem Hafen von San Franzisco, dem sogenannten goldenen Thore Californiens, hinaus.

---

18. Kapitel.

Die Südseeinseln.

Unser Held hatte die Reise nach Honolulu in dem Glauben gemacht, eine noch ziemlich wilde Insel der Südsee zu finden und ungestört mit den wilden Einwohnern in den Cocoswäldern umherstreifen zu können. Statt dessen aber fand er an der Stelle, wo er eine üppige tropische Pflanzenwelt zu sehen erwartet hatte, Kegelbahnen, Billard- und Schenkzimmer, die nichts weniger als tropisch aussahen, und in denselben und ihrer Umgebung gerade so nüchterne Gesichter, wie er sie in den großen Städten Europas und Amerikas gesehen.

Alles Eigenthümliche aber hatten die Eingebornen doch noch nicht abgestreift. Die gelbbraune Haut, das schwarze lockige Haar, das funkelnde lebendige Auge, die raschen Geberden und kräftigen Bewegungen hatten sie noch und die wunderlichsten Gruppen begegneten ihm schon am Strand, wo eine ziemliche Anzahl theils an den Häusern umherkauerte, theils müßig stand, theils Früchte und Gemüse feil hielt, Kisten und Packete schleppte, Handkarren zog, Ochsen trieb oder Straßen kehrte.

Einen komischen Eindruck machte es auf ihn, mehrere Kana-

kinnen — die Ureinwohner werden nämlich Kanaken genannt — in seidenen Schleppkleidern und auch sonst mit europäischer Eleganz gekleidet, aber durchgängig barfuß, einherspazieren zu sehen.

Nachdem er sein Absteigequartier in einem kleinen französischen Hotel genommen und gleich am ersten Abend seiner Ankunft auf der Insel, deren Bewohner er sich fast noch im Urzustande gedacht, der Vorstellung einer amerikanischen Kunstreitergesellschaft beigewohnt, machte er, um auch vom innern Lande etwas zu sehen, an einem der nächstfolgenden Tage in Begleitung eines Doctors Petri aus Eisenach, den er zufällig hier kennen gelernt, einen Ausflug nach dem sogenannten Pali oder Pari, einem Felsenabhang, der die südliche Hälfte der Insel von der nördlichen trennt.

Das Panorama, welches sich, als er mit seinem Begleiter an Ort und Stelle angelangt war, seinen Blicken darbot, war eins der großartigsten, die man sich denken kann. Wie ein halbabgerissener Kessel, dessen andre Hälfte das Meer verschlungen und darüber hinbrausend, nun kochte und gährte und gegen die andere Hälfte anstürmte, stand das Thal, und von der See her stürmten die weißen Schaumwellen der Brandung über die aufragenden Korallenriffe an und warfen sich in ihrer ohnmächtigen Wuth bis weit über den Sand hinauf. Der untere fruchtbare Thalboden war mit Grün bedeckt — was dort wuchs, ließ sich der großen Entfernung wegen nicht bestimmen — und nur einzelne kleine gelbe Hüttendächer schauten stillversteckt daraus hervor. Weit hinten am Horizont glitt ein kleines weißes Segel und tief im schattigsten Grunde bewegten sich einzelne helle Punkte, die der Weitgereiste durch sein Taschenfernrohr bald als weidende Kühe erkannte.

Uebrigens war er mit seinem neuen Freund nicht allein hier. Dicht am Rande des Abgrundes hatte sich eine bunte Schaar von Kanaken, männlichen sowohl als weiblichen, gelagert, und zwar in der Hoffnung, von heraufkommenden Fremden ein paar Realen für Pferdehalten zu bekommen.

Als Gerstäcker und Doctor Petri wieder ihre Pferde bestiegen, um nach der Stadt zurückzureiten, sammelte sich ein ganzer Kinderschwarm um sie herum, das Pferd des Doctors wies gleich von

Anfang an jede Vertraulichkeit zurück, das Gerstäcker's dagegen war, obschon sehr lebendig, doch gutmüthiger. Die kleine Bande kannte es auch vielleicht schon und kaum hatte er den rechten Fuß in den Bügel gesetzt, so saß mit einem kecken Sprung ein junges Ding von Kanakin hinter ihm auf dem Pferd, drei kleine Buben faßten am Schwanz an, der kleinste versetzte dem Pferd mit einer Ruthe einen scharfen Hieb und hinunter den Berg ging's, was das Pferd laufen konnte, während die kleine wilde Schaar sich bei den halsbrechenden Sätzen, wobei sie oft förmlich in der Luft mit fortgerissen ward, halb todt lachen wollte. Auch ließ sie nicht eher los, als bis man etwa halbwegs zur Stadt und wahrscheinlich in die Nähe ihrer Hütten gekommen war, wo sie eben so schnell verschwand, als sie gekommen war.

Die Geldmittel unseres Helden waren nicht von der Art, daß er, ohne etwas zu erwerben, hier lange hätte verweilen können, denn die Insulaner, diese vermeinten Naturkinder, besaßen vom Werth des Geldes schon einen so vortrefflichen Begriff, daß sie selbst für die einfachsten Lebensmittel riesige Preise forderten.

Zum Glück lernte er den Kapitän eines Bremer Wallfischfängers kennen und befreundete sich mit denselben. Anfänglich wollte der Kapitän sich freilich nicht dazu verstehen, einen Passagier mitzunehmen, denn er konnte sich bei seinem Geschäft nicht verpflichten, irgend einen bestimmten Hafen anzulaufen. Das war aber unserm Helden gerade recht und er erklärte dem Kapitän, es sei ihm außerordentlich willkommen, vor allen Dingen einmal auf Wallfische mit zu kreuzen und dann möge man ihn auf der ersten besten bewohnten Insel einfach mit seinen Sachen an's Land setzen, wo er dann schon Mittel und Wege finden werde, wieder fortzukommen. Auf diese Erklärung hin war der Capitän bereit, Gerstäcker's Wunsche zu entsprechen, und dieser brauchte nur wenig Zeit, sich wieder reisefertig zu machen.

Nachdem unser Held dem Harpuniren und Zerlegen von Wallfischen einigemal beigewohnt, fand er das Leben auf diesem Schiffe sehr eintönig und als man nach einiger Zeit in die Nähe der Insel Maiao kam, ließ er sich hier an's Land setzen. Er fand

zu seiner großen Freude in den Bewohnern dieser Insel fast ganz noch die Naturkinder, die er auf Oachu und namentlich in Honolulu vergebens gesucht. Als er seine Sachen auspackte, geberdeten sie sich wie Kinder, die zum ersten Mal in einen Nürnberger Spielwaarenladen treten und nicht wissen, was sie zuerst anstaunen sollen.

Die größte Neugier dieser Insulaner erregte die Zither des Reisenden. Natürlich spielte er ihnen auf diesem Instrument etwas vor und es dauerte nicht lange, so hatte sich ein dichtgedrängter Kreis um ihn herumgelagert. Das Stimmen des Instrumentes schien ihnen das meiste Vergnügen zu verursachen. Sie hörten dasselbe eine Weile mit der gespanntesten Erwartung an und als er damit fertig war, baten sie ihn, doch noch etwas zu spielen, gerade, als ob er ihnen die bezauberndste Melodie vorgetragen hätte.

Der Gegenstand, welcher nächst der Zither das meiste Erstaunen hervorrief, war das kleine Fernrohr, welches der Reisende an einer Schnur über die Schulter gehängt trug. Als er es auszog und den ihm zunächststehenden Insulaner aufforderte hindurchzusehen, sprang dieser ein paar Schritte zurück, streckte die Hand vor, lachte und zog ein Gesicht, als wenn er sagen wollte: „Oho! so dumm bin ich nicht!“ Nur mit unendlicher Mühe vermochte Gerstäcker ihn zuletzt dahin zu bringen, daß er sich, aber fortwährend zum Sprung halb abgewendet, ein wenig niederduckte und aus einer Entfernung von fünf bis sechs Zoll in das Glas hineinschaute, aus welchem er jedenfalls etwas Entsetzliches hervorspringen zu sehen erwartete. Von den Frauen war vollends keine dazu zu bringen, einen Blick in das Fernrohr zu werfen. Sie hielten sich vielmehr fortwährend in scheuer Entfernung und erst als Gerstäcker das Fernrohr zuschob und wieder umhing, getrauten sie sich, näher zu kommen.

Seine Wohnung nahm Gerstäcker im Hause eines Schotten, der sich auf dieser Insel angesiedelt hatte. Hinter diesem Hause stieg der Berg, der den Mittelpunkt der Insel durch einen mehrere englische Meilen langen und höchstens drei- bis vierhundert Fuß hohen Hügelrücken bildete, ziemlich steil zu der höchsten vielleicht fünfhundert Fuß messenden und dicht mit Gebüsch bewachsenen

Spitze empor, und diese nahm Gerstäcker sich vor, am nächstfolgenden Tage zu erklimmen.

Mit der Energie, die von jeher eine seiner Haupteigenschaften war, führte er auch diesen Entschluß aus und ward für seinen heißen beschwerlichen Marsch durch einen Ueberblick über die Insel mit ihrem meergrünen Binnensee, den palmenbedeckten Korallenbänken, der schäumenden Brandung, die das Ganze in einem weiten Zirkel umgab, und der weiten See belohnt, von welcher aus nach Osten zu die spitzen Gipfel von Tahiti herüberdämmerten.

Von der Insel selbst konnte er weiter nichts übersehen, als das flache Land derselben, den reinen Korallenboden, der sich besonders nach Osten, Norden und Süden hin am weitesten erstreckte, während im Westen die Hügel, mit Ausnahme eines kleinen sehr schmalen Streifens, bis dicht an die See reichten. Der Baumwuchs auf dem Gipfel des Hügels war aber zu dicht, als daß der Beschauer mehr hätte unterscheiden können, und nur hier und da glänzten viereckige Felder lichterer Färbung — kleine Zuckerrohrpflanzungen, wie Gerstäcker später fand — und einzelne mit süßen Kartoffeln und Bananen bepflanzten Gärten daraus hervor.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalt fuhr unser Held in einem von Insulanern geführtem Boote nach der Insel Imeo und von da nach Tahiti, der Perle der Südsee, dem Paradies einer oft und heiß ersehnten Inselwelt.

Hier angelangt, fand er ebenso wie er in Honolulu gefunden, daß die sogenannte Cultur, welche Letzteres beleckt, sich auch, und zwar in noch weit höhern Grade hierher erstreckt hatte. Kaum ans Land gestiegen und während er sich nach einer Wohnung umsah, mußte er hören, daß er es, da er nicht mit einem regelmäßigen Schiff angekommen sei, sehr schwierig finden werde, eine Aufenthaltskarte zu bekommen, und ohne eine solche dürfe ihn Niemand behalten, denn die Polizei sei sehr streng.

Zum Glück fand Gerstäcker, daß die Polizei doch nicht so furchtbar war, als man sie ihm geschildert und nachdem er einige seiner Empfehlungsbriefe vorgelegt, ertheilte man ihm bereitwillig einen in französischer Sprache ausgefertigten Schein zum Aufenthalt.

Er nahm nun seine Wohnung bei einem aus Straßburg gebürtigen Schneider, welcher Deutsch, Französisch, Englisch und Indianisch radebrechte und überhaupt ein höchst origineller, drolliger Kauz war.

Papetee — so heißt Stadt und Hafen von Tahiti — hat mehrere Kirchen, von welchen Gerstäcker eine besuchte. Es war ein großes hölzernes Gebäude mit sauber gehaltenem Innern, welches jetzt — es war an einem Sonntag — von einer Menge schön geputzter Kanaken angefüllt war. Ein alter englischer Missionär, der schon seit länger als dreißig Jahren auf dieser Insel lebte, hielt die Predigt, natürlich in der Sprache der Eingebornen.

Da Tahiti unter französischer Oberherrschaft steht und hauptsächlich als Kriegshafen betrachtet wird, so sah man überall französische Soldaten, denen ihre europäischen Uniformen und die schwere Bewaffnung doch etwas lässig zu werden schienen.

Am ersten Donnerstag, den Gerstäcker hier verlebte, war er sehr verwundert, Nachmittags die Kanakafrauen in großer Gala zu sehen, und erfuhr auf Befragen, daß alle Donnerstage und Sonntage bei dem Gouverneur Militärmusik sei. Infolge hiervon waren diese beiden Tage zu förmlichen Festtagen geworden, an welchen die Eingebornen ihre buntesten Kleider und ihren schönsten Putz zur Schau trugen. Derselbe bestand größtentheils aus Blumen und Guirlanden, ja die Männer schmückten sich zuweilen mit den Fransen der gelbgewordenen langen Bananenblätter oder mit den gelben Nüssen der Pandanusart.

Interessant war es für den Reisenden, einen alten Meister der Tättowirkunst bei der Arbeit zu sehen. Die Werkzeuge, deren derselbe sich bediente, waren aus Knochen und Haifischzähnen gefertigt, drei bis vier Zoll lang und der Form nach einem Gartenrechen ähnlich. Diese kleinen Instrumente hatten einen bis zwölf Zähne, je nachdem kurze oder lange Striche gebraucht wurden, und jeder Zahn ließ in der Haut einen Punkt zurück. Der Tättowirer setzte die Zähne des Instruments auf die Haut, hielt den Stiel mit der linken Hand, während Daumen und Zeigefinger dieser Hand des Instruments lenkten, und schlug dabei fortwährend

mit einem kleinen langen Holzstöckchen auf den Stiel, wodurch die Zähne in die Haut eingetrieben wurden. Dieses im Triolentakt erfolgende Aufschlagen klingt wie tat tat tat — tat tat tat und hat dieser ganzen seltsamen Kunst den Namen des Tättowirens gegeben.

Unser Held hat schon ziemlich lange auf Tahiti verweilt, ohne daß es ihm gelungen war, die berühmte Pomare, die Königin dieses Landes, so wie der Gesellschaftsinseln überhaupt, zu Gesicht zu bekommen, nahm sich aber fest vor, die Insel nicht eher zu verlassen, als bis er eine Audienz bei dieser Monarchin gehabt hätte.

Er ließ sich zu diesem Zweck als einen fremden Musikanten anmelden, der ein ganz neues Instrument mitgebracht habe, denn er glaubte, überzeugt sein zu können, daß man hier ein Instrument wie seine Zither noch nicht gesehen habe. Es war gegen Abend, als er mit seinem Begleiter, dem Straßburger Schneider, bei der Königin vorgelassen ward. Einer der jungen Prinzen saß vor der Thür der, die Stelle eines königlichen Palastes vertretenden, übrigens sehr schön und zierlich gebauten großen Bambushütte auf einem Stein und hielt in der einen Hand eine Cocosnuß, in der andern einen rohen Fisch, bald an der einem, bald an dem andern herumknabbernd. Pomare's Tochter, ein junges Mädchen von etwa zwölf Jahren und die Zwillingsschwester des ältesten Prinzen, kam den Männern entgegen und betrachtete das Instrument, welches sie mitbrachten, mit neugierigen Blicken. Der innere Raum der Hütte war in drei Abtheilungen geschieden, entsprach aber sonst in seiner Einfachheit vollkommen den Hütten der übrigen Eingebornen.

Pomare, die arme Schattenkönigin, die nur thun durfte, was der französische Gouverneur ihr erlaubte, saß in dem mittelsten Zimmer auf einer Matte mit einer Näharbeit beschäftigt.

Sie war allerdings über das jugendliche Alter hinaus, hatte sich aber noch viel Frische bewahrt und ihre Haltung war edel und ungezwungen. Ihre Tracht war dabei so einfach, wie die aller anderen Kanakafrauen, von welchen sie überhaupt dem Aeußern nach nicht zu unterscheiden war. Sie trug ein rothmousselinenes Kleid, welches ihr von den Schultern bis auf die Knöchel herunter-

fiel, ein kleines Tuch um den Hals und nach der allgemeinen Sitte einen Männerstrohhut auf dem Kopf. Schuhe und Strümpfe verschmähete sie, wie alle Indianerinnen, vollständig und ging stets barfuß.

Der Straßburger Schneider machte den Dolmetscher und die Königin antwortete ihm auf seine Ansprache, man möchte draußen im Freien spielen, sie werde ebenfalls hinauskommen.

Unser Held spielte seinen Zuhörern nach einander deutsche, schottische und irische Weisen vor, errang aber mit keiner größeren Beifall, als mit dem bekannten Liede: „Steh nur auf, steh nur auf, Du Schweizerbu!"

Da es bald Nacht zu werden drohte, so hielt Gerstäcker es für gerathen, sich wieder zu empfehlen, und ward von der Königin, die wie ihr Gemahl ihm die Hand drückte, gnädig entlassen.

Sein Plan war, von Tahiti nach Sidney zu gehen, und als er, nachdem er einige Zeit in Papetee verlebt und wiederholte Ausflüge in das Binnenland gemacht, eines Abends eine englische Brigg einlaufen sah und hörte, daß dieselbe nach Sidney bestimmt sei, verlor er keine Zeit, sich an Bord dieses Schiffes zu begeben und seine Ueberfahrt nach der ebengenannten Hauptstadt Australiens zu bedingen.

---

19. Kapitel.

Australien.

Es war eine langwierige mit Mühseligkeiten aller Art verknüpfte Fahrt, die unser Held, ehe er in den letzten Tagen des März in Sidney landete, bestehen mußte.

Er hatte einen Empfehlungsbrief an den Inhaber eines bedeutenden deutschen Handelshauses und fand die freundlichste Aufnahme. Sein Aufenthalt hier dehnte sich zu einem längeren aus, als er anfänglich beabsichtigt hatte.

In der That bedurfte er aber auch einer kurzen Rast, nicht allein, um von überstandenen Strapazen auszuruhen, sondern auch, um sich auf neue vorzubereiten. Er überließ sich deshalb, ohne Gewissensbisse zu fühlen, einem höchst wohlthätigen kurzen Müßiggang, während er dabei zugleich bemüht war, so viel als möglich über den Murray-Fluß und alles Sonstige zu erfahren, was für ihn bei seiner beabsichtigten Reise in's Binnenland von Wichtigkeit sein konnte.

Die Stadt Sidney selbst fand Gerstäcker so, daß sie sich einer Stadt dritten Ranges in England vollkommen gut zur Seite stellen konnte. Zahlreiche Omnibusse durchfuhren sie der vollen Länge nach, George Street — die Hauptstraße — hinauf und hinunter, und außerdem standen elegante Droschken überall zerstreut durch die ganze Stadt. Die Straßen waren mit Gas beleuchtet und mit guten Trottoirs versehen, die Läden elegant und geschmackvoll eingerichtet.

Am 12. April Abends schiffte Gerstäcker, um einen kleinen Abstecher nach Norden zu machen, sich an Bord des Dampfschiffes „Rose" ein und erreichte am nächsten Morgen New Castle, einen kleinen in der traurigsten Sandwüste liegenden Ort, der in früheren Zeiten eine Verbrecherkolonie war, aber einen guten Hafen und vortreffliche Steinkohlenbergwerke hat.

Von hier aus ging die Weiterreise den ziemlich breiten Hunters River hinauf. Rechts und links zeigten sich, sowie das Land einen fruchtbareren Charakter gewann, namentlich viel Maisfelder, doch bauen die australischen Farmer den Mais nicht für den Hausbedarf, sondern nur für ihr Vieh, denn der Australier ißt kein anderes als Weizenbrod.

Gerstäcker besuchte die Farm eines Mr. King, an welchen er ebenfalls empfohlen war, und einige kleine Ansiedelungen, wie Raimond's Terrace, Irrwang u. s. w.

Nach Sidney zurückgekehrt, reiste er am 22. April mit dem Postwagen nach Alburg ab, einem kleinen Städtchen, in dessen Nähe er die Söhne der australischen Wildniß zum ersten Mal in ihrem vollen, noch wenig civilisirten Zustand sehen sollte.

Freilich fand er den Abstand zwischen den schönen, freundlichen, schlanken und reinlichen Bewohnern der Südseeinseln, wo er zuletzt geweilt, und dem schwarzen, schmutzigen, heimtückischen, mordlustigen Volk der australischen Wälder geradezu entsetzlich.

Die Weiterreise nach Adelaide konnte von Albury aus auf dem Murray Flusse bewirkt werden, da es aber an aller und jeder Schiffs- oder Bootgelegenheit mangelte, so mußte unser Held sich entschließen, sich selbst ein Canoe zu zimmern und mit diesem sein Heil zu versuchen.

Ein junger Deutscher, der von allen Mitteln entblößt und nicht wissend, wohin er sich wenden sollte, nach Albury gekommen war, erbot sich, Gerstäcker zu begleiten, und dieser nahm sein Anerbieten an, besonders da der junge Mann versicherte, er sei Seemann und wisse auch mit einem Canoe ganz vortrefflich umzugehen.

Zum Unglück war die Fahrt noch lange nicht zur Hälfte zurückgelegt, als das kleine Fahrzeug an einen der zahlreichen im Flußbett liegenden Baumstämme anstieß und umschlug, wobei fast der ganze Vorrath an Lebensmitteln, Schießbedarf und vielen anderen nöthigen Dingen verloren ging. Unter letzteren befanden sich auch die Ruder und nachdem man eine Weile versucht, diese durch eine — natürlich zu einem ganz andern Zweck mitgenommenen — Bratpfanne zu ersetzen, gab man diesen Versuch auf, vertauschte das Canoe an einen in der Nähe wohnenden Ansiedler gegen zwei Paar Schuhe und einige Lebensmittel und schickte sich an, die noch übrige siebenhundert englische Meilen lange Strecke bis Adelaide zu Fuße zurückzulegen.

Vor einer solchen Aufgabe schien Gerstäckers jugendlicher Reisegefährte doch zurückzuschrecken und er erklärte, er wolle seinen eignen Weg wandern. Unser Held, dem sein junger Landsmann ohnehin jetzt nicht mehr so gefiel, wie anfangs, war damit gern einverstanden und der ungetreue Landsmann schlug sich seitwärts in die Büsche.

Am 23. Mai Abends erreichte Gerstäcker ein Wirthshaus und eine Polizeistation, wo er durchaus nicht ermuthigende Nachrichten

über die schwarzen Ureinwohner hörte, die in neuester Zeit wieder mehrere Mordthaten an einzelnen Reisenden verübt hatten.

Er hatte gehofft, auf diesem langen Marsche vielfache Gelegenheit zur Erlegung von Wild zu bekommen, sah sich aber in dieser Hoffnung getäuscht, denn er erlegte weiter nichts, als einige schwarze Schwäne und einige Emus oder australische Strauße, die nebst dem Känguruh, welches aber immer seltener wird, so ziemlich das ganze jagdbare Wild Australiens ausmachen.

Immer weiter und weiter durch das Murraythal ging der Marsch unseres Helden, bis er am 18. Juni die ersten Hügel des Adelaide-Districtes betrat. Noch war es allerdings ein weiter Weg bis Gawlertown, von wo die letzte Strecke bis Adelaide mit dem Postwagen zurückgelegt werden konnte. Unser Held aber, der so lange frischen Muth bewahrt, verlor ihn auch jetzt nicht.

In Adelaide angelangt, suchte er vor allen Dingen die Handelsfirma auf, an welche seine Briefe und Koffer hatten nachgesendet werden sollen. Leider aber war bis jetzt noch nichts eingetroffen und er stand nun zum dritten Mal, seitdem er Deutschland verlassen, ohne alle Habseligkeiten da.

Nachdem er sich mit Hülfe der Herren, an die er empfohlen war, mit neuen Kleidern ausgestattet, sah er sich in der noch sehr jungen Stadt ein wenig um und machte einige sehr interessante Bekanntschaften. Zu diesen gehörte der Gouverneur von Südaustralien, der wahrscheinlich durch die Zeitungen von Gerstäcker's Ankunft gehört hatte und ihn zu sich rufen ließ, namentlich um seine Ansichten über die mögliche Schiffbarmachung des Murray zu vernehmen.

Einige sehr angenehme Tage verlebte er in dem freundlichen Landhause, welches die Herren Montenius und Charnock in Kensington dicht bei Adelaide besaßen und wohin sie ihn einluden. Außerdem machte er auch noch einen Abstecher nach Tanunda, einem kleinen Städtchen mit einigen hundert Einwohnern, fast lauter Deutschen, so daß er sich, wenn er kleine Gruppen auf den Gassen stehen sah und überall Deutsch reden hörte, ordentlich besinnen mußte, ob er auch wirklich in Australien sei. Auch drei deutsche Kauf-

leute, eine deutsche Apotheke, zwei deutsche Aerzte und zwei deutsche Gasthäuser fand Gerstäcker hier.

Einige Tage nach seiner Ankunft war ein Ball und obschon er selbst nicht tanzen konnte, so versäumte er doch nicht, diesem Vergnügen beizuwohnen. Die Musikanten dazu hatte man von Adelaide verschrieben, einer unvermuthet eingetretenen Abhaltung wegen aber waren sie nicht gekommen und man hatte daher einige andere, so gut sie eben zu bekommen waren, in der Nähe auftreiben müssen. Dieser Ball dauerte aber nicht etwa, wie bei uns zu geschehen pflegt, die Nacht hindurch bis zum frühen Morgen, sondern auch noch den ganzen Tag und die nächstfolgende Nacht hindurch. Unter zwei Tagen wird mit einem solchen Vergnügen in Tanunda gar nicht angefangen.

Man hat gesagt, Australien sei die verkehrte Welt und Gerstäcker fand dies auch bei diesem Balle in der Weise bestätigt, daß eine große Prügelei, welche anderwärts das Ende eines solchen Vergnügens zu bilden pflegt, hier den Anfang machte, obschon später Alles auf die angenehmste und friedlichste Weise verlief.

Bei seiner Wiederankunft in Adelaide war unser Held auf sehr angenehme Weise überrascht, zu finden, daß mittlerweile sein Koffer eingetroffen war, und man kann sich denken, mit welcher Freude er ihn begrüßte.

In Tanunda hatte er unter andern auch die Bekanntschaft eines preußischen Schiffscapitäns gemacht, dessen Fahrzeug, „die Wilhelmine", zum Auslaufen aus dem — übrigens fünf Meilen von der Stadt entfernten — Hafen von Adelaide bereit und bestimmt war, erst nach Sidney und dann nach Manila zu gehen. Da Gerstäcker fand, daß er auf diesem Schiff eine ganz prächtige Reisegesellschaft haben würde, so beschloß er, auf diesem Schiff Sidney noch einmal zu sehen und dann mit nach Manila zu gehen, von wo er später leicht Gelegenheit nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu finden glaubte.

Sidney hatte sich während der vier Monate seiner Abwesenheit bedeutend verändert und befand sich in einem fabelhaften Zustande. Nirgends war von etwas Anderem zu hören, als von

den riesigen „Nuppets“ oder Goldklumpen, die in der letzten Zeit in den Goldgebirgen gefunden worden. Ueberall wurden Karren gepackt, unten Fässer und Kisten, oben darauf Wasch- und Quecksilbermaschinen und Spaten, Schaufeln und Spitzhacken überall eingesteckt, wo noch irgend ein Luftloch frei geblieben war. Ganze Schaaren von Menschen standen um diese Karren herum, staunten die Maschinen an und beneideten die Glücklichen, welche so nach dem Goldlande ziehen konnten, um nach kurzer Zeit mit Schätzen beladen heimzukehren.

An der „Wilhelmine“ mußten einige nothwendige Reparaturen vorgenommen werden und deshalb mehrere Wochen vergehen, ehe sie den Hafen von Sidney wieder verlassen und nach Manila segeln konnte. Deshalb beschloß Gerstäcker diese Zeit ebenfalls zu einem Ausflug nach dem Goldlande zu benutzen, um zu sehen, wie es dort zuginge.

An Ort und Stelle angelangt, fand er, daß es mit den australischen Goldgräbereien fast ganz ebenso stand, wie mit den californischen, die er aus eigener Erfahrung, wie wir wissen, sattsam kennen gelernt.

Die Zahl der Unzufriedenen überwog die der Zufriedenen um das Zehn- und Zwanzigfache. Allerdings gab es einige Plätze, welche den daran Arbeitenden gute Ausbeute gewährten, die meisten aber waren von der Art, daß an ihnen kaum ein kärgliches Tagelohn zu verdienen war. Tausende von Goldsuchern zogen deshalb hin und her, fingen bald da, bald dort an und sahen sich überall in ihrer Hoffnung getäuscht. Viele — und dies waren die Klügsten — entschlossen sich deshalb kurz und gut, jetzt, wo es noch Zeit war und Arbeiter in Sidney gesucht wurden, dahin zurückzukehren. Andere meinten, sie wollten es noch ein paar Monate mit ansehen, denn es wäre doch möglich, daß sie noch einen glücklichen Punkt träfen, und wieder Andere erklärten, sie würden unter keiner Bedingung eher in ihre alten Verhältnisse zurückkehren, als bis sie wenigstens so viel Ausbeute gemacht, daß dadurch ihre Reisekosten und Auslagen gedeckt wären.

Bald nachdem unser Held nach Sidney zurückgekehrt war,

theilte der Kapitän der „Wilhelmine" ihm mit, daß er mit der Reparatur seines Schiffes fertig sei und daß dasselbe nächstens auslaufen werde. Gerstäcker säumte nicht, sich an Bord zu begeben, und nach einer ziemlich glücklichen, wenn auch durch häufige und lange Windstillen sehr verzögerten und langweilig gemachten Fahrt begrüßten am 7. November (1851) die grünschattigen Höhen Javas den seemüden Wanderer und ein neues fröhliches Leben öffnete sich ihm in seiner ganzen Pracht.

---

20. Kapitel.

Java.

Die Rhede von Batavia bot unserem Helden wenig Anziehendes. Die einzeln umhergestreuten Inseln liehen dem Bild allerdings einige Abwechselung, die javanischen Berge aber lagen zu weit in der Ferne, um einen wirklichen Hintergrund zu bilden, und die nächste Küste, aus welcher nur hier und da die einzelnen Ziegeldächer der wirklichen Handelsstadt herausschauten, war zu flach, um das Ganze auf eine Weise einzufassen, welche dem Auge wohlthätig gewesen wäre. Die üppigen Palmenwälder der Niederung konnte er nur mit dem Fernrohr erkennen und die Sonne brannte so auf ihn herab, daß die Ueberzeugung, hier wirklich tropischen Boden erreicht zu haben, sich ihm mit Gewalt aufdrängte.

Soviel er, der Weitgereiste, auch bis jetzt schon gehört und gesehen, so war ihm doch hier Alles noch neu und fremd, und er gab sich deshalb mit um so größeren Wohlbehagen dem ersten Eindruck hin.

Malayische Lastträger, die mit ihren von einer auf der Schulter getragenen Stange vorn und hinten herabhängenden Lasten, langsam, wenn dieselben leicht, rasch, wenn sie schwer waren, durch die Straßen zogen, niedrige theils von Holz, theils von Bambus erbaute, von rauschenden Cocospalmen überzweigte, von Bananen

und andern Fruchtbäumen beschattete, in Büschen versteckte Häuser; cabrioletartige Wagen von wunderbar kleinen Pferden gezogen, mit malayischen Kutschern und weißgekleideten Europäern; langzöpfige Chinesen mit papiernen Schirmen und wunderlichen Hüten; in dem Fluß badende Eingeborne beiderlei Geschlechts, die sich das Schlammwasser mit einem Wohlbehagen in den Mund laufen ließen, als ob es Nektar wäre; kleine Fruchtbuden und prachtvolle luftige Landhäuser mit freundlichen Gärten und Veranden — dies war das erste Schauspiel, welches sich dem Reisenden darbot, und man kann sich denken, daß dies Alles sich nicht mit einem einzigen Blick auffassen ließ.

Auf der Rhede lagen mehrere nach Deutschland und England, noch weit mehr aber nach Holland bestimmte Schiffe. Gerstäcker hatte, wie schon erwähnt worden, anfänglich die Absicht gehabt, von Batavia nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu gehen, von dort durch das rothe Meer hinauf Aegypten zu durchziehen, und so in die Heimath zurückzukehren. Dazu hätten aber noch viele Monate gehört, und der letzte Brief, den er hier in Batavia aus Deutschland vorfand, weckte die Sehnsucht nach den Seinen und nach dem Vaterland überhaupt so stark in seinem Herzen, daß er beschloß, von hier unmittelbar nach Deutschland zurückzukehren und den Wanderstab wieder einmal auf längere Zeit aus der Hand zu legen.

Natürlich aber nahm er sich auch zugleich vor, während seines Aufenthalts auf Java von diesem Lande so viel zu sehen, als in der kurzen Zeit möglich war. Er that zu diesem Zweck in der Stadt die nöthigen Schritte, einen Paß in das Innere zu bekommen, wobei er aber auf mehr Schwierigkeiten stieß, als er erwartet hatte.

Einer der ersten Ausflüge, die er unternahm, galt dem Städtchen Bandong, in welchem ein sogenannter Resident wohnte, unter welcher Benennung man hier einen Regierungsbeamten versteht, der in der betreffenden Provinz die oberste Gewalt ausübt. Der von Bandong hieß Vischer von Gaasbeek und Gerstäcker hatte, als er sich mit seinem Empfehlungsbriefe bei ihm meldete, natürlich keine Ahnung, daß er später einmal zu der Schwester dieses Mannes,

der ihn auf das Freundlichste empfing und sofort in sein Haus einlud, in das engste Verhältniß treten sollte.

Auf weiteren Ausflügen von Bandong aus in das Gebirge fand Gerstäcker Gelegenheit, die Zahl seiner Jagdabenteuer noch durch eine Rhinocerosjagd zu vermehren. Er fand dieselbe sehr anstrengend, denn abgesehen davon, daß es ihm viel Mühe machte, die richtige Fährte eines solchen Thiers zu ermitteln, war es eine noch weit schwierigere Aufgabe, dieselbe auf zum Ziele führende Weise zu verfolgen. Die Schnelligkeit, welche das Rhinoceros, wenn es einmal die Flucht ergreift, zu entwickeln vermag, ist eine wirklich fabelhafte, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre auch das, auf welches Gerstäcker mit seinen Begleitern Jagd machte, unversehrt entronnen.

Mehrere der holländischen Pflanzer und Beamten, welche Gerstäcker auf diesen Ausflügen kennen lernte, luden ihn auf das Gastfreundlichste ein, sie auf ihren verschiedenen Besitzungen in verschiedenen Theilen des Landes zu besuchen, es drängte ihn aber auch nach Hause. Er wollte Java mit dem nächsten deutschen Schiffe, welches nach Bremen abginge, wieder verlassen, und dann durfte er sich nicht lange in den Bergen aufhalten.

Bei der Wiederankunft in Batavia überzeugte er sich, daß er gerade nicht ängstlich zu sein brauchte. Es lagen gerade damals sechs Schiffe auf der Rhede von Batavia, die alle nach Bremen und Hamburg bestimmt waren, und er hatte also durchaus nicht zu fürchten, sitzen zu bleiben.

Aus diesem Grunde beschloß er, sich in dieser so höchst eigenthümlichen Stadt, ehe er sie verließe, erst noch ein wenig umzusehen.

Besonders wohlthätig und angenehm berührte ihn die hier im Gegensatz zu Sidney und dem dortigen Goldschwindel herrschende Ruhe und die Gleichgültigkeit, womit alle derartige Nachrichten von fremden Welttheilen und deren Entdeckung von den Bewohnern Batavia's aufgenommen wurden. In Sidney hatten die Leute gesagt: „In Batavia werden die Leute, wenn sie von unserem Gold hören, Feuer und Flamme sein und alle herüberkommen wollen." Aber

siehe da, es dachte kein Mensch daran oder sprach auch nur davon. Hier und da ward die Sache vielleicht einmal erwähnt, ungefähr aber mit derselben Aufregung, die man zum Beispiel bei der Nachricht empfunden haben würde, daß der Kaiser von China sich einen Zoll von seinem Zopf abgeschnitten hätte.

Die Hauptursache dieser Gleichgültigkeit liegt darin, daß die Geschäfte ebenso wie das ganze Leben der holländischen und fremden Bewohner Batavia's auf einer viel zu festen und sichern Grundlage beruhen, als daß ein derartiges Gerücht, möchte es auch noch so viel Geld verheißen, großen Eindruck auf sie machen könnte, ja es kam unserem Helden vor, als würden sie ebenso ruhig geblieben sein, selbst wenn das Gold auf ihrer eigenen Insel entdeckt worden wäre.

Ehe Gerstäcker Batavia verließ, sollte er noch Zeuge eines Naturereignisses werden, welches bei uns zwar ebenfalls vorkommt, aber nur höchst selten und dann in weit weniger heftigem Grade, als in südlichen Ländern.

Es war am 9. Januar (1852) Abends, gerade als bei einem Herrn Consul Kinder die Vorbereitungen zu einem kleinen Familienfest getroffen waren und die Säle voller Lampen hingen, während unser Held mit dem Herrn des Hauses und einem Schiffskapitän die Zeitung lesend in der Vorgallerie saß, als Herr Kinder in die Höhe fuhr und „Ein Erdbeben" rief.

Gerstäcker sowohl, als der Kapitän hatten Beide den Stoß gefühlt, dieser aber hatte mit der Bewegung, die man am Bord eines Schiffes zu fühlen pflegt, so viel Aehnlichkeit gehabt, daß sie, in ihre Zeitungen vertieft, gar nicht darauf geachtet hatten. Ein zweiter, viel bedeutenderer Stoß sollte sie jedoch sehr bald aus jedem Zweifel reißen, denn sämmtliche Lampen fingen in diesem Augenblick an, hin und her zu schwingen, das Dach knarrte und die auf den Tischen stehenden Tassen und Gläser stießen aneinander.

Die eingeborenen Diener des Hauses erhoben sofort einen fürchterlichen Lärm, warfen sich zur Erde nieder und schrieen, so laut sie konnten: „Lenu! Lenu!" Gerstäcker achtete anfangs nicht

darauf, sondern hatte sein Augenmerk auf das Dach des Hauses gerichtet, welches bei einem dritten Stoß einstürzen konnte. Dieser dritte Stoß kam auch wirklich, war aber zum Glück schwächer als die beiden ersten, so daß die Sache für dieses Mal damit abgethan war. Einige Tage später hatte Gerstäcker Gelegenheit, von einem jungen Deutschen, welcher der malayischen Sprache vollständig mächtig war, Aufschluß über sonderbare Benehmen der Eingebornen zu erhalten.

Diese glauben nämlich, im Innern der Erde wohne ein kolossales Thier, der Gestalt nach ein ungeheurer Büffel. Die Welt wird nach ihrer Meinung einmal untergehen, aber nicht an einem jüngsten Tag, wie die Christen glauben, der Gerechte und Ungerechte ohne Unterschied trifft, sondern erst wenn alle Menschen gestorben sind und die Erde also vollkommen leer steht. Dann schüttelt sich das Ungeheuer und reckt sich in seiner Höhle da unten, die Erde muß bersten und die Trümmer stürzen donnernd ineinander. Auch die noch bei Lebzeiten des Menschengeschlechts vorkommenden geringeren Erschütterungen, die Erdbeben, stehen mit diesem Thier in genauer Verbindung und zwar auf folgende Art.

Es giebt zweierlei Ameisen auf der Insel — die weißen, die Allem verderblich sind, was sie erreichen können, und die schwarzen, die nicht allein vollkommen harmlos, sondern auch noch grimmige Feinde der weißen sind, welche sie überall vertreiben, vorausgesetzt, daß sie, die schwarzen, in erforderlicher Stärke beisammen sind. Die Eingebornen hüten sich daher wohl, solche schwarze Ameisen zu tödten, denn sie betrachten dieselben gewissermaßen als einen Schutz gegen die verderblichen Wirkungen der weißen.

Das wissen nun aber auch die schwarzen Ameisen recht gut, und wird einmal wirklich eine von ihnen von einem schlechten Menschen, der sich nichts daraus macht, ein unschuldiges Leben zu zerstören, getödtet, so sucht sie sich dann zu rächen. Dies war auch bei dem letzten Erdbeben der Fall gewesen. Die betreffende Ameise war sogleich zu dem Lenu hinuntergelaufen und hatte ihm gesagt, er könne nun getrost anfangen, die Welt über den Haufen zu werfen, denn die Menschen da oben seien alle gestorben. Hätte der Lenu

ihr nun das gleich auf's erste Wort geglaubt, so wäre wahrscheinlich ein großes Unglück geschehen, so aber ist er schon zu oft von solchen rachsüchtigen Ameisen belogen worden. Er hatte deshalb nur erst einmal ein Haar emporgehoben und schon dies hatte diese Erschütterung zur Folge gehabt. Sobald die Menschen oben das aber fühlen, wissen sie gleich, was es bedeutet, werfen sich rasch auf die Erde und rufen: „Lenu! Lenu!" damit das Thier diesen Ruf höre und daraus abnehmen könne, daß nicht alle Menschen gestorben sind, sondern daß viele noch leben. Hat der Lenu diese Ueberzeugung gewonnen, so schläft er ruhig weiter und wartet geduldig noch ein paar hundert Jahr oder auch, bis die nächste Ameise hinunter kommt.

Wir lachen und zwar mit Recht über diesen Unsinn, dürfen uns aber nicht verhehlen, daß auch unter uns, die wir auf unsere Aufklärung so stolz sind, es Viele, Viele giebt, welche mit zähem, unbegreiflichem Aberglauben an den Dingen festhalten, die ebenso abgeschmackt und widersinnig sind, wie diese Sage vom Büffel Lenu.

Endlich, am 27. Januar, stieg unser Held mit dem Kapitän des Bremer Schiffes „Herder" in sein schwer mit Früchten, Hühnern, Kartoffeln und anderen Lebensmittelvorräthen beladenes Boot, und eine halbe Stunde später lag das schöne Java auf Nimmerwiedersehen hinter ihm.

Volle einhundertneunundzwanzig Tage dauerte die Fahrt bis Bremerhafen, wo man folglich mitten im Sommer anlangte.

---

21. Kapitel.

Sieben Jahre am Schreibtische.

Es war eine schöne mondhelle Sommernacht, als eine kleine, aber fröhliche und redselige Gesellschaft sich auf dem Heimweg von Plagwitz nach Leipzig befand.

Plagwitz ist ein eine gute halbe Stunde von Leipzig entfern-

tes anmuthiges Dorf, welches größtentheils aus eleganten Wohnhäusern besteht, in welchen wohlhabende Leipziger Familien ihren Sommeraufenthalt nehmen, oder die auch von ihren Besitzern das ganze Jahr hindurch bewohnt werden.

Hier hatte der Weitgereiste bald nach seiner abermaligen Ankunft in der Heimath, als welche er jetzt Leipzig betrachtete, seinen Wohnsitz genommen, um in ländlicher Abgeschiedenheit und Stille das überreiche Material zu verarbeiten, welches er von seiner mehrjährigen letzten Reise mitgebracht.

Wäre er in der Stadt drinnen geblieben, so hätte er eine förmliche mit scharfer Instruction versehene Schildwache vor seine Thür stellen müssen, um zudringliche und neugierige Besucher abzuwehren und ihn in seiner ihm jetzt so theuern Ungestörtheit, da nöthig, mit gefälltem Bajonet zu schützen.

Hier aber und entfernt von der Stadt konnte er annehmen, daß die Zahl solcher Schmeißfliegen eine bedeutend geringere sein und daß seine Frau, von ihrem Dienstmädchen unterstützt, recht wohl im Stande sein würde, ihm dieselben vom Leibe zu halten.

Dabei aber darf man nicht glauben, daß er, der fortwährend mit so vielen Menschen aller Art verkehrt, plötzlich aus bloßer Arbeitswuth ein Menschenfeind geworden wäre und sich freiwillig von allem geselligen Verkehr abgeschnitten hätte.

Nein, dies war nicht der Fall. Nachdem er seine acht bis zehn Stunden in einem Strich am Schreibtische gesessen und dann sein Mittagsmahl eingenommen, machte er entweder allein oder in Begleitung seiner Gattin einen Spaziergang meistens in die Stadt, um gute Freunde zu besuchen, Geschäfte zu besorgen und einige Stunden im unterhaltenden Kreise alter guter Bekannter zu verleben.

Auch sein eigenes Haus hielt er den Freuden des Gesellschaftslebens durchaus nicht verschlossen und er fühlte auch, daß solche der Erholung gewidmete Stunden für ihn bei seiner anstrengenden Geistesarbeit, die auch zugleich den Körper erschlaffte, ein unabweisbares Bedürfniß waren.

Deshalb lud er dann und wann eine kleine Anzahl ganz besonders guter Freunde und Bekannten zu sich ein, und wer so

glücklich war, eine solche Einladung des biedern, geist- und gemüthreichen, nicht blos wegen seiner weiten Reisen, sondern auch wegen seines angebornen Humors und Mutterwitzes interessanten Mannes zu erhalten, säumte nie, derselben Folge zu leisten.

Auch heute war eine solche kleine Gesellschaft bei ihm versammelt gewesen, und befand sich, wie schon bemerkt worden, auf dem Heimwege nach der Stadt.

Man hatte sich bis zum Einbruch der Dunkelheit die Zeit im Garten vertrieben und dann noch im erleuchteten Zimmer einen Abschiedstrunk zu sich genommen, welcher mehrere Herren von der Gesellschaft in eine Stimmung versetzt hatte, die sich jetzt auf dem Nachhausewege in der erheiterndsten Weise kund gab.

Uns von früher her bekannte Personen gab es unter dieser Gesellschaft nur zwei — die verwittwete Professorin Müller und ihr jüngster Sohn Karl.

Derselbe hatte vor wenigen Wochen sein Universitätsexamen für das höhere Schulamt auf die rühmlichste Weise bestanden und sollte schon am nächstfolgenden 1. October in eine gutbesoldete Lehrerstelle an einem der trefflichen Schul- und Erziehungsinstitute einrücken, welchen Leipzig nicht den kleinsten Theil seiner Berühmtheit verdankt.

Sein Bruder Ernst lebte — wie wir hier beiläufig erwähnen wollen — immer noch in Boston, schrieb fleißig nach Hause und schien sich in seinen dortigen Verhältnissen so zu gefallen, daß alle seine Briefe bis jetzt noch kein einziges Wort enthalten hatten, woraus man hätte schließen können, daß er auch nur die leiseste Anwandlung von Heimweh zu bekämpfen habe.

Die übrigen Theilnehmer der kleinen Partie waren ein Leipziger Buchhändler, ein Schriftsteller — beide mit ihren Gattinnen — und ein erst seit kurzer Zeit in Leipzig weilender Künstler, ein Maler und Zeichner, der durch seine lustigen Einfälle und durch sein unermüdliches Mundwerk fortwährendes Leben in die Gesellschaft zu bringen und diese zu unterhalten wußte.

„Ich bin nur neugierig", sagte er jetzt, als man die letzten Häuser Lindenau's, des Nachbardorfes von Plagwitz, hinter sich

hatte und auf die mondhelle, freie Landstraße herauskam, „wie lange Freund Gerstäcker es bei seiner jetzigen ruhigen Arbeit aushalten wird."

„Ganz gewiß so lange, bis er damit fertig ist", entgegnete Karl, ehe noch einer der beiden anderen Herren etwas auf die Bemerkung des Malers antworten konnte. „Wir kennen den eisernen Fleiß, den er, wenn er sich einmal an den Schreibtisch setzt, zu entwickeln weiß; nicht wahr, Mama?"

Die Mutter des jungen Candidaten erklärte mit wenigen aber bestimmten Worten, daß sie ganz derselben Meinung sei, wie ihr Sohn.

Der Maler schüttelte den Kopf und hob wieder an:

„Das hätte ich nicht gedacht; ich hielt ihn für eine solche Vagabundennatur, wie ich selbst eine bin. Gefällt es mir an einem Ort auch noch so gut, so halte ich doch nie lange an demselben aus. Ich muß Abwechselung haben, sollte dieselbe auch darin bestehen, daß ich einmal Unannehmlichkeiten und Beschwerden ertragen müßte, die ich recht wohl vorausgesehen und daher mit leichter Mühe hätte vermeiden können. Geht es einem dann wieder gut, so ist das doppelt angenehm."

„Eine eigenthümliche Lebensphilosophie!" rief der Buchhändler. „Ich will derselben indessen eine gewisse Berechtigung nicht abstreiten, denn das Sprüchwort: „Hunger ist der beste Koch", gilt auch für viele Dinge, welche mit Essen und Trinken durchaus nichts zu schaffen haben."

Der Schriftsteller, der schon seit länger als zwanzig Jahren Mitarbeiter an einer großen Encyclopädie war und kein größeres Vergnügen kannte, als zu „büffeln", meinte, dergleichen Doppelnaturen seien ihm unbegreiflich, und er könne es sich nicht erklären, wie Jemand, der jahrelang in der Welt „herumgestrolcht" sei, auf einmal ganz ruhig die Feder ergreifen und diese führen könne, als ob er in seinem ganzen Leben nichts weiter gethan habe.

Karl, der, auf seine langjährige vertraute Freundschaft mit Gerstäcker pochend, sich berufen glaubte, überall, wo es ihm nöthig schien, für denselben in die Schranken zu treten, entgegnete auch jetzt:

„O, meine Herrschaften, Sie dürfen nicht glauben, daß unser Freund, wenn er eine solche Reise macht, blos „herumstrolche". Er hat vielmehr ebenso, wie auf seinen Streif- und Jagdzügen in Nordamerika, sowie auch auf dieser letzten großartigen Tour, stets ein sorgfältiges Tagebuch geführt und auf diese Arbeit, selbst unter den schwierigsten Umständen, in der Regel jeden Tag vier bis fünf Stunden verwendet."

„Keine Regel ohne Ausnahme!" rief der Maler lachend. „Und wenn, wie jener radebrechende Franzose sagte, „gekommen seien die Sturm und 'aben gemackt mit die Schiff comme ci, comme ça, da wird auch unserm Freund keworren sein Angst, und er werden gelekt 'aben die plume aus die main"."

Man lachte über dieses halb eingelernte, halb improvisirte Kauderwälsch, Karl aber sagte:

„Wer da glaubt, unser Freund habe wegen ein bischen Seesturm, der ihn beim Schreiben überrascht, allemal sogleich die Feder aus der Hand gelegt, der irrt sich sehr. Er hat mir selbst erzählt, daß er sich bei Stürmen, welche nicht selten mehrere Tage hintereinander andauern, ein Kissen vor die Brust gebunden habe, um bei den heftigen Stößen, die ihn fortwährend gegen den Tischrand geworfen, die Brust zu schützen."

Wir und unsere Leser kennen bereits den Hauptinhalt der theilweise unter so schwierigen Umständen entstandenen Tagebücher, denn das, was wir in den letzten Kapiteln über die Reisen unseres Helden in Californien, auf den Südseeinseln, in Australien und Java mitgetheilt, ist diesen Niederschriften größtentheils in des Autors eigenen Worten entlehnt.

„Na, mag dem sein, wie ihm wolle", rief der Maler, der sich nicht gern werfen lassen wollte, „ich meinerseits bin bereit, zu wetten, das unser Freund noch ehe vier Jahr um sind, nicht mehr in Plagwitz am Schreibtische sitzt."

Dann brachte er, ehe noch Jemand etwas auf diese letzte Bemerkung antworten konnte, das Gespräch auf etwas Anderes, indem er fortfuhr:

„Frau Gerstäcker ist eine sehr liebenswürdige Dame, die aber auch sehr streng und sträflich sein kann."

„So?" rief die Gattin des Buchhändlers stutzend. „Haben Sie vielleicht in dieser Beziehung persönliche Erfahrungen gemacht?"

„Leider ja", antwortete der Maler mit komischer Miene. „Als wir gegen Abend im Garten waren, sah ich, daß Gerstäcker's Nachbar in seinem Garten eine jener großen blauen Glaskugeln aufgestellt hatte, welche manche Leute als eine ganz besondere Zierde zu betrachten scheinen, und machte eine kleine Bemerkung darüber. Gerstäcker entgegnete, diese Kugel sei ihm ein Dorn im Auge, denn bei heiterem Himmel reflectire dieselbe die Sonnenstrahlen auf eine Weise, die ihn beim Schreiben so störe, daß er die Fenstergardine herunterlassen müsse, wodurch er aber wiederum des nöthigen Lichtes beraubt werde. Ich erbot mich sofort, ihm diesen Pfahl aus dem Fleische zu ziehen, oder, mit andern Worten, die anstößige Kugel zu beseitigen, und er erklärte, daß ich ihm damit einen großen Gefallen thun würde. Demgemäß ging ich, als es völlig dunkel geworden und die Gesellschaft drinnen in der Stube versammelt war, wieder in den Garten hinaus, kletterte über die niedrige Mauer in den des Nachbars —"

„Aber", unterbrach der Buchhändler den Erzähler, „welch ein Wagstück! Bei diesem hellen Mondschein."

„Der Mond", entgegnete der Schalk, „war noch nicht aufgegangen, Straßenlaternen giebt es in Plagwitz zur Zeit noch nicht, und es herrschte daher vollständige Dunkelheit, sonst hätte ich mein Kunststück wohl unausgeführt gelassen. Nachdem ich also die Gartenmauer überklettert und mich vorsichtig umgeschaut, näherte ich mich der Glaskugel, hob sie von ihrem kleinen Postament, überstieg damit die Mauer auf der andern Seite des Gartens, so daß ich mich nun im Freien sah und eilte mit meiner Beute nach dem nächsten Kornfeld, in welchem ich sie versteckte, wobei ich mich schon auf den Spaß freute, den es geben würde, wenn bei der nächsten bevorstehenden Ernte ein Schnitter mit seiner Sense das Ding in Scherben schlüge."

„Das ist aber ein Streich, der mir nicht sonderlich gefallen will", bemerkte die Gattin des Buchhändlers, „und wenn Sie Frau

Gerstäcker denselben erzählt haben und diese Ihnen dafür tüchtig den Text gelesen hat, so kann ich ihr nur beipflichten."

„Nun, dann, Madame", entgegnete der Erzähler mit einer ironischen Verbeugung, „bin ich Ihnen dankbar, daß Sie mir wenigstens die Demüthigung ersparen, Ihnen den Schluß meiner Geschichte selbst zu erzählen."

„Ohne Zweifel", bemerkte die Professorin, „wird Frau Gerstäcker morgen in aller Frühe durch ihr Dienstmädchen die Kugel aufsuchen und wieder an Ort und Stelle bringen lassen."

„Ich", sagte der neckische, aber herzensgute Maler, „hätte, als ich sah, wie sehr ich bei unserer freundlichen Wirthin ins Fettnäpfchen getreten, den angerichteten Schaden gern sogleich selbst wieder gutgemacht; mittlerweile war ja aber der Mond aufgegangen und ich konnte daher nicht."

„Na", sagte der nicht so leicht aus seinem Gleichmuth zu bringende Encyclopädist, „die Sache wird ja keine weitern Folgen haben, und was die Gardinenpredigt betrifft, die unser Freund jetzt wahrscheinlich anzuhören hat, so kann er sie gleich mit in seinen nächsten Roman verweben."

Die Heimkehrenden hatten, während sie so hin und her sprachen, die ersten Straßen der Stadt erreicht und befanden sich bald an der Stelle, wo die nach ihren verschiedenen Wohnungen führenden Wege auseinandergingen.

So wenig auch der humoristische Maler sich durch seine letzten Aeußerungen den Beifall seiner Zuhörer zu erringen gewußt, so hatte er doch mit seiner Behauptung, daß Gerstäcker noch vor Ablauf von vier Jahren nicht mehr in Plagwitz am Schreibtische sitzen werde, vollkommen Recht, obschon in anderer Weise, als er selbst vorausgesetzt hatte.

Nachdem unser Held nämlich etwas über drei Jahr lang Buch auf Buch geschrieben, ohne mit seinem Stoff, der unaufhörlich neu aus sich selbst heraus zu quellen schien, zu Ende zu kommen, machte ein hochgestellter Freund der Literatur und Kunst, der Herzog Ernst von Coburg-Gotha, ihm das Anerbieten, seine Wohnung künftig in Rosenau bei Coburg zu nehmen, wo ihm

Räume zur Verfügung gestellt werden würden, in welchen er sich noch bequemer und ungestörter, als in der Nähe einer großen Stadt, seinem jetzigen Beruf widmen könne.

Gerstäcker säumte nicht, von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen, und fuhr, nachdem er sich in seinem neuen Wohnsitz eingerichtet fort, die Lesewelt durch Gaben zu erfreuen, welche mit immer größerem Beifall aufgenommen wurden.

---

22. Kapitel.

Die deutschen Kolonien in Südamerika.

Der Lateiner hat ein Sprüchwort, welches sagt: „Natura si furca expellas, tamen rediit", zu deutsch: „Und wenn Du die Natur mit der Gabel ausgräbst, so kommt sie doch immer wieder zum Vorschein." Einen Beweis von der Wahrheit dieses alten Spruchs lieferte auch unser Held. Er lebte in den glücklichsten Verhältnissen, die ein Schriftsteller sich wünschen kann. Seine Arbeiten wurden ihm gut bezahlt, sein Publikum ward immer zahlreicher, er erfreute sich einer Gesundheit, welche ihn die für manche Körperconstitution so nachtheiligen Folgen des Stillsitzens und der geistigen Anstrengung ebenso leicht ertragen ließ, als einen wochenlangen mühseligen Marsch durch den bodenlosen „Busch" Australiens oder eine das Mark verdorrende Windstille unter der sengenden Gluth der tropischen Sonne. Er war beneidenswerther Familienvater, die Geradheit und Biederkeit seines herrlichen Charakters erwarb ihm täglich neue Freunde, während die alten immer unverbrüchlicher zu ihm standen, der Stoff, den er auf seinen letzten Wanderungen eingeheimst, war noch lange nicht aufgearbeitet, er selbst hatte bei der Heimkehr von Java mit Bestimmtheit erklärt, daß er das Reisen nun Reisen sein lassen wolle, und gleichwohl packte ihn auf einmal der alte Drang in einer Weise, welcher er nicht zu widerstehen vermochte.

Diesmal waren es die deutschen Kolonien in Südamerika, welche das Ziel der neuen Reise sein sollten.

Als Mann von erst vierundvierzig Jahren fühlte er sich den vielen Unbequemlichkeiten und Entbehrungen, die mit der Reise im Zwischendeck eines Auswandererschiffes verknüpft sind, noch vollkommen gewachsen. Da er jedoch jetzt mit ganz anderen Geldmitteln ausgestattet war, als früher, so glaubte er sich auch einmal den Luxus einer bequemen und schnellen Fahrt gestatten zu können.

Nachdem er daher in den ersten Tagen des Mai 1860 Rosenau verlassen, begab er sich auf dem kürzesten Wege nach England, und ging kaum acht Tage später in Southampton an Bord des prachtvollen englischen Seedampfers „La Plata". Es war das erste Mal, daß er mit einem Schiffe dieser Art fuhr, und dasselbe leistete und bot Alles, was ein solches Fahrzeug leisten und bieten kann; trotzdem aber erklärte er hinterdrein, er würde lügen, wenn er sagte, daß ihm die Fahrt gefallen hätte. Rasch gehe es, das sei allerdings wahr, und Wind oder Windstille kümmerten nicht den eisernen Koloß, der selbst gegen Sturm und Strömung starr und eisern seine Bahn verfolgte, die Reise mit ihm sei aber eben keine Seereise. Man lebe wie in einem großen Hotel, von einer Unzahl von Kellnern umgeben, und nähme auch nicht das geringste Interesse an dem Meere selber. Er sei deshalb überzeugt, daß Hunderte von Passagieren eine solche Reise machten, und wenn sie an dem Ort ihrer Bestimmung landeten, noch nicht einmal den Salzgeschmack des Meeres gespürt hätten.

Nachdem man die dänische Insel St. Thomas erreicht, ging die Fahrt mit einem kleineren Dampfer weiter nach der Insel Colon, die durch eine Brücke mit dem Festlande verbunden ist, über welche die Eisenbahn über die Landenge von Panama nach der Stadt dieses Namens führt.

Gerstäcker befand sich nun in der Republik Ecuador, einem Theile der frühern großen Republik Columbia, die fast den ganzen Norden von Südamerika umfaßte und später in die drei Republiken Neu-Granada, Venezuela und Ecuador aufgelöst ward.

Die Bewohner dieses letztern Landes sind, namentlich an den Küsten, eine tolle Mischlingsrasse von Spaniern, Indianern und Negern, und eine bestimmte Abstammung konnte der Weitgereiste nur da herausfinden, wo sich die Indianer noch unvermischt erhalten hatten.

Einen solchen Stamm, die Cajabas, fand er an der Mündung des Tola-Flusses, prachtvoll gebaute, herrliche Menschen mit dem, dem Ur-Indianer eigenthümlichen, straffen, langen Haar.

Die Lebensweise fand er so einfach, als sie möglicherweise nur sein kann. Brod kannte man an dem kleinen Grenzorte St. Lorenzo noch gar nicht, höchstens das, welches dann und wann von Fremden mit hierhergebracht ward. Die Banane, auch Pisang oder Platane genannt, vertrat hier, wie auf den Südseeinseln, die Brodfrucht. Sie wird auf die verschiedenste Weise zubereitet, am meisten aber noch nicht völlig reif und gebacken genossen. Dazu hielten die Einwohner sich Rindvieh und Schweine, von welchen sie gelegentlich ein Stück schlachteten, und lebten außerdem von Fischen, von welchen die Bai eine Masse der besten Arten lieferte. Dann und wann gingen sie auch wohl mit ihrer Lanze oder einer alten Muskete und ein paar Hunden auf die Jagd, im Ganzen aber schien ihnen diese Art des Broderwerbs zu beschwerlich.

Die erste deutsche Kolonie, welche Gerstäcker besuchte, war die am Pozuzu in Peru. Dieselbe besteht theils aus Tyrolern, theils aus Rheinländern, die sich aber jede Landsmannschaft für sich angesiedelt haben, obschon ihre Besitzungen dicht aneinander grenzen.

In der ersten Hütte, die er betrat, traf er eine Frau, eine junge Tyrolerin, welche hübsch zu nennen gewesen wäre, wenn nicht ein ziemlich dicker Hals sie entstellt hätte. Uebrigens war sie schlank gewachsen und hatte dunkles, volles, in Zöpfe geflochtenes Haar.

„Grüß Gott!“ sagte Gerstäcker, indem er auf die Frau zutrat und ihr die Hand bot.

Sie streckte ihm unwillkürlich die ihrige entgegen, sagte aber dabei fast erschrocken:

„Grüß Gott, sagt Ihr? Seid Ihr denn ein Deutscher von daheim? Ha", fuhr sie dann, während ihr ein paar große Thränen in die gutmüthigen Augen traten, fort, „wir sitzen hier so weit weg von der Welt, daß ich geglaubt habe, es könne gar kein anderer Deutscher wieder zu uns kommen."

Nach einer Weile kam der Mann vom Felde herein, ein echter Tyrolerbursch mit einer Spielhahnfeder am Hute, leider aber auch mit einem verdächtig dicken Halse. Er begrüßte den unerwarteten Besuch ebenfalls auf's herzlichste und lud ihn dringend ein, dazubleiben und eine Tasse Kaffee mitzutrinken, nämlich selbstgebauten, denn rings um die Hütte herum standen junge mit Früchten bedeckte Kaffeebäume. Gerstäcker entschuldigte sich jedoch für diesen Tag, weil er noch den Mittelpunkt der Ansiedelung, die Pfarrwohnung, aufsuchen wollte und es mittlerweile spät geworden war. Zugleich sagte er aber den Leuten, daß er einige Zeit in ihrer Kolonie bleiben werde und sie jedenfalls ein ander Mal zum Kaffee besuchen würde.

Kaum hundert Schritt davon stand die nächste Hütte, deren Besitzer ebenfalls ein Tyroler war, und dann folgte die Wohnung des Gobernadors oder Gouverneurs, eines Peruaners, dessen Titel für die bescheidene Stellung, die er einnahm, ein wenig zu hochtrabend klang. Gerstäcker brachte ihm einen Brief von seinem Sohn, der ihn krank verlassen und den er unterwegs getroffen. Der Gobernador freute sich sehr, auf diesem Wege Nachricht und zwar gute Nachricht zu erhalten, und der willkommene Ueberbringer derselben mußte wenigstens ein Glas Cognac mit ihm trinken.

Der Pfarrer, ein noch ziemlich junger Mann, empfing den Reisenden mit einigem Erstaunen, denn man war hier nicht gewohnt, Fremde bei sich zu sehen, aber doch freundlich, und bald saß unser Held in dem kleinen, allerdings etwas beengten, aber gemüthlichen Häuschen, in welchem sich binnen kurzer Zeit eine Menge Nachbarn sammelten. Das Gerücht, daß ein Fremder angekommen sei, hatte sich sehr rasch verbreitet, und Jeder wollte etwas Neues von der Welt, von der Heimath hören.

Leider aber konnte Gerstäcker ihnen nicht viel Neues bringen.

Abgesehen davon, daß er selbst schon seit acht Monaten von daheim fort war, würde auch Alles, was er ihnen hätte erzählen können, sie nicht interessirt haben, denn es hätte lauter Dinge betroffen, die sie nicht kannten. Keine Nachricht drang in diese Einöde, keine Zeitung und kein Brief war seit Jahren für irgend einen der Kolonisten angekommen, und es stand außer Zweifel, daß diese Leute in ihrer Heimath nie abgelegener von der übrigen Welt gelebt hatten, als hier am Pozuzu.

Es war, ehe diese Auswanderung der Tyroler nach Peru erfolgte, in Deutschland viel dagegen geschrieben worden, und Gerstäcker hatte selbst in mehreren Zeitungen die Gründe und Thatsachen hervorgehoben, welche ihn bewogen, diesen Leuten von einem so gewagten Schritte abzurathen. Trotzdem waren die Tyroler gegangen und er hatte, wie alle Andern, die seine Meinung theilten, sie für ein entsetzlich halsstarriges Volk gehalten, welches allen Vernunftgründen unzugänglich sei. Jetzt nun, wo er mit den Leuten selbst sprach, gewann er auf einmal die Ueberzeugung, daß kein einziger der ausgewanderten Tyroler und selbst der Rheinländer auch nur ein Wort von allen jenen Ermahnungen und Warnungen gelesen hatte. Es war ihm deshalb interessant, diese Kolonisten alle einzeln zu verhören, und er beschloß zu diesem Zwecke, einen Ausflug durch die ganze Kolonie zu machen. Zunächst jedoch mußte er sich einen Ruhetag gönnen, denn die Strapazen der letzten Tage hatten seine Kräfte fast vollständig erschöpft. Der Pfarrer selbst hatte in seinem kleinen Hause keinen Platz für ihn, einer der Tyroler aber, der bei den übrigen in großem Ansehen zu stehen schien, erbot sich gastfreundlich, ihn aufzunehmen, und in diesem Hause hatte er zugleich erwünschte Gelegenheit, eine Musterwirthschaft am Pozuzu kennen zu lernen.

Eine ganz besondere Eigenthümlichkeit, die man bei dieser Kolonie als einer deutschen ganz gewiß nicht vorausgesetzt hätte, war die, daß sie kein Wirthshaus hatte. Von Bier und Branntwein war hier keine Rede und von Wein ebensowenig. Ein vielleicht ebenso großes Glück für den Gesundheitszustand der Kolonisten bestand darin, daß es hier auch keine Apotheke gab. Aller-

dings hatte man gleich anfangs einen Arzt aus Europa verschrieben, dieser aber hatte ganz ruhig die Reisekosten eingesteckt und war dann anderswohin gegangen, wo er eine einträglichere Praxis zu finden hoffte. Seine Stelle ward mittlerweile durch einen Peruaner ausgefüllt, der mit seinen Patienten auf gutes Glück hin Naturkuren vornahm.

Die Kolonisten waren übrigens schon lange nicht mehr in ihrer ursprünglichen Anzahl beisammen. Viele derselben, besonders die jungen unverheiratheten Leute, die durch keine Familienbande gehalten wurden, waren durch die überstandenen Beschwerden abgeschreckt worden und hatten sich nach allen Richtungen zerstreut, um irgendwo im Lande ein Unterkommen zu suchen. Von den aus Europa abgegangenen dreihundert Kolonisten waren, nachdem vier unterwegs gestorben, zweihundertsechsundneunzig in Amerika an's Land gestiegen, jetzt aber waren nur noch einhundertunddreiundvierzig beisammen, und zwar etwa zwei Dritttheile Tyroler und ein Dritttheil Rheinländer.

Uebrigens lebten diese Kolonisten gar nicht so schlecht. Milch und Butter gab es in den meisten Häusern und Zucker ward ebenfalls von selbstgebautem Zuckerrohr gewonnen. Anstatt der Kartoffel, für welche der Boden hier zu warm ist, hatte man hier die vortrefflich gedeihende Yukawurzel, welche übrigens viel schmackhafter ist und auch mehr Nahrungsstoff enthält.

Der Baumwuchs der Kolonie war außerordentlich üppig und es standen mächtige Bäume nicht allein in der Niederung, sondern auch an den Abhängen der Berge. Viele davon hatten freilich ein leichtfaulendes, schwammiges Holz, welches besonders rasch von den Würmern angegriffen ward, dies bot jedoch wenigstens den Vortheil, daß sie in den Feldern nicht lange im Wege lagen, sondern von Wind und Wetter rasch zerstört wurden. Es gab aber auch viele harte und feste Hölzer, die sich vortrefflich zum Häuserbau und zu andern ähnlichen Zwecken eigneten.

Es that unserm Reisenden sehr leid, nach einigen Tagen Aufenthalt von den guten Leuten, die er hier kennen gelernt, Abschied zu nehmen. Es hatte ihm viel Mühe und Geld gekostet,

sie in ihrer Abgeschiedenheit aufzusuchen, und er hatte nun einen schweren Rückweg vor sich, aber er bereute es nicht, diese Reise unternommen zu haben, denn er war überzeugt, daß seine, wenn auch nur kurze, Anwesenheit in der Kolonie mancherlei gute Folgen für dieselbe haben würde.

Die nächste deutsche Kolonie, welche er besuchte, war Valdivia in der Republik Chile. Zwei Drittel der Bewohner dieser Stadt waren, wie er fand Chilenen, dem ersten Anblick und Eindruck nach aber war sie ziemlich ganz deutsch. Fast alle Aushängeschilde trugen deutsche Namen, überall wohin er kam, hörte er deutsch sprechen, und das Spanisch, welches eine große Anzahl dieser Deutschen redete, klang eben nicht viel anders.

Die beiden einzigen Gasthäuser in der Stadt, die Apotheke, die sehr bedeutende Bierbrauerei, eine große Gerberei, Aerzte — Alles war deutsch. Mit den Handwerkern war es bis auf einige wenige Ausnahmen ebenso, und die hier wohnenden Chilenen waren, wenn sie nicht etwa einen kleinen Verkaufsladen in der Stadt hatten, entweder Beamte oder Gutsbesitzer in der Nachbarschaft, die mit ihren Familien in der Stadt lebten, oder Handarbeiter, die gerade damals, wo viel neue Häuser gebaut wurden, reichliche Beschäftigung fanden.

Eine ungemein große Aehnlichkeit fand Gerstäcker zwischen dieser Stadt und dem australischen Städtchen Tanunda, wo er, wie der Leser sich erinnern wird, das deutsche Element ebenfalls entschieden vorherrschend fand und nebenbei jenem Balle beiwohnte, der mit der Schlägerei anfing.

Einen großen und für seine eigne Person sehr wichtigen Unterschied fand er aber darin, daß während in Tanunda kein Mensch vorher seinen Namen gehört, derselbe hier fast allgemein bekannt zu sein schien, denn überall, wo er sich nannte, fragte man ihn sofort, ob er der Gerstäcker sei, der die schönen Bücher geschrieben.

Zur Entschuldigung der Bewohner von Tanunda muß allerdings bemerkt werden, daß unser Held einen großen Theil der Thätigkeit, welche ihn in Valdivia berühmt gemacht, erst *nach* seinem Besuche in Tanunda entwickelt hatte.

Daß übrigens der Deutsche an Tüchtigkeit, Fleiß, und vielen andern dem Menschen zur Zierde gereichenden Charaktereigenschaften hoch über dem Spanier und was von demselben abstammt, steht, zeigte sich auch hier auf die augenfälligste Weise. Draußen vor der Stadt brauchte man nämlich nie zu fragen, was für ein Landsmann in dem einem oder dem andern Hause wohnte, denn es zeigte sich dies gleich von Weitem selbst. Die Chilenen wohnten noch wie von jeher in den einfachsten Hütten, die nicht einmal genügenden Schutz gegen Wind und Wetter boten. Ihre Felder waren nachlässig bearbeitet und schlecht eingezäunt und im Innern der Häuser vertrat die nackte Erde die Stelle ordentlichen Fußbodens.

Der Deutsche dagegen hatte stets ein, wenn auch nicht sehr großes, doch freundlich und regelmäßig gebautes Haus mit festschließenden Glasfenstern und Thüren, einer guten Breterdiele, trefflich in Stand gehaltene Felder und immer einen kleinen Blumengarten bei dem Hause, in welchem er zugleich hinreichende Gemüse zog. Ueberhaupt befanden sich die Deutschen in Valdivia mit wenigen Ausnahmen Alle wohl. Die Handwerker verdienten hübsches Geld und überarbeiteten sich dabei doch nicht, denn der blaue Montag ward, wie Gerstäcker fand, hier gewissenhafter gefeiert, als vielleicht an irgend einem Orte in Deutschland. Die Landwirthe hatten ebenfalls reichlich zu leben und konnten dabei immer noch einen Theil ihrer Ernte verkaufen.

Unser Held konnte somit von dieser Kolonie in der Ueberzeugung scheiden, daß dieselbe auch in Zukunft fortfahren würde, fröhlich zu blühen und zu gedeihen.

---

23. Kapitel.

Achtzehn Monate in Südamerika.

(Fortsetzung.)

Nur ein Uebelstand machte sich geltend, der Mangel an gebahnten Straßen und Niemand als er, der Vielgereiste, konnte die Tragweite dieser Thatsache besser beurtheilen.

Da er annehmen mußte, daß der Präsident sein, dem Führer der Colonisten gegebenes Wort, nach der Uebergabe des Landes an dieselben auch für die Aufbesserung der Verkehrswege Sorge zu tragen, wahrscheinlich deshalb nicht eingelöst, weil Niemand später energisch darauf gedrungen hatte oder weil die wohlhabenden Besitzer der Haziendas in dem fruchtbaren Huanocothale den Bau der Straße zu vereiteln wünschten, damit die Preise ihrer Bodenerzeugnisse nicht herabgedrückt würden und daher die Unterbeamten bestochen, daß dies geschehe, so beschloß er, den mühevollen Weg nach Lima selbst zu unternehmen und dem Präsidenten Castilla aus eigner Anschauung darüber zu berichten.

Er fand es gerathen, da der Pfad vom Pozuzu nach Huancobamba zu schmal und verwildert war, um ein Reit- oder Packthier zu benutzen, sich zwei Lastträger mitzunehmen.

Da diese aber des Weges unkundig waren, rieth ihm einer der verständigsten Colonisten, sich auch noch eines Führers zu bedienen.

Er kannte einen Indianer, Leon Carthagena, der nicht nur den Weg durch die Wildniß zu finden wußte, sondern auch für den Fall, daß Gerstäcker glücklich in seinem Unternehmen sei, dem Präsidenten als der geeignete Mann empfohlen werden könnte, um den Bau der Straßen zu leiten und deren spätere Instandhaltung zu überwachen.

Von diesen drei Männern begleitet, begann unser Bahnbrecher des Fortschritts den beschwerlichen Marsch.

Sein Weg führte durch echt tropischen Urwald, in dem umgestürzte Baumleichen von neuer Vegetation zwar mitleidig, aber doch fahrlässig genug begraben, die größten Hindernisse waren, da ihre mit Moos bedeckten scharfen und zackigen Wurzeln jeden Augenblick die Füße verletzten, die sich kaum aus tiefen Löchern herausgearbeitet, welche, Gott weiß, welchem Umstand ihre Entstehung verdankten.

Mit dem Messer mußten überdies das Rohr, welches üppig emporschoß, und die Schlingpflanzen, die in dichter Masse fest wie eiserne Ketten ihren Weg sperrten und Gerstäcker bald den Hut vom

Kopfe, bald das Gewehr von der Schulter rissen, zerschnitten und entfernt werden.

Hierzu kam noch eine Art Aloe, mit welcher der fette Boden reich gesegnet war, die unter Gestrüpp hervor ihre Stacheln in die Füße oder die um das Fortkommen ebenso besorgten Hände bohrten und empfindliche Schmerzen verursachten.

Am fünften Tage erst erreichten die Wanderer Huancabamba, in dessen Nähe mehrere Haciendeu liegen, und wenn man bedenkt, daß sie bis dahin auf ihrer mühevollen Wanderung kein Haus gefunden, in dem sie hätten rasten oder übernachten und die angestrengten Glieder in entsprechender Weise stärken können, daß sie infolge dessen dem Einfluß von Kälte und Nässe ausgesetzt gewesen, so dürfen wir nicht zweifeln, daß sie sich des wärmeren Klimas ebenso freuten, wie der Nähe menschlicher Wohnungen. Hier rasteten sie, wenn auch nicht mit dem Behagen, welches uns die Ueberzeugung gewährt, am Ziele zu sein.

Da der Weg jetzt nicht mehr durch das Dickicht des tausendjährigen Waldes führte, konnte sich Gerstäcker auch wieder eines Maulthiers bedienen und er fand auch sehr bald Gelegenheit, ein solches, wie alles Uebrige einzuhandeln, was er für die Weiterreise bedurfte.

Nachdem er Führer und Träger entlassen, verfolgte er den Pfad, der sich immer aufwärts der Schneeregion der Cordilleren zuwandte.

Bald ging der Weg an einem schäumenden Bergstrom, bald an einer Schlucht entlang, die durch die vulkanische Thätigkeit dieses Gebirges entstanden war, bald auch wieder durch den Wald, der jedoch immer spärlicher und dünner ward.

Allenthalben Stille und Einsamkeit, kein Menschenantlitz, kein für den Jäger so begehrenswerthes Wild, als dort über den auftauchenden Schneehäuptern der Berge ein majestätisch kreisender Condor in gemessener, unerreichbarer Ferne.

So verstrich Stunde auf Stunde; der niederströmende Regen und die rastlos thätigen Gedanken waren die einzigen Gesellschafter

des einsamen Reisenden, bis diese endlich und zwar auf sehr ungewöhnliche Weise unterbrochen wurden.

Droben auf dem Berge seitwärts löste sich ein Stück der Schneedecke vom Gebirgsstock; sie kam in's Rutschen und mit donnerähnlichem Getöse schob sie sich im weiteren Verfolg ihrer steilen Bahn, von Minute zu Minute anwachsend, gleich einer Lawine hinunter in die Schlucht, Schnee und Wasser allenthalben umherspritzend.

Gerstäcker dankte Gott, daß unten am Orte ihres Falls nicht blühende Wohnstätten der Menschen, wie so oft in der Schweiz, von derselben begraben wurden.

Er zog weiter einem einfachen hölzernen Kreuze zu, welches nicht blos ein Wegweiser für den Reisenden, sondern zugleich ein Mahner sein sollte, daß der Gott der Liebe, der seinen theuren Sohn den Opfertod für uns sterben ließ, auch hier in der Einöde dem Wanderer nahe, und tief war nach Gerstäcker's Aussage der Eindruck, den dieses Kreuz *hier* auf ihn machte.

Der Regen verwandelte sich, als er sich immer höher hinauf arbeitete, in Schnee, und unser Reisender war unendlich froh, als er spät in der Nacht Watschong erreichte, obschon ihm dort außer einem Obdach weiter nichts geboten werden konnte, als ein Lager auf ein paar elenden Schlafstellen, ein Stück hartes Brod und eine Flasche Aqua ardiente.

Als er Watschong verließ, geschah es auf einem frischen Maulthier und mit einem Führer, der ihm nöthig war, da von dem Wege, der über die Punas nach Cerro de Pasco führte, viele Seitenpfade abzweigten.

Die Punas sind mächtige Hochebenen auf der Höhe der Cordilleren, die weiter nichts als Weidegras hervorbringen, da alle andere Vegetation durch die Nachtfröste gestört wird, die das ganze Jahr hindurch vorherrschend sind.

Je nach der günstigeren oder ungünstigeren Lage dieser Hochebenen können dieselben als Weideplätze für das Llama oder das Schaf benutzt werden; das Letztere verlangt die saftigeren Weiden

in den Thalsenkungen, während das Llama mit dem unserer nordischen Haide gleichenden Grase vorlieb nimmt.

Nachdem Gerstäcker eine der alten Indianerstädte besucht, deren es auf den Cordilleren noch mehrere giebt, und in den Ruinen herumgeklettert war, um durch Bauart oder irgend welchen Fund einen neuen Einblick in das Leben der Ureinwohner zu bekommen, denen die Habsucht der Eindringlinge den Untergang bereitet, setzte er seinen Weg nach Cerro de Pasco fort, konnte es jedoch nicht vollständig erreichen, sondern sah sich genöthigt, in einer der Schäferhütten zu übernachten, die, mit einem sehr kleinen Eingange und spitzen, dicken Binsendach versehen, auf der weiten Puna verstreut waren.

Er erhielt hier ein, wenn auch nur aus Kartoffeln und Schaffleisch bestehendes, doch warmes Abendbrod, und setzte zeitig am folgenden Morgen seinen Weg bis zur höchstgelegenen Stadt auf dem ganzen weiten Erdenrund fort.

Cerro de Pasco liegt vierzehntausendfünfhundert Fuß über dem Meeresspiegel in einer Thalsenkung auf der Hochebene vor dem östlichen Abhange der Cordilleren, und die Bewohner nähren sich hauptsächlich von Bergbau auf Silber, der anfangs nur Einzelne herbeigelockt, später aber die großen Zuzüge von Einwanderern hervorgerufen.

Ohne die Aussicht, hier reich zu werden, würden sich nicht Schaaren von Menschen da ansiedeln, wo der Boden so arm ist, daß er auch nicht das Geringste von Lebensmitteln hervorbringen kann, wo die Luft so rauh, daß fast kein Kind aufzubringen ist, und jeder Mensch mit schwachen Athmungsorganen eine Beute des Todes wird.

Obschon der Bergbau nur sehr mangelhaft und nicht in jenem großartigen Maßstabe betrieben werden kann, wie in Europa, da es wenige Bergleute von Fach dort giebt und alle dazu nöthigen Maschinen auf dem Rücken des Maulthiers heraufransportirt werden müssen, so giebt es doch viele, die sich ein schönes Vermögen gesammelt haben.

Ihre Häuser sind mit europäischem Luxus ausgestattet und

sie würden viel darum geben, wenn sie bessere Transportmittel erlangen könnten.

Ein großer Theil dieser amerikanischen Geldmenschen sind Deutsche, ebenso wie der Arzt, und viele von ihnen kommen dorthin, nachdem sie vergebens in der Nähe der Ruinen von alten Indianerstädten nach den Goldfeldern gesucht, welche sich früher dort befunden haben sollen.

Sie finden zwar dann und wann noch Gold, allein die Ausbeute im Allgemeinen wiegt lange nicht die Mühen und Strapazen auf, unter denen dasselbe gewonnen wird, und sie ziehen es deshalb vor, sich der Stadt zuzuwenden, wo sie selbst, wenn sie in den Minen nicht glücklich sind, andere Beschäftigungen finden können.

Die Wasser der Lagunen, welche Cerro de Pasco umgeben, werden zur Silberwäsche und zum Speisen einer Dampfmaschine benutzt, die das Wasser aus den Minen zu pumpen bestimmt ist und welche einer der reichsten Minenbesitzer hat aufstellen lassen. Diese Maschine und den dazu gehörigen Kessel baute ein Schmied, der sehr leicht den etwaigen Schaden ausbessern kann.

Ein anderweites großes Hinderniß des Bergbaues ist auch noch der fast gänzliche Mangel an Bauholz, dessen Abfälle beim Ausscheiden der Erze fast gar nicht zu entbehren sind. Glücklicherweise wird in der Nähe gute Steinkohle gefunden und durch diese wird neben dem Feuer in den Schmelzöfen auch der Aufenthalt in den Zimmern der Einwohner ermöglicht, in denen es sonst bei dem ewigen Schnee und Regen nicht auszuhalten sein würde.

Die Häuser der Stadt sind nicht regelmäßig, sondern in Felsen und Ecken hineingebaut, die einigen Schutz versprechen; ja sogar zum Theil in verlassene Minen, in denen vielleicht noch reiche Schätze ruhen, und die engen und krummen Straßen wimmeln von Maulthieren und Llamas.

Die Ersteren schaffen das gewonnene Silber zu Thale und nehmen auf dem Rückwege Lebensmittel zur Höhe hinauf, während die Letzteren, welche nicht mehr als achtzig bis hundert Pfund tragen können, grünes Futter für die Maulthiere aus den wärmer gelegenen

Da man hier einen Aufenthalt von vier Stunden nahm und das Wasser in der Bucht vollkommen ruhig war, kamen die armen, seekranken Passagiere, die während der ganzen Fahrt in ihren Cojen gelegen hatten, auf Deck, um ein wenig frische Luft zu schöpfen und einmal eine ordentliche Mahlzeit einzunehmen.

Aber bald, und leider für die Unglücklichen nur zu bald, setzte sich das Schiff wieder in Bewegung und die unvermeidlichen Folgen des Genusses blieben nicht aus.

Man passirte Iquique, eine Hafenstadt, die jährlich für mehrere Millionen Dollars Salpeter ausführt.

Bei dem ruhigen Wetter, dem herrlichen Mondschein und dem prachtvollen Strahlenglanz der Millionen Sterne in diesen südlichen Breiten war diese Fahrt für unsern Reisenden ein wahrer Genuß, da er mit dem Gefühl voller Sicherheit sich dem Anblick der reizenden Natur hingeben konnte.

Endlich tauchte aus der Ferne ein zerklüfteter Felsen und ein Vorgebirge auf, welches sich bestrebte, gleich einem riesigen Ungeheuer mit einem Paar rothglühender Augen weit in die See hinauszulugen. Es waren die Schmelzöfen der Minenstadt Cobija, deren graue hölzerne Häuser in die ebenso grauen, öden Felsmassen eingeschmiegt zu sein schienen und in dem blinkenden Mondschein nur in zerfließenden Umrissen sichtbar wurden.

Im Hafen lagen Seeschiffe, die ihre Ladung gelöscht und auf neue warteten und die sich leise auf der Wasserfläche schaukelten.

Ein Kanonenschuß verkündete den schlafenden Bewohnern die Ankunft des Schiffes; bald eilten die Böte herbei, die ihm Ladung bringen oder solche abholen wollten, und sobald die Geschäfte erledigt, begannen sich die Räder wieder in Bewegung zu setzen und immer südwärts verfolgte das Schiff wieder seine Bahn.

Am ganzen folgenden Tage berührte es, jetzt an den öden, chilenischen Küsten hinsteuernd, keinen Hafen. Erst in Caldera geschah dies, um den Erzbischof von Chile mit den ihn begleitenden Geistlichen an's Land zu setzen, damit er hier eine Messe lesen könnte.

Er wurde in seinem Staatskleid von lila Sammet mit der

Spitzenmantille darüber angestaunt und vorzüglich von der weiblichen Bevölkerung beneidet. Dennoch bezeigten ihm alle ihre Ehrfurcht; von der Geistlichkeit sowohl wie vom Volke wurde er erwartet und mit großem Pomp empfangen. Denn er kam von Rom und die Weihe des päpstlichen Segens und Kusses und die Luft des Vaticans umwogte ihn jetzt wieder in den duftgetragenen Weihrauchwolken, die zum Himmel aufstiegen.

Nach kurzem Aufenthalt in Caldera, ebenfalls eine Bergstadt, dampfte das Schiff wieder ab nach dem letzten Hafen, den es zu passiren hatte; dieser hieß Cobija und hier wurden noch eine Menge Passagiere an Bord genommen.

Cobija wird als der freundlichste Punkt der chilenischen Küste bezeichnet und wenn es auch, vom Meere aus gesehen, ebenso wie die andern Städte zwischen zerissenen Klippen und öden Steinhaufen liegt, so bilden doch hier den Hintergrund des Panoramas blühende Gärten und üppige Felder.

Weintrauben, Pfirsichen und Melonen wurden der Schiffsmannschaft und den Passagieren angeboten, und obschon die Reise in höchstens vierundzwanzig Stunden beendet war, wurden die schönen Früchte doch willkommen geheißen, denn nirgends schmeckt und erquickt das frische Obst mehr, als auf einem Schiffe und nach dem Genusse des etwas schweren, unter dem Namen Eliaswein bekannten Getränkes, der von Lima aus, wo er in Massen getrunken wird, mitgenommen worden war.

Seinen Namen hat er von dem Besitzer einer sehr bedeutenden Hacienda, der sich hauptsächlich mit der Cultur der Rebe beschäftigt, und er wird häufig als Xereswein, sehr oft auch als echter Cherry in den Handel gebracht. Allerdings wird er noch von dem Wein von Concepcion übertroffen, der, nachdem er die gehörige Zeit gelagert hat, in Massen ausgeführt und seiner Güte wegen sehr geschätzt wird, wenn er auch daheim sehr billig verkauft und, in Kuhhäute gefüllt, auf Ochsenkarren in die Stadt und auf den Markt geführt wird, wo dann der Verkäufer, sobald ein Durstiger erscheint, die Schnur löst, welche die Stelle, wo ein Bein abgeschnitten ist, zusammenhält, ein dabei liegendes Kuhhorn

hineinschiebt, und nun durch die Bewegung des Pumpens dasselbe füllt. Größere Quantitäten werden über ein hölzernes Maß gemessen und würde die Flasche des als Bordeaux verkäuflichen guten Rothweines mit ungefähr zwei Silbergroschen bezahlt sein.

---

25. Kapitel.

Chile.

(Fortsetzung.)

Am 1. März erreichte Gerstäcker am Bord des schönen Dampfers „Lima" endlich seinen Bestimmungsort Valparaiso.

Obschon der Nebel, der grau und schwer auf der weiten Wasserfläche lag, das ganze Panorama, welches vor elf Jahren einen so bezaubernden Eindruck auf den Weitgereisten gemacht, verhüllte, so sagte ihm doch das Donnern der Brandung, daß er sich in der Nähe der felsigen Küste befinden mußte.

Als aber endlich der Nebel wich und eine leichte Brise die schweren Wolken zerriß, die sich neidisch vor das strahlende Sonnenlicht gelegt, jetzt aber diesem gestattete, das ganze Gemälde wie mit einem Zauberschlage zu beleuchten, entfuhr selbst ihm, dem Vielgewanderten, ein Ausruf des Staunens.

Wie hatte sich die Stadt verändert! An die Stelle der alten, in die Schluchten hineingebauten Häuser waren neue getreten, die nach den Regeln der Baukunst in geradlinigen Straßen den weiten Raum ausfüllten, welcher vor elf Jahren noch zwischen dem Ufer und den ersten Blockhäuser lag.

Der Leuchtthurm, welcher sonst weit draußen auf einsamer Klippe lag und nur auf einem gänzlich verwilderten, unheimlichen Weg zu erreichen war, stand jetzt wie ein treuer Wächter an der Spitze der um ihn gruppirten Wohnungen.

Ueberhaupt glich der Ort, der früher einem verkommenen, schmutzigen Chilenenweib nicht mit Unrecht an die Seite gestellt

werden konnte, jetzt, wo das deutsche Element in ihm die Oberhand gewonnen, auch einer anmuthigen, jungen Deutschen in ihrer netten saubern Tracht.

Im Hafen entwickelte sich bald ein reges Leben, Boote eilten hin und her und unter diesen zog die Aufmerksamkeit Aller die mit einem grünen Baldachin bedeckte Gondel auf sich, welche den Erzbischof, der wieder an Bord gekommen, als er seine Messe gelesen, abholen wollte.

In derselben saß ein Würdenträger der Kirche, ebenso wie der Erzbischof in lila Sammet und Spitzen gekleidet, und als der Bischof landete, bestieg er mit seinem Begleiter eine prachtvolle vierspännige Staatscarosse, die ihn, von einer Menge Volk begleitet, nach der Stadt brachte.

Diese Letztere trägt vollkommen den Stempel einer europäischen Hafenstadt und unterscheidet sich dadurch sehr von dem altspanischen Lima, daß sogar die Gauchos, die früher ihre Pferde zum Transport von Gepäck und Passagieren hergaben, durch flinke Droschkenkutscher ganz nach europäischem Styl verdrängt worden sind.

Geschäftsfirmen aller denkbaren Art erblickte der Reisende und das Leben und Treiben der rührigen Stadt wird nur in St. Jago, der Hauptstadt des Landes, noch übertroffen.

Diese ohnehin durch alle möglichen Quellen bevorzugte Capitale gewann noch bedeutend durch die in Californien entdeckten Goldlager, zu denen der Zudrang der Europäer ein so mächtiger wurde, daß die ohnehin reichgesegneten Haciendabesitzer in der Umgegend von St. Jago und die Kaufleute dieses Platzes für Millionen an Bodenerzeugnisse und Waaren dorthin absetzten und enorme Preise dafür erzielten.

Eine Folge dieses leichterworbenen Reichthums war, daß der Luxus bis in's Ungeheuerliche getrieben wurde, bis schneller, als man erwartete, eine Aenderung eintrat.

Die Verständigen unter den Goldgräbern sahen ein, daß es besser sei, durch ehrliche Arbeit dem Boden seine Früchte abzugewinnen und sich einem ordentlichen, geregelten Leben hinzugeben, als dem ungewissen Glück in den Minen zu folgen und den eignen

Bedarf aller Lebensmittel durch unverhältnißmäßig große Opfer zu decken.

Der Boden war fruchtbar, die Bemühungen der Exgoldgräber waren von überraschendem Erfolge gekrönt, so daß sie bald Nachahmer fanden und in verhältnißmäßig kurzer Zeit producirte Californien seinen Bedarf an Bodenerzeugnissen aller Art selbst.

Wie die Fluth des Reichthums in St. Jago rasch gestiegen, ebenso rasch fiel sie wieder und das Unerhörte ereignete sich, daß Californien den Ueberschuß seiner Produkte nach Chile absetzte.

Da jedoch der Strom der Einwanderung endlich mit seinen Wogen auch Chile überschwemmte, so steigerte sich der Bedarf des Landes in weit größerem Maße und um ihn zu vermitteln, wurde zunächst mehr Sorgfalt auf die Aufbesserung der Verkehrswege verwendet, als bisher.

Der Bau einer Eisenbahn von Valparaiso nach St. Jago wurde in Angriff genommen und ehe sie vollendet, vermittelte eine tägliche amerikanische Postkutsche den Verkehr.

Das Wesentlichste zur Verschönerung und Neugestaltung Valparaisos hatten sicherlich die großen Brände, welche es in kurzen Zwischenpausen heimgesucht, beigetragen.

So sehr sie aber auch in dieser Hinsicht von Erfolg waren, so wünschten selbstverständlich die Grundbesitzer und namentlich solche, welche ihre Wohnungen nicht nur comfortabel, sondern luxuriös eingerichtet hatten, solchen Unfällen in Zukunft möglichst vorzubeugen.

Sie brachten gern die nöthigen Opfer, um das Löschwesen auf den besten Fuß zu stellen, und namentlich die Deutschen entfalteten hierbei eine Umsicht und Rührigkeit, welche die Eingebornen in Erstaunen setzte und gleichzeitig zur Nacheiferung anspornte. Bald war eine Rettungscompagnie wie daheim eingeschult, in der zu dienen es Jeder sich zur Ehre schätzte.

Wer von deutschen Landsleuten hier lebte, befand sich wohl und die Einwanderung würde viel lebhafter gewesen sein, wenn nicht einem neuen Andrang die Schwierigkeiten, welche die Reise im Gefolge hatte, im Wege gestanden, denn mit dem Dampfer über Panama war dieselbe für Viele, besonders mit Familie, zu

theuer, und die langweilige, gefährliche Tour um das Cap Horn zu sehr gefürchtet.

Gerstäcker verweilte nicht allzulange in der Stadt, obgleich er sich daselbst vollkommen heimisch fühlte, da sich ihm im Hause seines Freundes Fehrman ein Familienkreis geöffnet, der dem seinigen daheim glich.

Er rüstete sich zu einer Reise nach Patagonien, um das Treiben der wilden Indianerstämme kennen zu lernen, über deren Grausamkeit er von Reisenden oder Seefahrern, die der Sturm dorthin verschlagen, so Ungeheuerliches gehört, daß er diesen Berichten nicht vollen Glauben schenken konnte.

Sobald daher der Dampfer „Cloda" über Tomé nach Talcahuano, dem Hafen von Concepcion abging, begab er sich an Bord desselben und erreichte den letztgenannten Ort ohne Aufenthalt. Hier lagen unter andern eine ganze Flotte von Wallfischfängern, die sich für ihre Fahrt nach dem Südpol theils verproviantiren, theils die nöthigen Reparaturen vornehmen wollten, vor Anker.

Es ist Thatsache, daß die Wallfischfahrer in den Häfen, in denen sie verkehren, immer das meiste Geld sitzen lassen, aber auch sehr leicht blutige Excesse herbeiführen, da die Matrosen auf diesen Schiffen kühn und verwegen, in den meisten Fällen aber auch zügel- und sittenlos sind, denn die Kapitäne selbst sind nicht die ruhigsten und besonnensten Leute und sehen ihnen auf dem Lande gern einen Uebergriff nach, wenn sie nur an Bord sich ihrer Herrschaft fügen.

Gerstäcker unterhielt sich, so lange der Dampfer „Cloda" hier rastete, sehr gern mit diesen Leuten, sobald aber das Schiff seine Fracht gelöscht, segelte er mit ihm weiter nach Lota, einen durch seine Kohlenminen berühmten Ort.

Hier interessirten unsern Reisenden besonders die dicken Muschelschichten, welche sich an der ganzen Küste hinziehen und die zur Kalkbereitung verwendet werden.

Von Lota aus fuhr er nach Valdivia, vorbei an dem Vulkan von Villa Rica und dem mächtigen Osorno, dem weithin sichtbaren Schneeriesen. Hierher zog es Gerstäcker mit aller Macht,

da aber in der letzten Zeit die Feindseligkeiten zwischen den Chilenen und dem Indianerstamm der Araukanier die Lösung gefunden, daß die Letzteren besiegt und in diese Berge getrieben worden, so ließ sich erwarten, daß sie ihren Gesetzen zufolge Rache an jedem Weißen nehmen, der ihnen in den Wurf kommen würde.

Deshalb unterließ er die Besichtigung der Vulcane und setzte seine Reise bis Valdivia fort. Er erreichte die weite Bay von Corral, die von einem Gürtel bewaldeter Berge umschlossen ist, Abends zehn Uhr, und da sich mehrere deutsche Reisegefährten, die von ihren Familien in Valdivia sehnlichst erwartet wurden, sogleich in einem Boote auf dem Flusse Valdivia nach der Stadt begeben wollten, so schloß sich ihnen Gerstäcker an und erbot sich sogar, da das Boot nur mit zwei Ruderern bemannt war, das Steuer zu führen.

Man vertraute ihm dies auch, obschon es Nacht war, unbedenklich an, denn der kühne Reisende hatte ja dasselbe schon unter weit schwierigeren Umständen geführt, und stromauf bewegte sich das Boot, glücklich Stromschnellen und weit in den Fluß ragende Baumwurzeln vermeidend.

Um ein Uhr Morgens bog es um die letzte Landspitze und legte an einer aus unbehauenen Baumstämmen erbauten Landungsbrücke an. Da aber leider weder Droschken noch Packträger vorhanden waren, beluden sich die feinen Herren selbst mit ihrem Gepäck und legten den Rest des Weges auf eigenen Füßen zurück.

Unser Held brachte sich in einem der beiden deutschen Hotels unter, aber man machte mit dem so spät in der Nacht ankommenden anspruchslosen Reisenden wenig Umstände, und er, froh unter Dach zu sein und seine müden Glieder nach den Anstrengungen der letzten Stunden ausruhen zu können, machte keine Ansprüche auf große Ceremonien.

Am Morgen änderte sich das freilich. Der Wirth fragte nach Namen und Stand, und als er erfuhr, wen er beherbergte, erhielt der Fremde sofort das beste Zimmer im Hause, das beste Bett — mit Stahlfedermatratze sogar — und die beste Verpflegung.

Valdivia ist eine der deutschen Colonien, für welche die chilenische

Regierung anfangs nach Kräften sorgte, weil sie diesen Landstrich zu cultiviren und mit Deutschen zu bevölkern wünschte.

Später jedoch, als die Colonisten mit dem Nöthigsten versorgt waren, nahm sie die Gründung der noch weiter südlich gelegenen Colonie Puerto Montt, der Insel Chiloe gegenüber, in Angriff und überließ es dem Fleiße und der Ausdauer der älteren Leute, sich einen wünschenswerthen Wohlstand zu gründen.

Und wie hatte sie diese, ihre keineswegs leichte Aufgabe gelöst!

Die Häuser der Deutschen stachen gewaltig gegen die Baracken der Chilenen ab, sie hatten wohlverwahrte Thüren und helle Glasfenster, ordentliche Dächer und gedielte Fußböden, waren sauber gehalten und von einem hübschen Gärtchen umfriedigt, die Felder gehörig bestellt und eingezäunt.

Kurz, der Wohlstand der sich auch im Vorhandensein reichlicher Lebensmittel offenbarte, zeigte sich überall; allein nicht blos für das Haus, auch für das Gemeindeleben war man bedacht gewesen.

Es giebt hier eine deutsche Schule, einen Club mit Zeitungen und eine Bibliothek, die zahlreichen Bierhäuser abgerechnet, in denen selbstgebrautes gutes, und sogar Bockbier verschenkt wird. Auch eine Apotheke und ein deutscher Arzt waren vorhanden.

Nur eine protestantische Kirche und ein Geistlicher fehlten ihnen noch, und vermißten namentlich die Frauen dies schmerzlich; mit dem zunehmenden Wohlstand der Colonie werden jedoch auch diese Mängel ergänzt werden.

Mit großem Entzücken war daher die Kunde aufgenommen worden, daß man Goldfunde gemacht und Körner von der Größe einer Bohne eingeheimst habe. Der Boden gleicht in den Hauptbestandtheilen dem californischen, möglicherweise könnte er auch reiche Goldlager enthalten und dann würde die Colonie sehr bald im Stande sein, eine Kirche zu bauen und trotz des Einspruchs der katholischen Geistlichkeit und des Consistoriums zu St. Jago einen protestantischen Pfarrer anzustellen.

Die katholische Kirche ist ein Holzgebäude, dessen einen Thurm der Sturm heruntergeweht hat, da die Deutschen aber meist Pro-

testanten, so hat noch Niemand daran gedacht, den Schaden wieder auszubessern.

Der Valdiviastrom bildet eine große schöne Insel, die von Deutschen bewohnt ist und viele gewerbliche Etablissements, wie die Brauerei und eine große Gerberei, enthält.

Das einzig Unangenehme hier ist das feuchte, naßkalte Klima; allerdings schützen sich die Deutschen dagegen dadurch, daß sie die in der Heimath üblichen eisernen Oefen eingeführt, weit besser, als die Chilenen dies durch ihre Kamine können, und da in der Umgebung so viel Holz wächst, daß noch bedeutende Massen ausgeführt werden, so ist auch diesem Uebelstande entgegenzutreten.

Weizen, Mais und Kartoffeln fehlen nicht, nur der Weinstock wollte nicht gedeihen.

Wahrhaft überraschend ist die Fülle von Apfelsinen und allenthalben wilden Apfelbäumen, demzufolge der Apfelwein oder Tschitscha in solchen Massen vorhanden ist, daß sich sogar die in der Umgegend wohnenden Indianer damit berauschen.

---

26. Kapitel.

Nach Patagonien soll es gehen!

Da Gerstäcker von hier aus einen Führer zu erhalten hoffte, der ihm zugleich als Dolmetscher dienen konnte, wollte er seine Reise nach Patagonien jetzt zu Pferde weiter fortsetzen.

Er führte diesen Plan auch aus, sobald der Halbindianer, den zu erlangen, ihn viel Mühe gekostet, seine Vorbereitungen beendet.

Nachdem er Pferde und Geschenke für die Wilden gekauft, die man ihm hier als sehr gefährlich geschildert, brach er mit seinem Führer am 26. März Nachmittags 2 Uhr auf.

Die erste Tagereise brachte sie bis Calle-Calle, wo sie übernachteten, an schönen Farmen vorüber, die fast sämmtlich Deutschen gehörten.

Am zweiten Tage trübte sich der Himmel, die deutschen Ansiedelungen erreichten ihr Ende, und der Weg führte zu einem Fluß, den man trotz der starken Strömung durchwaten mußte.

Dann erblickte das Auge wieder öde, endlos scheinende Pampas, auf denen sich zuweilen ein sein Vieh zusammentreibender Indianer zu Pferde zeigte.

Endlich erreichte man Wald, der außer einigen Vogelarten nicht ein Stück Wild beherbergte und so ging es fort, bis der Reisende und sein Führer todtmüde endlich bei einem mürrischen Chilenen Nachtquartier nehmen wollten, dessen Chagra das einzige Gebäude in der Nähe war.

Dieser hatte aber weder für Geld noch für gute Worte Lust, den Wanderen Obdach und Speise zu gewähren, so daß sie vor der Thür liegen, und von ihren Vorräthen zehren mußten.

Am nächsten Tage ging es ihnen desto besser. Sie erreichten eine Chagra, deren Besitzer sie einen Brief von seinem Bruder, ebenfalls einem Chilenen, mitbrachten und die Freude des Mannes hierüber war eben so groß, als seine Entrüstung über das ungastliche Benehmen seines Landsmannes. Er schleppte Alles herbei, was er besaß, um die Reisenden zu erfreuen und zu erquicken.

Er bestürmte Gerstäcker so lange mit Bitten, bis er diesen überredete, noch den nächsten Tag, den Charfreitag, bei ihm zuzubringen und unser Freund setzte daher erst am Sonnabend früh seine Reise fort.

Nach einstündiger Wanderung gelangten die Reisenden an die ihrer Schönheit wegen bekannte Ranco-Lagune, wie ein weiter See ausgebreitet, deren sandige Ufer malerisch geformt und prächtig bewachsen waren und auf deren stahlblauer Fluth grün bewaldete Inseln schwammen und Myrthenbüsche sich spiegelten.

Den Hintergrund dieses schönen Panoramas bildeten die bis an die Gipfel mit Holz bewachsenen Cordilleren und deutlich trat der Paß hervor, den sie überschreiten mußten.

Zwischen der Lagune und dem Gebirge dehnten sich wiederum weite Pampas, bevölkert von Guanacos, Hirschen und Straußen.

Bis zu dieser Stelle hatte der gastfreie Chilene seinen Gast

geführt und verabschiedete sich nun; Gerstäcker dankte ihn mit warmen Worten für seine Bereitwilligkeit und verfolgte nun seinen Weg weiter, durch Myrthengebüsch und Fuchsien sich hindurcharbeitend.

Nicht selten mußte das Messer hier sich Bahn brechen und um diesen mühsamen Vorwärtskommen ein Ende zu machen, ritt man in die Lagune hinein, bis man den Bergstrom erreichte, der durchwatet werden mußte.

Dann suchten sie, da es zu regnen begonnen hatte, ihr Nachtquartier in einer Indianerhütte, fanden jedoch abermals nur einen Schlafplatz *vor* derselben, da die Hütte nicht genug Raum für sie bot.

Am nächsten Tage hatten sie den Pilian Leufu oder Teufelsfluß zu passiren, einen der reißendsten Ströme des ganzen Distrikts.

Der Weg dahin führte durch angebautes Land und die kleinen Farmen nahmen der Landschaft den Charakter der Oede.

Der Uebergang über den Fluß, dessen weißes, kalkartiges Wasser nicht gestattet, Felsblöcke oder Baumwurzeln auf seinem Grunde zu erkennen, wurde glücklich überstanden, da der Wasserstand ein ungewöhnlich niedriger war.

Der Pilian Leufu nimmt den Witchi Leufu auf, einen Fluß, den man ebenfalls noch passiren mußte; und beide Flüsse ergießen sich dann vereint in die Lagune May-Hue.

Man beabsichtigte diese Nacht in einer der letzten Hütten Chiles zu verbringen und der Uebergang über den Paß der Cordilleren sollte am nächsten Morgen beginnen.

Die fragliche Hütte gehörte dem Kaziken Kajuante, entsprach aber keineswegs den Erwartungen, mit welchem der Europäer den Wohnsitz eines Häuptlings oder Fürsten betrat.

Die erbärmlichste Unordnung der Einrichtung und der gräßliche Schmutz stellte die Kinder fast mit dem in der Hütte befindlichen Vieh fast auf gleiche Stufe und beraubte die im Allgemeinen nicht unschönen Frauen eines günstigen Eindrucks. Die Hautfarbe derselben war, wie die des ganzen Stammes, kaum eine Nüance dunkler, als die der Chilenen, von denen einige hier Schutz

vor dem in Massen herabströmenden Regen gesucht hatten und welche neben unserm Forscher auf dem nackten Fußboden lagerten.

Als Gerstäcker am folgenden Morgen das ungastliche Asyl so zeitig als möglich verlassen wollte, erklärten ihm die mit der Gegend genau bekannten Chilenen in Uebereinstimmung mit seinem Führer, daß es eine Unmöglichkeit sein würde, den reißenden, durch den unaufhörlich fallenden Regen immer mehr anschwellenden Bergstrom, den sie im Laufe des Tages erreichen und einigemal passiren müßten, zu überschreiten.

Sie selbst waren, da sie den Weg, auf dem Gerstäcker gekommen, zurücklegen wollten, ebenfalls gezwungen zu bleiben, da man das Donnern und Brausen des Pilian Leufu, der inzwischen auch zu ungeahnter Höhe angeschwollen war, vor der Hütte deutlich hörte.

Der Weitgereiste mußte sich deshalb in das Unabänderliche fügen, vertheilte, um sich die Bewohner der Hütte günstig zu stimmen, kleine Geschenke an dieselben und versorgte namentlich den Hausherrn reichlich mit Tabak.

Die Folge hiervon war eine sehr herzliche Einladung zum Bleiben, so lange es ihm beliebe, und das Anerbieten, durch einen Brief an den Kaziken der Ortra-Banda ihm fernere freundliche Aufnahme zu sichern.

Da es ununterbrochen fortregnete, drohete der Tag ein sehr unerquicklicher zu werden und der Reisende war mit dem Vorschlage des Kaziken, mit ihm einen seiner Nachbarn zu besuchen, vollständig einverstanden, zumal der Einladung eine Tschitschaprobe zu Grunde gelegt war.

Auf ungesattelten Pferden, die den Kaziken gehörten, der voran ritt, während ihm der Gast und hinter diesem eine Escorte von Indianern folgte, sprengten sie, als würden sie gejagt, nach Indianerart einer hinter dem andern her, der reizend gelegenen May Hue-Lagune zu, in deren Nähe die Hütte lag, die man besuchen wollte und welche der aufs Haar glich, in welcher der Reisende übernachtet.

Als der Hufschlag der Pferde in derselben gehört wurde,

stürzte die schon zechende Gesellschaft mit gefüllten Kuhhörnern heraus um den Kaziken und seinen Gast auf diese Weise zu bewillkommen.

Obschon dem Europäer weder Getränk noch Trinkgefäß appetitlich erschien, mußte er doch Bescheid thun, stieg dann ab und trat ein.

Dicke, vom Duft des Apfelweins gesättigte Luft strömte ihm entgegen; in der Mitte des engen Raumes stand ein Faß mit gestampften Aepfeln, aus dem der Saft durch ein am Boden angebrachtes Loch in die Trinkhörner floß, die von der Gesellschaft, fünfzehn Frauen und siebzehn Männern, wacker geleert wurden.

Sechs Mann kamen jetzt noch dazu, und der Raum ward immer knapper. Dies hinderte die Fröhlichkeit aber durchaus nicht, war jedoch keine angenehme Aussicht für unsern Freund, denn das schmutzige, schon halb berauschte Gesindel rückte ihm immer näher auf den Leib.

Sie baten den Vielgereisten um seine Pfeife in der Absicht, Reih' um einige Züge aus derselben zu thun. Da er jedoch sich nicht seiner Pfeife, des einzigen ihm gebliebenen Genusses, berauben lassen wollte, so schenkte er jedem der Männer so viel Tabak, als nöthig war, um eine Papiercigarre daraus drehen zu können und stellte sie hierdurch zufrieden.

Ueberhaupt tranken sie ihren Tschitscha mit dem größten Behagen und obschon bald Alle trunken waren, fiel doch kein Streit vor.

Alles blieb ruhig, bis endlich der Führer unsres Reisenden, um die allgemeine Lust zu erhöhen, indianische Lieder sang und seinen Zweck damit vollständig erreichte.

Die indianischen Frauen hatten ihr Haar besser gekämmt, als die der Chilenen und schmückten es durch ein mit Perlen gesticktes Diadem, wie es die Frau und die Töchter des Kaziken trugen, bei denen es Gerstäcker für ein Zeichen ihrer Würde gehalten, und ebensolche blaue Tuchkleider, wie jene.

Auf die Frage des Weitgereisten, wie lange dieses Gelage noch dauern solle, erhielt er von seinem Wirth die überraschende

Antwort, daß diese Feste im Allgemeinen zwei Monate anhalten, da sich die Indianer doch einmal während dieser Zeit nicht im Freien beschäftigen könnten und dem Apfelwein bald Branntwein und Maistschitscha folge. Für heute solle es jedoch genug sein, wenn das Faß leer wäre; allein dieses schien unerschöpflich, wie das Faß der Danaiden.

Als der Regen gegen Abend etwas nachließ, begaben sich die Zecher in's Freie, legten sich in das nasse Gras und zechten munter fort, während Gerstäcker, froh ihnen auf eine Stunde entronnen zu sein, in dem Umkreis der Hütte spazieren ging, sich der hübschen Umgebung freute und, da es Ostern war, der Osterfeste gedachte, die er in seinem vielbewegten Leben an so verschiedenen Orten gefeiert.

So unangenehm ihm auch der Tag verflossen, einen Gewinn hatte er ihm doch gebracht, die Bekanntschaft eines jungen Chilenen, der jenseits der Cordilleren bei einem Penchuenchen-Häuptlinge Tureopan als Dolmetscher und Secretair angestellt war und das Tschitschafest, welches sie jenseits der Cordilleren ebenfalls feiern und wo alle Geschäfte ruhen, zu einem Ausfluge in die Lagune-Gegend benutzt hatte.

In seiner Begleitung konnte und wollte er die Reise wenigstens bis zur Hütte des Häuptlings machen, in dessen Diensten er stand und der Weitgereiste konnte von ihm manchen werthvollen Aufschluß erhalten.

Da die Nacht hereinzubrechen drohete und der Kazik nicht an den Aufbruch dachte, ihn sogar in der Nacht weckte und um ein Lied bat, begab sich unser Held allein auf den Weg in der Hoffnung, am folgenden Morgen zeitig aufbrechen zu können.

Er hatte sich jedoch hierin getäuscht, denn der schon erwähnte Bergstrom schwoll bei dem anhaltenden Regen immer höher an, und sein neuer Bekannter erklärte es für unmöglich, schwimmend oder reitend die Strömung zu besiegen, auch konnte der Fluß seiner Breite wegen nicht auf einem Baumstamm überschritten werden.

Ferner theilte er ihm mit, daß sie noch einen ganz ähnlichen Fluß zu passiren hätten, sobald sie eine halbe Tagereise zurück-

gelegt, auch in den Pampas keine Aussicht vorhanden sei, in der Nacht durch einen einzigen Baum Schutz vor dem Regen zu finden, der ja sehr leicht noch Tage lang anhalten konnte.

So gern nun unser Reisender Buenos Ayres bald erreicht, wo er bestimmt erwartete, Briefe aus der Heimath zu finden und so sehr er der Unbehaglichkeit seiner jetzigen Lage zu entgehen wünschte, so mußte er sich doch fügen.

Schmerzlich vermißte er jetzt seine Bücher und Schreibmaterialien, mit denen er sich die Zeit hätte kürzen können; sie waren jedoch auf einem solchen Ausflug voraussichtlich nicht zu gebrauchen und er hatte sie daher in Valdivia zurückgelassen, nur seine Zither hatte er mit und durch diese bereitete er seinem Wirth großes Vergnügen.

Daß die Nahrungsmittel und die Art ihrer Zubereitung viel zu wünschen übrig ließen, trug ebenso viel zum Unbehagen unseres Freundes bei, denn der durch das Dach eindringende Regen bildete ganz ansehnliche Pfützen auf dem Fußboden der Hütte und in diese mußte er sich Nachts zur Ruhe legen, während am Tage sich Enten und Kinder um die Wette darin vergnügten.

Im Uebrigen gaben die Leute Alles her, was sie besaßen. Fremde brachten in der Hoffnung auf ein Gegengeschenk Hühner, Eier und andere Lebensmittel, die dann auch gemeinschaftlich verzehrt wurden; auch lebten sie sonst recht friedlich und freuten sich, daß der Regen ihn zwang, so lange ihr Gast zu sein.

Der Kazik gab ihm zu Ehren auch selbst eins jener furchtbaren Trinkgelage, denen Gerstäcker, seit er das Vergnügen einmal gekostet, stets aus dem Wege gegangen war, und was er da gelitten, als es zwei Tage und Nächte in der beschriebenen Weise fortging, wagte er gar nicht zu schildern.

27. Kapitel.

Der Reiseplan ändert sich.

Als es die nächsten vierzehn Tage ununterbrochen fortgeregnet, behaupteten Alle einstimmig, daß jetzt Mitte des Monats, wo der vollständige Winter einträte, an keine Aenderung der Witterung und daher auch an die Fortsetzung der Reise nicht zu denken sei, und wenn er mit dem am 20. April von Valdivia nach Corral abfahrenden Dampfboote reisen wollte, er so schnell als möglich seinen Rückweg antreten müsse.

Er brach daher am 16. April nach einem für ihn so entsetzlichen Aufenthalt auf, jedoch nicht ohne vorher noch einmal die ganze Familie reich zu beschenken, sagte ihr und dem ganzen Rudel Hunde, die ihn Tag und Nacht gepeinigt, Lebewohl und nahm das Geleit der Indianer unter Führung des Kaziken an, da er ihrer Hülfe bei dem Ueberschreiten des Pilian Leufu bedurfte, das in einem Canoe geschehen sollte, welches der Eigenthümer einer Hütte an der Lagune besaß. Er nahm das Boot, damit die Pferde frei und leicht von den beherztesten Indianern durch den Strom geritten werden konnten, dessen Tücken sie allein kannten.

Der Regen hatte zwar aufgehört, allein unsern Reisenden beherrschte eine trübe Stimmung deshalb, so nahe am Ziel durch die Verspätung einiger Tage auf immer davon getrennt zu sein, denn daß er jemals wieder hierher zurückkehren würde, stand nicht zu erwarten.

Er warf noch einen letzten Scheideblick auf die Cordilleren, hinter denen das Gebiet der Penchuenchas lag, die von mehreren Unterkaziken und einen erblichen Hauptkaziken beherrscht werden, der seinen Sitz am Limai, dem südlichen Haupttributar des Rio Negro hat, und durch die übrigen Häuptlinge von allen wichtigen Vorgängen unterrichtet wird.

Sie haben sogar feste dauerhafte Flöße an der Fuhrt des Limai, den sie bei niedrigem Wasserstand durchreiten, damit sie denselben auch bei Hochwasser passiren können.

Obschon sie mit den Argentinern in Frieden leben und sogar einen jährlichen Tribut von ihnen erhalten, so benutzen sie doch den geringsten Vorwand, um den Frieden brechen zu können, so daß sie sich sogar, wie die Erfahrung gelehrt, an den mit Kanonen besetzten Forts der Ersteren vergreifen.

Also Ade dem Gebiet der Araukaner, Penchuenchen und Patagonier und hinein in das Canoe, welches die Indianer mittels Lassos von der Höhe herab holten, auf der es geborgen worden, sobald das Wasser zu schwellen begann.

Nach einem feierlichen Abschied von dem Kaziken und einer mühevollen Fahrt von mehreren Stunden erreichte der Reisende das andere Ufer; noch später, als er, langten die Indianer mit den Pferden an und zum großen Erstaunen unseres Helden war keins davon verloren gegangen.

Er bestieg sein Pferd, nachdem er dem andern den Packsattel aufgelegt, und überwand die Fährlichkeiten und Unbequemlichkeiten der Rückreise mit demselben Muthe und derselben energischen Ausdauer, die ihm angeboren waren und ihn stets auszeichneten.

Der einzige Lichtpunkt auf seinem dunklen Pfade war jedenfalls die freundliche Aufnahme, die er bei dem gastfreien Chilenen wieder fand, der sich schon auf dem Hinwege so bereitwillig seiner angenommen und jetzt für den enttäuschten, durchnäßten Mann die Zärtlichkeit und Sorgfalt eines Vaters an den Tag legte.

Gerstäcker war herzlich froh, endlich nach den unsäglichen Anstrengungen der letzten Tage wieder das Deck des Dampfers, den er in Valdivia bestieg, unter den Füßen zu haben, da er nun bestimmt erwarten konnte, in Valparaiso anzukommen.

Zum Glück für ihn lag die „Amalia", ein dreimastiger Schooner, in dem dortigen Hafen, die als guter Segler bekannt war, jedoch erst noch in den Hafen von Constitucion am Maulefluß einlaufen wollte, um ihre aus Mehl bestehende Ladung einzunehmen.

Da jedoch in Valparaiso nur selten Schiffe zu finden sind, die den von Gerstäcker gewünschten Cours steuern, so nahm er die Gelegenheit wahr und einigte sich mit dem Kapitän über die

Passage, blieb jedoch die Zeit über, welche das Schiff in Constitucion zum Bergen der Ladung brauchte, in Valparaiso bei seinem Freund Fehrman und folgte in dem kleinen Schooner „Manuel Cervello", der einige Tage später absegelte, der „Amalia" nach.

Eine kurze, aber stürmische Fahrt brachte unsern Helden in den genannten Hafen, der von einer Menge Schiffen, welche der Sturm hereingetrieben, wimmelte, und er erfuhr hier zu seinem Erstaunen, daß die „Amalia" erst seit zwei Tagen angekommen, und ein anderer Schooner, der zwei Tage vor ihm abgesegelt, noch gar nicht eingelaufen sei. Jedenfalls hatte er dies der furchtbaren Brandung wegen nicht gewagt, oder war weiter südwärts getrieben worden.

Da die „Amalia" ihre Ladung noch nicht beendet, ging unser Reisender in die Stadt, die an der Mündung des Maulefluss es reizend gelegen ist, um in einem der beiden Hotels ein Unterkommen zu suchen.

Er wählte das französische, da er von dem chilenischen noch weit weniger erwartete, und betrachtete sich dann die prachtvolle Aussicht über den Hafen von einer das Meer überragenden Felskuppe aus.

Auf einem zweiten Felsen steht ein Flaggenhaus, an dessen hoher Stange die Signale aufgezogen werden, die den einlaufenden Schiffen die nöthigen Weisungen ertheilen und ihre Ankunft telegraphiren.

Landeinwärts schlängelt sich der von den Cordilleren herabkommende Maulefluß zwischen bewaldeten Ufern hin und bespült die Stadt, deren helle Ziegeldächer gegen das saftige Grün der Umgebung herrlich abstechen.

Zum Schrecken unsers Reisenden lag die „Amalia" noch zwanzig lange Tage im Hafen, da sich anfangs das Laden verzögerte und später die Witterung und die Gefahr, über die Barre zu kommen, das Auslaufen verbot.

Die Barre, aus dem Sand, Schlamm und Steinen gebildet, welche die Gebirgsströme zur Regenzeit mit sich führen, war hier sehr hoch und die Brandungswelle so bedeutend, daß sie die Schiffe

nur dann überwinden konnten, wenn günstiger Wind ihre Segel blähte.

Es befand sich zwar ein Dampfer im Hafen, welcher die Aufgabe hatte, die Schiffe herein zu schleppen und hinaus zu bugsiren, allein der auf demselben befindliche Lootse erklärte, die Barre habe nicht genug Wasser.

Endlich kam die Stunde der Erlösung für die Schiffe und bald schaukelte eins nach dem andern auf dem bewegten Meere. Die „Amalia" steuerte mit unsern Helden dem kalten Süden zu, das Cap Horn, wegen seiner Stürme allgemein gefürchtet, und den Winter vor sich, blos mit dem Kapitän, dem Steuermann, vier Matrosen, einem Koch und einem Schiffsjungen bemannt, da der Kajütsjunge am Morgen vor der Abfahrt davon gelaufen war.

Passagiere befanden sich außer dem Reisenden und dem Schiffseigenthümer nicht an Bord, dies war aber ein gemüthlicher Mann und so freute sich Gerstäcker der ihn erwartenden Ruhe.

Das Schiff flog meist bei günstigem Winde, einen einzigen Sturm ausgenommen, gleich einem Vogel über die Wellen, und als sie auf der Höhe des Cap Horn angekommen waren, fand unser Reisender keineswegs die erwartete Winterkälte. Nur die höchsten Kuppen der Berge waren mit Schnee bedeckt, die umliegenden Inseln und das Kap selbst ganz grün.

Einer der hier so gefürchteten Stürme raste und tobte die Nacht vom 13. zum 14. Juni hindurch, legte sich jedoch mit Tagesanbruch, wenn die See ihre Wogen auch noch in trotziger Weise an die felsige Küste rollte.

Trotz Sturmeswüthen schrieb unser Held bis Nachts ein Uhr; er meinte, da der Tag erst früh um acht Uhr graue, so habe er noch Zeit genug zum Schlafen.

Plötzlich ward er durch den markerschütternden Schrei: „Mann über Bord!" den gewiß Niemand, der ihn einmal gehört, so leicht vergißt, auf Deck gerufen. Hier angekommen, sah er den Schiffsjungen, den schon bei dem ersten Sturm eine Sturzwelle über Bord gespült, wenn er sich nicht noch im entscheidenden Moment an einer Pardune festgehalten, mit den Wogen kämpfen.

Der Junge war ein guter Schwimmer, man warf ihm ein Tau zu, setzte das Boot aus und rief ihm ermuthigend zu — es war jedoch Alles vergebens. Als das Schiff beigedreht hatte, war er aus dem Gesichtskreis verschwunden, seine Kräfte mochten erlahmt und er gesunken sein. Er, die einzige Freude und Hoffnung seiner Mutter, starb wie sein Vater und Großvater, den nassen Tod seines Berufs.

Von jetzt an blieb die Witterung rauh und stürmisch und der Himmel trübe, bis sich am 20. Juni ein heftiges Gewitter entlud; dann klärte sich der Himmel, die Luft ward ruhig und das Ende der Fahrt war ein verhältnißmäßig angenehmes.

Nach einunddreißigtägigen Aufenthalt an Bord betrat Gerstäcker in Montevideo wieder die Erde und das behagliche Gefühl, jetzt im Vollbesitze aller der Annehmlichkeiten zu sein, die man auf der See vermißt, durchströmte seine Adern und ließ seinen Blick mit Wonne und Entzücken auf der zwischen Hügeln gelegenen wohlgebauten Stadt ruhen, deren schöne Kathedrale das glänzende Sonnenlicht eigenthümlich beleuchtete.

Fröhliche geputzte Menschen wogten auf der Straße und bewegten sich unter saftiggrünen Akazien umher, den Klängen der Militärmusikchors lauschend, welches zum Theil aus Negern, zum Theil aus Mulatten gebildet, seine Weisen täglich auf der Plaza erschallen ließ.

In Montevideo giebt es auffallend wenig Deutsche und diese wenigen verschwinden so vollständig unter der sonst spanischen, jetzt hauptsächlich italienischen Bevölkerung, daß man sich in Italien selbst wähnen könnte, auch wenn man das Garibaldi-Kaffeehaus und die italienischen Flaggen nicht bemerkt hätte.

Gerstäcker wünschte deshalb, hier nicht lange zu verweilen und wartete blos auf die Ankunft des Dampfers „Mississippi", der die Fahrten von Montevideo nach Buenos Ayres auf dem La Plata regelmäßig vermittelte.

Er fand Buenos Ayres in den zwölf Jahren, die zwischen dem heute und seiner letzten Anwesenheit lagen, auffallend verändert und zwar so auffallend verändert, daß er es kaum wiederkannte.

Gasbeleuchtung und sogar Eisenbahnen waren vorhanden und verbanden die Stadt mit den Nachbarorten und Estancias, die sonst weit draußen in den öden Pampas lagen und nur auf dem Rücken eines flüchtigen Gauls zu erreichen waren.

Aus den hölzernen Blockhäusern waren prachtvolle Villen entstanden, die in ihren mit zierlichen eisernen Gittern umgebenen Parks den englischen Herrensitzen ganz genau glichen, während ihre Besitzer sich des Segens der Cultur in vollstem Maße erfreuten.

Gerstäcker, der eigentlich nur in der Absicht hierhergegangen, um seine Briefe, von denen er die letzten in Lima empfangen, abzuholen und die Veränderungen zu beobachten, welche zwölf Jahre in einer aufblühenden Stadt und einem der Cultur huldigendem Lande hervorgebracht, verließ Buenos-Ayres sehr bald wieder und nahm mit eben so leichtem Herzen Abschied von dem sehr comfortablen Hotel, in dem er jetzt logirt, wie er früher von dem einfachen Boardinghaus geschieden war, welches bei seinem ersten Hiersein hier stand.

Er wollte wieder auf dem Dampfer nach Montevideo zurückkehren, aber die kleinen zu demselben gehörigen Boote, welche die Reisenden an das Ufer bringen und abholen, wenn der Wasserstand dem Dampfer nicht erlaubt, an die in den Strom gebaute Landungsbrücke anzulegen, vermochten nicht, ihren Dienst zu verrichten, da der Wind ungünstig und die Ebbe vollständig war, so daß dieselben auf die aus hartem Sande bestehenden Bänke geschleudert worden wären.

Man wählte daher ein sonderbares Auskunftsmittel.

Die Passagiere wurden in einen mit zwei Maulthieren bespannten Karren gepackt, durch das wogende und schäumende Wasser geschleppt und glücklich an Bord des Dampfers gebracht.

Obschon der Dampfer ebenfalls unter dem widrigen Winde und dem ungünstigen Wasserstande zu leiden hatte, so erreichte er doch Montevideo schon am folgenden Morgen.

Von hier aus beabsichtigte unser Freund eine Reise durch Uruguay zu unternehmen und zwar, um die Transportwege kennen zu lernen, im Postwagen.

Das Fuhrwerk, welches man als solchen benutzte, glich einem unserer Omnibusse, war mit sieben Pferden bespannt und zwar vier neben einander, während die übrigen drei, von denen eins einen Gaucho trug, als Vorspann dienten.

Auf dem Kutscherſitz hatte der Major Domo seinen Platz und neben dem Wagen her gallopirte ein Berittener, damit für unvorhergesehene Fälle Schutz oder ein Bote bereit war.

Solcher Postwagen gingen von Montevideo an einem Morgen fünf nach eben soviel verschiedenen Richtungen ab und verfolgten ihren Weg durch die Pampas, wie durch angebaute Gegenden.

Kamen sie an der Station an, was allerdings nicht immer zu einer bestimmten Stunde geschah, so ließ der Posthalter die grasenden Pferde von der Weide holen, sie wurden eingespannt und mit einem Huih! Huih! des Kutschers ging die tolle Fahrt weiter durch Löcher und Sumpf, so daß Schlamm und Wasser hoch aufspritzten.

Gerstäcker hatte in einem Wagen, der nach Artiges zu gehen bestimmt war, einen Platz genommen, weil er hoffte, unterwegs in den weiten Pampas jagen zu können.

Zugleich wollte er eine deutsche Kolonie besuchen, die, wie er hörte, von ihren Bewohnern verlassen worden war und da ihm das Wohl und Wehe seiner deutschen Brüder im Auslande warm am Herzen lag, so drängte es ihn, den Grund zu erfahren, aus welchem die Auswanderung stattgefunden.

Er setzte es auch durch, bis zu der einzigen, noch bewohnten und von einer Mauer umgebenen Ansiedlung zu dringen und erfuhr zu seiner Beruhigung, daß nicht Deutsche, sondern Irländer sich hier niedergelassen, die man, weil sie die Landessprache nicht verstanden, für Deutsche gehalten.

Da der Boden, den man ihnen angewiesen, trotz Arbeit und Mühe nicht die Früchte brachte, die sie erwartet, so waren sie weitergezogen, um anderswo ihr Brod zu suchen.

Sobald Gerstäcker sich über diesen Punkt beruhigt, wendete er seine ganze Aufmerksamkeit dem zweiten wichtigen Geschäft, das ihn hergeführt, der Jagd, zu.

Er hatte Gelegenheit, Wild und Strauße in Menge zu schießen, denn der Kutscher der sogenannten Diligence, in welcher unser Reisender saß, wollte gern in Besitz von Straußfedern gelangen und erklärte sich bereit, etwas vom Wege abzuweichen oder an einer geeigneten Stelle zu halten, um dem kühnen Jäger die Freude einiger Schüsse zu gewähren.

In der Nähe des Jaguaronflusses wurde die Gegend freundlicher, Palmengruppen wechselten mit malerischen Haciendas, und endlich gelangte unsere Diligence nach Artigas, der Grenzstadt von Uruguay, welche auf dem rechten Ufer des Jaguaron liegt und wo dem Fremden noch Alles nicht nur spanisch vorkommt, sondern wirklich spanisch ist, die Sprache nicht ausgenommen.

Sobald man in einem Boote über den Fluß gelangt ist, steht man auf brasilianischem Boden und kann in der Stadt Jaguaron portugiesisch sprechen hören.

Obschon Deutsche sich auch hier niedergelassen, hielt Gerstäcker sich doch nicht lange auf, sondern setzte die Reise zu Pferde über Pelotes nach Rio Grande fort, wo deutsche Landsleute wohnen.

Dann begab er sich auf den Dampfer „Continentista", der eine Menge deutscher Einwanderer an Bord hatte, die nach San Leopoldo, einer der ältesten deutschen Colonien in Brasilien wollten, nach Porto Alegre, welches an der prächtigen Lagune liegt, in die der Strom mündet, auf dem die Reisenden gekommen.

Hier fluthet auch der Strom der Einwanderung stärker als sonst wo, ja, es befindet sich hier gewissermaßen ein Centralbureau für die Einwanderung nach Brasilien, denn Alles, was dem Colonisten zu wissen nöthig, erfährt er hier durch Landsleute, die sich gern seiner annehmen.

Gerstäcker beschloß daher, sich längere Zeit hier aufzuhalten und zwar um so lieber, als er, nachdem er so viele öde Landstriche durchwandert, sich hier wieder einmal an den Reizen einer üppigen Vegetation erfreuen durfte.

Die Pinie, die sich weiter im Innern in ganzen Wäldern ausbreitet, gedeiht hier als Zierpflanze und aus dem duftenden Blättergrün der Orangenhaine ragen stolze Palmen hervor.

Ehe Gerstäcker, nachdem er sich an dem malerischen Landschaftsbild, das sich hier vor seinem entzückten Auge ausbreitete, genugsam gelabt, nachdem er abermals Erfahrungen und Wahrnehmungen der verschiedensten Art eingesammelt, sich losriß, um weiter zu wandern, ließ er sich durch seine Freunde bestimmen, vorher noch San Leopoldo zu besuchen.

---

28. Kapitel.

San Leopoldo und seine Nachbarcolonien.

Da der Reisende, wenn er die Reise auf dem Dampfer zurückgelegt, wenig mehr als die Küste gesehen, und ihm doch daran lag, Land und Leute kennen zu lernen, so beschloß er, die prächtige Gegend zu durchreiten.

Da die Freunde sich gern entschlossen, ihn zu begleiten, so konnte er das Beisammensein verlängern und die Reise war eine viel angenehmere.

Wie wohl that ihm die gebildete Gesellschaft, nach dem er so manchen einsamen Ritt durch die Wildniß zurückgelegt, oder die eigenthümlichsten Gefährten gehabt, nachdem er fern von aller menschlichen Hülfe und Civilisation ein Leben der Gefahr und der Entsagung geführt.

Seine Gedanken kehrten zu jener Zeit zurück, als er in San Lorenzo das auf Pfählen erbaute, armselige Haus bewohnt, zu dem er auf einem mit Kerben versehenen Baumstamm hinaufklettern mußte; er verglich das Sonst mit dem Heute und so fern man auch noch den höchsten Zielen menschlicher Kultur in diesen Gegenden im Ganzen noch war, so hatte man doch im Vergleich zu den damaligen Zuständen schon Riesenschritte in der Entwickelung gemacht.

So hatte er die Sümpfe gefürchtet, welche Brasilien charakterisiren und die, wie er gehört, sich auch zwischen Port Alegre und St. Leopoldo ausdehnen. Zu seinem freudigen Erstaunen aber

fand er einen festen Damm und hülfreiche Brücken, die über die zur Regenzeit fluthende Masse führten.

Diese Entdeckung erquickte sein Herz, da Unordnung und Vernachlässigung ihm zuwider waren, daß er am liebsten selbst das Handwerkszeug ergriffen hätte und dem trägen Volk mit guten Beispiele vorangegangen wäre, wenn es gegolten, der Ordnung, dieser „segensreichen Himmelstochter", die Wege zu bahnen.

Erst nach Sonnenuntergang erreichten unsere Reisenden San Leopoldo, konnten das Städtchen also nicht von seiner vortheilhaftesten Seite kennen lernen.

Am folgenden Morgen aber machte sich Gerstäcker schon zeitig auf die Wanderung durch die Straßen der Stadt und es heimelte ihn fast an, so vielen deutschen Gesichtern zu begegnen, meist deutsche Laute zu hören und die Wohnungen, die seine Landsleute sich hier gebaut, nicht nur in gutem Zustand, sondern sogar geschmackvoll gebaut zu finden.

Er erzählt uns folgende Episode, die sich während seiner Entdeckungsreise durch die Stadt zugetragen:

Vor einer der Thüren stand ein herziges, kleines Mädchen, ein Blondkopf mit blauen Augen, und der Anblick des Kindes fesselte ihn so, daß er sich zu ihm niederbeugte und es in deutscher Sprache nach seinem Namen fragte.

Das Kind starrte ihn halb erschrocken, halb verlegen an und blickte hülfesuchend zu einem älteren Negermädchen hin, welches das Kind beaufsichtigte und mit seinen glänzend schwarzen Augen, seinem schwarzen Haar und seiner Haut wie Ebenholz einen eigenthümlichen Contrast zu dem blonden Kinde bildete.

Gerstäcker fragte das schüchterne kleine Mädchen nochmals um seinen Namen und um es zutraulicher zu machen, ergriff er es bei seinen dicken Händchen.

Das Negermädchen nickte dem Kinde zu, und um seinen Muth dem Fremden gegenüber zu beleben, stieß sie es an, als aber weder Blick noch Stoß etwas halfen und das Kind nach wie vor verschlossen blieb, antwortete der schwarze Teufel:

„Miene heeßt se!"

Gerstäcker schnellte erstaunt in die Höhe, als er diese heimatlichen, so rein deutschen Laute vernahm, und auf sein Befragen erfuhr er, daß hier sowohl die Kinder der Brasilianer wie der Neger deutsch sprechen, natürlich dem Dialekt ähnlich, wie er ihn soeben zu seiner Ueberraschung vernommen, und nicht besser, als wie die Umgebung der Kinder es selbst verstand.

So konnte es sich ereignen, daß ein Negermädchen in so rein sächsischem Dialekt Rede und Antwort zu geben im Stande war, wie in den oben angeführten Worten.

Die ältesten Colonisten haben sich hier schon vor mehr als dreißig Jahren niedergelassen und man sieht ihren blühenden Anpflanzungen nicht an, wie viel Schweißtropfen die angestrengte Arbeit bei der Bebauung dieses Bodens ausgepreßt, man ahnt nicht, welche Opfer an Zeit und Mühe es gekostet, den Wald zu roden und Sümpfe zu trocknen.

Die fleißigen Ansiedler haben mehr für ihre Kinder, als für sich selbst gearbeitet und diese genießen dankbar die Früchte des elterlichen Fleißes, indem sie auf der Bahn der Civilisation rüstig vorwärts schreiten.

Die Colonien erstrecken sich weit in das Land hinein und während der heißesten und ungesundesten Monate kommen viele Bürger anderer Städte und sogar der Adel der Umgegend dorthin, um in den wohnlichen, luftigen Quartieren eine Sommerfrische zu genießen, so daß neues Leben und doppelt reicher Verdienst den Colonisten zuströmt, ähnlich wie bei uns in den verschiedenen Bädern nach Eröffnung der Saison.

Selbst der Kaiser bringt zuweilen seine Erholungszeit in der bei Rio de Janeiro gelegenen, von ihm besonders bevorzugten deutschen Colonie Petropolis zu.

Er fühlt sich hier sehr wohl und so sicher, daß er weder vor seinem Hause eine Schildwache duldet, noch auf seinem Spaziergang die Bedeckung, die Jedermann verwehrt, sich ihm zu nähern, ganz im Gegensatz zu dem Präsidenten Castilla von Peru, der stets unter Escorte ausgeht oder ausfährt und ausreitet und jede Annäherung entschieden zurückweist.

Durch den Besuch fremder Gäste aber nimmt der Wohlstand der Colonien bedeutend zu und infolge dessen natürlich auch die Ansiedlung neuer Einwanderer.

Als man 1854 die Köpfe der deutschen Colonisten in San Leopoldo überzählte, ergab sich eine Zahl von über elf Tausend, die der Mehrzahl nach Protestanten waren.

Ihre Kinder verheiratheten sich wieder an Deutsche und zogen auch da wieder die Protestanten allen Anderen vor, denn wenn es auch vorkam, gerade wie daheim im Mutterlande, daß sie sich in kleinen Punkten und Angelegenheiten manchmal entzweiten, so hielten sie doch im Großen und Ganzen treu zusammen. —

Das Klima ist, besonders im südlichen Brasilien, gesund.

Der Weinbau ist nicht bedeutend und da man wenig Kräfte und Aufmerksamkeit darauf verwendet, so ist der Wein nicht besonders, ebenso wie man kein gutes Bier findet.

Dagegen ist die Bienenzucht allgemein verbreitet und Honig findet sich in Massen. Seine Fülle wird nur von dem Reichthum an Orangen übertroffen, die in ganzen Wäldchen, die größer sind als unsere Obstplantagen, gezogen werden.

Die Bewohner würden noch weit größeren Gewinn aus ihren Bodenerzeugnissen ziehen können, wenn bessere Wege und einigermaßen gebahnte Straßen die größeren und kleineren Ortschaften miteinander verbände.

Eine echte Dorfstraße in dem schweren Thüringer Boden nach mehrwöchentlichem Oktoberregen, wo noch vor wenig Jahren die Leute sich der Stelzen bedienten, um nur durchzukommen, ist nichts gegen eine brasilianische Straße.

Trotzdem war Gerstäcker zu Pferde eher am Ziele angelangt, als der Dampfer, der jetzt anlegte.

Gerstäcker begab sich auf den Landungsplatz, um die bunte, wechselvolle Scene zu beobachten, welche das Aussteigen der deutschen Einwanderer und das Wiedersehen mit ihren Verwandten, die früher, als sie nach dem fernen, diesem neuen gelobten Lande, gezogen waren und sie ebenfalls in die Fremde gelockt hatten, gewiß hervorrufen mußte.

Was uns auch die Fremde an verlockenden Fernsichten bieten mag, stets ist doch das Heimatsgefühl und das „Heimweh" so mächtig, daß wir im entscheidenden Augenblick lieber noch einmal alle Leiden, die uns aus dem Vaterlande getrieben, geduldig auf uns nehmen möchten und wieder zurückeilen zu der theuern Stätte, die wir eben Heimat nennen.

Gerade in dem Augenblick, wo der Einwanderer das Ziel seiner Reise erreicht und den Boden betritt, den er so lange zu bewohnen gewünscht, erwachen alle jene starken Gefühle, die ihn unauflöslich mit dem Vaterland verbunden, in doppelter Kraft, und es wird daher eine Scene, wie sie unserem „Vielgereisten", dessen Herz bei aller Reiselust und allem Forschungsdrang so treu an der Heimat hing, sich jetzt darbot, eine theilnehmende, empfindende Seele im tiefsten Innern bewegen.

So fesselten ihn unter den rührenden Erkennungsscenen besonders das Wiedersehen zwischen älteren Colonisten mit ihren bis jetzt in der Heimat zurückgebliebenen und nun doch hier einwandernden Kindern.

Diese hatten sich, während die Eltern und übrigen Geschwister in der Ferne das Glück suchten, inzwischen in der Heimat verheirathet und kamen nun, von der Sehnsucht nach ihren Lieben getrieben, um den Großeltern die Enkel, den Geschwistern die Neffen und Nichten zu bringen und selbst ein neues Heim in dem Lande zu begründen, wo man sie jetzt jubelnd willkommen hieß.

Der Vater übergab ihnen seine blühende, vollständig eingerichtete Farm und zog, besser mit Erfahrung und Mitteln versehen, als die Nachzügler, ein Stück weiter hinein in's Land, um noch einmal von vorn anzufangen.

Wie zur Entschuldigung sagte er zu unserm Reisenden:

„Wenn die Kinder sogleich in eine fertig eingerichtete Wirthschaft kommen, ist das Heimweh nicht so arg, denn es wird ihnen so wohnlich und gemüthlich sein, als ob sie noch zu Hause wären. Nach und nach werden sie sich an die Fremde gewöhnen, wir Alten aber fangen noch einmal von Frischem an, denn uns wird's leichter und bald werden wir wieder so weit sein wie jetzt!" —

Gerstäcker war über diese Selbstverleugnung und dieser uneigennützigen Elternliebe tief gerührt und nahm herzlich Abschied von dem wackern Landsmann.

Er kehrte nach Porto Alegro zurück und fuhr dann mit dem Dampfer Rio Pardo nach der Stadt Pardo, denn es ist viel bequemer für den Reisenden, die überall auf Strom und Lagune vorhandenen Dampfer zu benutzen, als sich auf schauerlichen Wegen durchzuschlagen oder die öde Prairie zu passiren.

Ein freundlicher Deutscher lieh unserem Reisenden ein Pferd und er beschloß, die deutschen Colonien von Santa-Cruz zu besuchen, die ungefähr sechs Legoas von Rio Pardo entfernt sind.

Die Scenerie war freundlich und der Weg besser, als Gerstäcker erwartet hatte. Auch fand er zu seiner Freude, daß die Bewohner der einzelnen Ansiedlungen, in denen er einsprach, im Ganzen glücklich und mit ihrem Loose zufrieden waren.

Am Nachmittag näherte er sich der eigentlichen Colonie. Jetzt führte der Weg, die öden Pampas hinter sich lassend, durch den Wald und auf grundlosem Boden weiter bis zur Stadt.

Hier fand er die Bewohner ebenfalls in glücklichen Verhältnissen und zufrieden mit ihrer Lage. Nur Kirche und Schule waren hier auch nicht besser bestellt als in anderen Colonien.

Oft gaben solche Leute, die im Vaterlande irgend ein Handwerk betrieben und durchaus nicht auf einen höheren Beruf vorbereitet waren, sich für Volkslehrer oder Geistliche aus, bis man erfuhr, wer sie eigentlich waren und sie entweder selbst das Weite suchten oder ausgewiesen wurden.

Da sie nicht vom Staate angestellt sind, so ist auf dem Wege und mit Hülfe des Gesetzes wenig gegen sie auszurichten.

Die Umgegend von Santa-Cruz ist reich an herrlichem Obst und wenn es auch für Orangen zu kalt ist, so gedeihen doch Pfirsichen, Aprikosen, Feigen, Stachel-, Johannis- und Erdbeeren in Menge.

Von Santa-Cruz ritt Gerstäcker nach Torres, einer Colonie, von der er gehört, daß sie von allen die ärmste sei und er wollte ergründen, warum, und ob dies wirklich der Fall sei.

Sein Weg führte ihn am Atlantischen Meere hin, welches die Wogen seiner Brandung oft bis weit an die Küste schleuderte, während das Pferd durch das Brausen und Zischen des Wassers so erschreckt ward, daß es zuweilen hoch aufbäumte.

Bald erreichte er das kleine, elende Städtchen, welches das Ziel seiner Reise war und fand hier, da er wie fast überall bei seinen Wanderungen und Streifzügen auch jetzt vom Glück begünstigt wurde, bei einem deutschen Händler freundliche Aufnahme.

Er erfuhr nun, daß man ihm in Bezug auf die Armuth der Colonie keine falschen Angaben gemacht, denn da die Bewohner der entsetzlich schlechten Straßen wegen ihre Bodenerzeugnisse nicht verwerthen könnten, die Ernten auch nicht immer die besten waren und die Steuern mit großer Härte eingetrieben wurden, so war es unmöglich, daß die unglücklichen Colonisten zu einigem Wohlstande gelangen konnten.

Daher beschloß Gerstäcker, der überall, wo es nur irgend in seinen Kräften stand, seinen Brüdern Trost und Hülfe zu bringen versuchte, auch hier rettend und helfend einzugreifen.

Nachdem er sich von der wirklich trostlosen Lage der Colonisten überzeugt, machte er zu ihren Gunsten eine Eingabe an den preußischen Consul in Porto Alegre mit der Bitte, die Beschwerden der armen Colonisten dem Präsidenten vorzutragen.

Hierauf begab er sich auf den Rückweg, auf dem er nicht weniger als dreimal in Lebensgefahr gerieth.

Das erste Mal brachte er sich dadurch in Gefahr, daß er von dem Saft eines Baumes kostete, der ihm als giftig geschildert worden. Da er als gründlicher Forscher nicht Alles glaubte, nur was er selbst erfahren und erprobt, so stach er auch jetzt mit seinem Messer in den merkwürdigen Baum und kostete von dem aus dem Schnitte quellenden Saft. Er mußte sofort die giftige Wirkung desselben an sich erfahren und nur dadurch, das seine überaus gesunde und kräftige Natur das Gift sofort wieder von sich gab, entging er schlimmeren Folgen seines Wissensdurstes.

Das zweite Mal rettete er sich mit ebenso genauer Noth aus den Hörnern eines wüthenden Ochsen und die dritte und letzte

Gefahr auf diesem verhängnißvollen Wege hatte er zu überstehen, als er mit seinem Pferd durch eine Lagune schwamm, deren Wellen so arg vom Sturm gepeitscht wurden, daß er die größten Kraftanstrengungen anwenden mußte, um glücklich durchzukommen.

Er sah sich jedoch zum dritten Mal gerettet und übernachtete nun in der an der Lagune liegenden Stadt, um am folgenden Tage nach Santa Catharina aufzubrechen.

Während er sich nach einem Führer umsah, erfuhr er, daß ein deutscher Ingenieur, der sich hier aufhielt, um Vermessungen vorzunehmen, nach demselben Ort reisen, und ihm gewiß gern zum Führer dienen würde.

Er suchte den jungen Mann sogleich auf und ward von demselben nicht nur höflich, sondern vielmehr herzlich als Reisebegleiter willkommen geheißen.

Er war glücklich über diese vortreffliche Acquisition, denn natürlich sagte ihm der gebildete junge Mann, der übrigens die Gegend genau kannte, weit besser zu, als ein gemietheter Führer und außerdem war der Ingenieur infolge seines langen Aufenthaltes im Lande auch im Stande, Gerstäcker die ausführlichsten Berichte ganz besonders über die deutschen Colonien und deren Bewohner zu geben.

Unter den anregendsten Gesprächen und nach einem Ritte durch eine wirklich paradiesische Gegend gelangten die neuen Freunde bis zu der Ueberfahrtsstelle, an welcher ein Canoe die Reisenden über den Meeresarm führen sollte, welcher die Insel Santa Chatarina vom Festlande trennt.

Der Fährmann war nicht nur bereit, die Fremden überzusetzen, sondern versprach auch, ihren Pferden Obdach zu geben, bis wenigstens Gerstäcker von seiner Tour zurückgekehrt sein würde.

Bald erreichten die Reisenden die kleine, dicht in die Berge eingeschmiegte Stadt, die von einer Menge von Deutschen bewohnt ist

Viele von ihnen haben erst in den im Innern der Insel sich erstreckenden Colonien gewohnt und sich dann, nachdem sie sich emporgearbeitet, einige Mittel erworben und ihr Eigenthum und

ihren Landbesitz an neue Einwanderer verkauft, nach der Stadt gewendet, um hier entweder sich in geselliger Beziehung ein angenehmeres Dasein zu schaffen, oder Erwerbsquellen aufzusuchen, die das innere Land nicht bot.

So kam es, daß Aerzte, Kaufleute und Handwerker hier ihre Rechnung fanden, die Landwirthe aber meistens wieder in ihre Colonien zurückkehrten, nachdem sie sich in ihren Erwartungen getäuscht sahen.

Auch ein Maler lebte dort, der die romantischen Punkte der Gegend in sein Skizzenbuch aufgenommen, um diese Skizzen dann als Bilder auszuarbeiten und auf der Leinwand zu fixiren.

Auch in Bezug auf die brasilianischen Colonien erhielt Gerstäcker hier die ausführlichsten Nachrichten, da eine jede derselben in dem Haupt-Einwanderungs-Comptoir einen oder mehrere Vertreter hatte.

Dieses Bureau befand sich in dem alten Castell, welches auf einem weit in die See hinaus ragenden Felsenvorsprung lag.

Hier wurden die Angelegenheiten der Einwanderer geordnet und man beherbergte dieselben in dem Hause so lange, bis sich eine Gelegenheit zu ihrer Weiterbeförderung fand.

Gegenwärtig hielten sich hier eine ziemliche Anzahl neuangekommener Deutscher auf, die auf günstigen Wind warteten. Sie wollten nach der Colonie Blumenau, die als die beste Colonie Brasiliens bezeichnet wird.

Als das Dampfboot von Rio Grande anlangte, beschloß Gerstäcker sich auf demselben, nach dem er sich herzlich von dem Ingenieur, der ihm ein so freundlicher Gefährte gewesen, verabschiedet, nach Rio de Janeiro zu begeben.

Er verkaufte seine Pferde und nach dreitägiger Reise langte er in der Bay von Janeiro an, die Gerstäcker als eine der schönsten auf dem ganzen Erdenrund schildert.

Er verlebte in Rio de Janeiro noch einige fröhliche Tage und nachdem er die Briefe, die er erwartet, in Empfang genommen, suchte er durch die Vermittelung des preußischen Geschäftsträgers um eine Audienz bei dem Kaiser nach, da er seine deut-

schen Brüder in den Colonien der Fürsorge des Herrschers empfehlen wollte.

Die Audienz ward ihm gewährt und der als leutselig bekannte Kaiser nahm ihn freundlich auf. Gerstäcker bat, ohne Dolmetscher sprechen zu dürfen und da er des Spanischen und Portugiesischen nicht so mächtig war, als daß er sich darin hätte geläufig ausdrücken können, so gestattete ihm der Kaiser, englisch zu reden, während er selbst französisch sprach.

Gerstäcker schilderte nun unumwunden und beredt die Lage der deutschen Colonisten und der Kaiser, der uns als ein großer, schöner Mann mit blondem Haar und blauen Augen geschildert wird, und der sich ernstlich für das Wohl seiner deutschen Unterthanen interessirt, versprach, sich derselben annehmen zu wollen.

Später besuchte Gerstäcker einen Ball, welchen die Deutschen veranstaltet, und hatte hier Gelegenheit, einen ausgesuchten Damenflor zu bewundern.

Rio de Janeiro besitzt einen botanischen Garten, schöne, mit breiten Trottoirs versehene Straßen, gutgehaltene Wege führen nach der Umgegend und allenthalben begegnet man europäischer Cultur und Civilisation.

Nachdem Gerstäcker sich überall umgeschaut, sicherte er sich, als der Dampfer, auf dem er die Heimreise anzutreten beschlossen, signalisirt ward, einen Platz zur Ueberfahrt und seine Sehnsucht eilte ihm voraus in die Heimat, zu den Freunden, an den Schreibtisch.

An Kenntnissen und Erfahrungen reicher kehrte der Weitgereiste aus der Fremde zurück, wenn auch die Täuschungen nicht gefehlt hatten und es ihm ganz besonders schmerzlich war, daß die Verhältnisse ihn gezwungen, die Reise nach Patagonien aufzugeben. Sein Wahlspruch: „Durch!“ hatte sich nach dieser einen Seite hin nicht bewährt, allein er tröstete sich mit dem Gedanken, daß noch nicht aller Tage Abend sei und daß spätere Zeiten ihn vielleicht doch noch nach dem Lande führen könnten, das zu sehen und kennen zu lernen, ihm jetzt nicht vergönnt gewesen.

In jeder anderen Beziehung aber durfte er sich der Erfolge

seiner Reise von Herzen freuen und in dem Bewußtsein in dem großen Kampf der Menschheit für Recht und Wahrheit, für Erkenntniß und Civilisation würdig und männlich sein Theil getragen zu haben, wendete seine Seele mit ihrer ganzen treuen Hingabe sich dem Vaterlande zu, dessen ruheloser, aber treuer Sohn er war.

„Rasten ist rosten!" rief es in seinem Innern und muthig und rüstig beschloß er daheim die gesammelten Erfahrung zum Heil' der Brüder niederzuschreiben, die wie er das „Wandern" nicht lassen konnten.

---

29. Kapitel.

Die zweite Heimkehr.

Die Rhede von Rio de Janeiro bot ein sehr belebtes Bild, ebenso wie das Deck des französischen Dampfers „Guinea", auf welchem Gerstäcker die Rückreise nach Europa machen wollte.

Das Schiff war mit dem äußersten Comfort eingerichtet und legte die Fahrt in zweiundzwanzig bis vierundzwanzig Tagen zurück.

Eine Masse Passagiere drängten sich zur Ueberfahrt auf das Deck; Beamte, Matrosen, Offiziere, Geistliche, vornehme, elegante Damen, barmherzige Schwestern, mit Kisten und Kasten beladene Kammerfrauen, Bonnen, welche Schaaren muthwilliger Kinder zu hüten hatten, Hunde, Affen und Papageien, die ebenfalls untergebracht sein wollten, kurz, Alles schrie und lief durcheinander, bis endlich das Zeichen zur Abfahrt ertönte und Jeder, der die Reise nicht mitmachen wollte, das Schiff verließ.

Bald befand man sich auf offner See und nachdem man die schützenden Ufer verlassen und der Wind die Wasserwellen hoch aufwühlte, empfanden die Reisenden gar bald die Wirkung der frischen Seeluft und das ewige Schwanken des Dampfers.

Mit wenig Ausnahmen eilten sie in die Cajüten, um den Ausbrüchen der Seekrankheit bei ihren Gefährten aus dem Wege

zu gehen, oder selbst im verschwiegenen Kämmerlein mit dem Ungethüm zu ringen.

In Bahia legte der Dampfer an, um Kohlen einzunehmen. Mehrere der Passagiere gingen an's Land und unter ihnen auch der heimkehrende Weitgereiste, der sich keine Gelegenheit, Beobachtungen anzustellen, entgehen ließ.

Unangenehm fielen ihm die hohen, in dichten Reihen nebeneinanderstehenden Häuser auf, die von keiner Veranda oder offenen Gallerie umgeben, und für die Einlassung der frischen Luft durchaus nicht praktisch eingerichtet waren, während die Bauart derselben bei einem etwa ausbrechenden Erdbeben sehr gefährlich werden konnte.

Ferner bemerkte unser Reisender hier ganze Reihen von Sänften, welche die mangelnden Droschken ersetzen sollten.

Eine solche Sänfte besteht aus einem leichten Rohrsitz, der auf zwei Stangen befestigt ist, die durch zwei eiserne Träger verbunden sind. Oben über dem Sitz sind Stangen angebracht, die mit Vorhängen versehen sind. Zwei Träger befördern diesen Tragsessel mit dem darauf sitzenden Passagier an den Ort seiner Bestimmung.

Die Stadt besitzt viele schöne Kirchen, mehrere geschmackvoll in Bronze ausgeführte Brunnen und einen sehr lebhaften Markt für Affen und Vögel, die von hier aus nach Europa geführt werden sollen.

Da sich auf dem verhältnißmäßig engen Stadtgebiet die Bevölkerung täglich mehrt, so wird jeder Garten, jeder Spaziergang und jedes irgendwie unbenutzte Plätzchen zu Bauzwecken verwendet und die Promenade ist hoch auf die Berge hinter die Stadt verlegt worden.

Sie bietet einen prachtvollen Ueberblick über Bai, Hafen und Meer und man wird durch dieses herrliche Panorama für den Weg entschädigt, den man erst in die Berge zurückzulegen hat, ehe man die Promenade erreicht.

Die meisten Passagiere des Dampfers „Guinea" waren in der Absicht an's Land gegangen, um auf dem bereits erwähnten Vogelmarkt Einkäufe zu machen und Gerstäcker selbst kehrte mit Affen und Papageien beladen auf das Deck zurück.

Da die übrigen Reisenden ebenfalls sehr kauflustig gewesen, so waren nicht weniger als hundertfünfzig solcher liebenswürdiger Thiere auf dem Schiff versammelt.

Jetzt ging die Fahrt weiter bis Pernambuco, der eigentlichen Heimat der Cocospalme, einer Stadt mit luftigen Häusern, freundlichen Gärten und lustig plätschernden Springbrunnen, sowie einer prachtvollen Aussicht über den Hafen.

Am 3. Oktober Abends halbneun Uhr passirte das Schiff die Linie und am achten legte es in St. Vincent an, um Kohlen einzunehmen. Dies war für die Passagiere ein ebenso langweiliger, wie unangenehmer Aufenthalt, da der Quarantaine wegen Niemand an's Land gehen durfte.

Früchte, nach denen sich überall ein herzliches Verlangen kundgab, waren ebenfalls wenig vorhanden und die einzige Unterhaltung, welche die Langeweile einigermaßen verkürzte, bestand darin, daß mehrere Neger, denen man Geldstücke zugeworfen, das Schiff umschwammen und gierig nach der Beute haschten.

Von Afrika herüber kamen auf einem Schiffe Passagiere, welche die Weiterfahrt auf dem Dampfer fortsetzen wollten.

Zwischen den Canarischen Inseln durch, den Pik von Teneriffa in Sicht, dampften die Reisenden, nachdem sie die Insel Ferro zur Linken gesehen, nach Lissabon.

Am 15. Oktober Nachmittags tönte der Jubelruf „Land" über Deck und alle Passagiere stürzten herbei, um sich an dem ersehnten Anblick der portugiesischen Küste zu erfreuen, so wenig malerisch dieselbe auch, vom offenen Meer aus gesehen, erscheinen mochte.

Sobald sich das Schiff der Mündung des Tajo näherte, gewann die Küste an landschaftlichem Reiz und das alte maurische Schloß am Ankerplatz nahm sich wundervoll aus.

Die Portugiesen, welche sich an Bord befanden, wurden hier an's Land gesetzt und das Schiff nahm als Ladung Korkballen für Bordeaux ein.

Durch die Bay von Biscaya, die als gefährlich geschildert wird, gelangte man glücklich bis in die Gironde und die Fahrt auf dem belebten, von malerischen Ufern eingerahmten Strom ge-

hörte zu dem Schönsten, was der Weitgereiste auf der ganzen an Erlebnissen so reichen Tour gesehen.

Nachdem die im Hafen nothwendigen Förmlichkeiten glücklich überstanden, durften die Passagiere die Stadt betreten und waren froh, die lange Fahrt bis hierher glücklich zurückgelegt zu haben.

Unser Freund hätte sich gern die Merkwürdigkeiten der lebhaften Hafenstadt angesehen, allein es trieb ihn unaufhaltsam vorwärts, der geliebten Heimat zu.

So benutzte er denn die Eisenbahn und fuhr nach der Weltstadt Paris.

Wie himmelweit verschieden, wie eigenthümlich contrastirend war der Aufenthalt hier in der üppigen Stadt von dem Nachtlager in den weiten Pampas, von dem Obdach, das die launenhafte Barmherzigkeit eines Kaziken ihm in der Hütte gewährt, die so und so viel wilde, trunkene Indianer mit ihm theilten.

Trotz des feenhaften Glanzes aber, der die „Königin der Städte" umgab, trotz des an's Fabelhafte grenzenden Luxus, der sich überall zu erkennen gab, trotz der vielen Sehenswürdigkeiten und Reize, die Paris für den Fremden besitzt, fühlte sich doch unser Freund in all dieser Pracht nicht heimisch und jetzt, wo er einmal wieder den Boden des heimatlichen Erdtheils betreten, wuchs seine Sehnsucht nach seinen Lieben mit jeder Stunde.

Eine qualvolle Unruhe bemächtigte sich seiner, er hätte Flügel haben mögen, um den verhältnißmäßig kurzen Raum, der ihn noch von den Seinen trennte, schneller zu durchmessen und über Frankfurt am Main reiste er bis nach Rosenau bei Coburg, einem Lustschloß, wo seine Gattin auf die Einladung des Herzogs von Coburg ihren Wohnsitz genommen.

Rosenau liegt malerisch in dem romantischen Itzgrund, ist von selbstgrünen, fruchtbaren Wiesen und würzig duftenden Wäldern eingeschlossen und hier hoffte Gerstäckers leidende Gattin ihre erschütterte Gesundheit wieder herzustellen oder die schwindenden Kräfte wenigstens so lange zu erhalten, bis sie den fernen Gatten wiedergesehen, ihn noch einmal in die Arme geschlossen und sein Kind ihm an das treue Vaterherz gelegt.

Während der ruhelose Wanderer geflügelten Schrittes dem Ziele seiner langen Reise mit klopfendem, freudigem Herzen sich nahete, hatte der grausame, unerbittliche Tod schon vor ihm an die Pforten seines Hauses geklopft und die Gattin in das schwarze Reich der Schatten hinabgeführt!

Sie sah den Heimkehrenden nicht, er nicht die Gattin, die so schmerzlich nach ihm verlangt, die er so zuversichtlich als gesund und heiter zu begrüßen gehofft.

Der Tod tritt plötzlich an den Menschen heran, reißt ihn aus dem Kreise seiner Lieben, aus einem segensvollen Berufe, rafft ihn in der Blüthe der Jahre, in der Fülle der Kraft dahin und welche Werke und Pläne das Menschenkind sich vorgenommen, welches seine Hoffnungen, Wünsche, Täuschungen und Schmerzen auch sein mögen, plötzlich und ungerufen kommt der Tod, der Bote des Herrn, und fordert den Sterblichen von hinnen.

So war das Erste, was Gerstäcker bei seiner Heimkehr empfing, nicht Freude, nicht Glück, sondern Trauer und Schmerz!

Wie anders war Alles gekommen, als sein Herz es sich ausgemalt! — —

Das schöne Coburg mit seiner alten Veste hätte den heimgekehrten Wanderer wohl in seinen Mauern fesseln können, besonders da der Herzog dem Weitgereisten alle möglichen Freundlichkeiten erwies und ihm Zerstreuungen der mannichfachsten Art bot.

Jagden, Promenaden im Park und in der Fasanerie wechselten mit Arbeit und wenn nicht der Verlust der Gattin ihm den Aufenthalt in dieser reizenden Gegend getrübt, so hätte sich der rastlose Reisende, der kühne Jäger endlich vielleicht für immer hier festhalten lassen.

So aber trieb es ihn fort und der Wandertrieb erwachte mit erneuter Stärke.

Es begrüßte daher die Eröffnung des Herzogs Ernst von Gotha, ihn auf einer Reise nach Aegypten und Abyssinien zu begleiten mit großer Freude und war gern bereit, sich dem Gefolge des Herzogs anzuschließen.

Ob diesen bei dem Projekt dieser Reise nur die Gefahren

und Reize der Löwen- und Straußenjagd gelockt, ob der Wunsch allein, das wunderbare Land der alten Pharaonen zu schauen, ihn nach dem Schauplatz so manches merkwürdigen historischen Ereignisses getrieben, oder ob Colonisationspläne ähnlich denen, wie sie neuerdings Hans Wachenhusen in seinem vortrefflichen Buch über Aegypten so anschaulich schildert, ihn beschäftigten, ist uns unbekannt.

Jedenfalls ist es nicht so undenkbar, daß Gerstäcker, der gewiß überall für das Interesse und den Vortheil der Colonisten eintrat und alle Kräfte zur Förderung und Verbesserung ihre Lage aufbot, dem Gedanken einer deutschen Colonisation in Aegypten nicht abhold und bereit gewesen sein mag, dem deutschen Element auch dort Eingang und festen Halt zu verschaffen.

Wie dem auch sein mochte, wir haben hier jedenfalls zu constatiren, daß die beabsichtigte Expedition, an der sich auch die Frau Herzogin betheiligte, im Jahr 1862 unternommen ward.

Von den Erfolgen, Erlebnissen und Abenteuern derselben brachten seiner Zeit die verschiedensten Zeitungen ausführliche Berichte, besonders lebensvoll und anschaulich aber sind uns die Abenteuer des Herzogs Ernst mit seinem Gefolge erst durch die vortrefflichen Zeichnungen des jüngst in Leipzig verstorbenen Malers Robert Kretzschmer, der in Gesellschaft Gerstäckers den Herzog Ernst auf dieser Reise begleitete, so recht deutlich und anschaulich vor die Seele geführt worden.

Zu den Begleitern des Herzogs gehörten ferner der Fürst Hohenlohe, der Prinz Eduard von Leiningen, der Naturforscher Doctor A. Brehm und der Arzt Doctor Hassenstein.

Auch Kretzschmer, diesen als Menschen, wie als Künstler gleich geschätzten Mann, raffte der Tod aus einer segensvollen Wirksamkeit hinweg und nur seine Werke erzählen uns von seinem Talent und seinen Fleiß.

Gerstäcker selbst aber beschreibt uns die Erlebnisse und Abenteuer dieser interessanten Reise in seiner anschaulichen, gemüthlichen, schlichten Weise und wir verfolgen diese Beschreibungen mit derselben Spannung, wie wir sie allen seinen Schilderungen stets entgegengebracht.

30. Kapitel.

In Afrika.

Kairo, die Hauptstadt Aegyptens, die unter der Herrschaft des jetzigen Vicekönigs einen so vorwiegend europäischen Charakter angenommen, die jetzt durch die Eröffnung des Suez-Canals so viel durch Fremden-Zufluß gewonnen, lag vor den Blicken unserer Reisenden.

Obgleich der Vicekönig dem Herzog und seinem Gefolge den Aufenthalt in der Stadt so angenehm als möglich zu machen suchte, so war der Aufenthalt daselbst doch kein langer, da man vorher ein Stück vom alten Nil kennen lernen wollte, ehe man nach Abyssinien, wohin die Jagdlust und die wilde Scenerie den Herzog lockten, aufbrach.

Der Vicekönig stellte ihm daher Riza Effendi, einen seiner Haushofmeister mit einem seiner ergebenen Diener, so wie seine Tahabia, eins seiner Vergnügungsboote auf dem Nil, zur Verfügung, ließ Speisen und Getränke auf kostbarem Geschirr dorthin schaffen, schickte sogar Tabak und Chibouks hin und ließ befehlen, daß ein Dampfer bereit sei, die Tahabia den Strom hinauf zu schleppen.

Am Sonntag, den 9. März 1862 bestieg der Herzog unter Kanonendonner mit seinen Begleitern die Tahabia und an dem Palast des Vicekönigs vorüber ging die Fahrt den gelben Strom hinauf.

Die Landhäuser, an denen man vorüberfuhr, hatten vor den Frauengemächern vergitterte Fenster, machten aber deshalb keinen gefängnißähnlichen Eindruck, weil sie von blühenden, herrlichen Gärten eingerahmt waren.

So gelangte man bis zur Insel Rhoda, einem kleinen Paradiese ähnlich, auf welcher die Tochter Pharao's der Sage nach den kleinen Moses im Schilf gefunden haben soll.

Die Fahrt ging weiter bis zu den Hütten, in denen der Fellah, der arme Mann Aegyptens, wohnt, der im Schweiße seines An-

gesichtes dem Reichen die Mittel verdienen muß, mit denen er die prachtvollen Gärten und Häuser erwirbt, von denen die orientalischen Mährchen uns erzählen und die mit einem solch' unglaublichen Luxus ausgestattet sind.

In jedem Jahr erbaut sich der Fellah aus Nilschlamm seine elende Hütte, im Vergleich zu welcher der Wigwam des Indianers noch bequem zu nennen ist. Sobald nun die Ueberschwemmung kommt, werden diese armseligen Wohnstätten mit fortgespült, während die Bewohner derselben auf das hügelige Terrain flüchten und an die alten Plätze zurückkehren, sobald das Wasser sich wieder verlaufen hat.

Schnell ist eine neue Lehmhütte erbaut und obgleich dieselbe nur einen einzigen Wohnraum enthält, der ungefähr sieben Fuß hoch ist und sieben Schritt im Quadrat umfaßt und Stube, Kammer und Küche zugleich vorstellt, wohnen doch reich mit Kinder gesegnete Familien darin.

Fünfzig bis sechzig solcher Familien mit ihren Hütten bilden ein Dorf, dessen Bewohner sich hauptsächlich mit Taubenzucht befassen, weniger des wohlschmeckenden Fleisches dieser Thiere wegen, sondern des Düngers halber.

Der arme Fellah muß hart und schwer arbeiten, aber nicht für sich und die Seinen, nicht mit der tröstlichen Aussicht, dereinst den Segen und die Ersparnisse seines Fleißes selbst zu genießen, sondern in erster Instanz muß er die Steuern für den Vicekönig erschwingen, der von den Summen, die man dem Fellah abpreßt, erst wieder an seine Beamten und Steuereinnehmer abgeben muß, das heißt, dem gar nicht mehr als die Hälfte davon überliefert wird, während die Beamten den eigenen Säckel ganz anständig bedenken.

Der Boden ist fruchtbar und ertragsfähig und im Verhältniß zum amerikanischen leicht zu bebauen, sobald man im Stande ist, denselben genügend zu bewässern.

Deshalb schlägt der Fellah auch seine Wohnung stets wieder am Strom auf, in dem er auch seine Thiere tränkt, seine Büffel und Rinder hineintreibt, aus dem er sein Koch- und Trinkwasser schöpft,

in dem er seine Wäsche wäscht und seine Aecker mit dem Wasser des Stromes befruchtet, sobald die Nothwendigkeit dies gebietet.

Während auf dem hügeligen Terrain kein Grashalm wächst, ziehen sich an den Ufern des Stromes, der eben durch seine Ueberschwemmungen dem Boden eine solche Fruchtbarkeit verleiht, üppige Weizenfelder hin.

Weiter in das Land hinein aber sieht das Auge nichts als eine große Sandwüste, aus welcher in der Ferne die dunkeln Umrisse der Pyramiden hervortreten. Auf der belebten Straße sieht man Reisende auf Eseln oder Kameelen hinaus nach jener denkwürdigen Stätte ziehen, wo eben diese wunderbaren Denkmäler einer längst entschwundenen, sagenhaften, glanzvollen Zeit, von der nichts übrig geblieben als Schmutz und Elend, immer neue Wanderer anlocken, die staunend diese Zeugen einer versunkenen Herrlichkeit betrachten.

Ebenso lebendig wie auf der Straße geht es auch auf dem Strome zu, der wie seit Jahrhunderten heute noch die Hauptader des Handels und Verkehrs ist.

Boote, die aus dem fruchtbaren Nilthale kommen, versorgen die Städte Cairo und Alexandrien, deren Bedürfnisse mit jedem Jahr bedeutend wachsen, mit Lebensmitteln und andern Dingen. So bringen sie unter Anderem Datteln, Heu, Stroh, Vieh und Wasserkrüge aus Kenneh, in denen das Wasser des Nils sich nicht nur abklärt, sondern auch kühl hält, dorthin.

Ist der Wind günstig, so kommen die Boote mit vollen Segeln daher, wenn dies aber nicht der Fall ist, so müssen arme Fellahs, die an Tauen festgebunden werden, die Boote vom Ufer aus, weiterziehen und vorwärts schleppen.

Die Reisenden blieben die Nacht über in zwei Boote vertheilt, auf dem Wasser, nachdem man gemeinschaftlich auf dem Dampfschiff eine Mahlzeit eingenommen, die auf kostbarem Geschirr servirt war, während das Schiff durch bunte Lampen hell erleuchtet wurde.

Nach der Mahlzeit wurden Kaffee und der Chibouk herumgereicht, der Kaffee natürlich auf orientalische Art dick und schwarz

zubereitet, in kleinen goldenen Tassen, die auf goldenen Platten präsentirt wurden.

Die Diener waren junge, schöne Tscherkessensclaven, alle gleichmäßig in Braun gekleidet und das Fez auf das üppige Haar gedrückt.

Auf dem Schiff arrangirten einige von der Reisegesellschaft eine Partie Whist, während die Anderen einen Spaziergang auf dem Deck machten.

Aus dem nahen, wogenden Weizenfeld, dessen Halme, obgleich noch grün, doch einem Mann bis zur Schulter reichte, hörte man den Schlag der heimatlichen Wachtel, während das Schnauben des Dampfers Reiher, Kraniche, Flamingos und Wildgänse aus den philosophischen Betrachtungen, denen sie sich hingegeben, aufstörte, am Ufer auf- und abstolzirend.

Sie entflohen scheu und es war nicht möglich, eins dieser Thiere zu schießen. Auch am nächsten Tag kam keins derselben den Jägern vor den Schuß, ebensowenig wie sich ein Crocodil sehen ließ.

So gelangte die Gesellschaft nach Benizoef, einem Städtchen, das rings von Weizenfeldern umgeben war und in welchem Moscheen und Minarets aus Lehmerde mit stolzen Dattelpalmen wetteiferten.

Hier wollte man übernachten und Kohlen einnehmen. Da in der Dunkelheit nichts zu erkennen war, die Reisenden aber das Rasseln von Ketten vernahmen, so vermutheten sie, daß die Kohlenträger Gefangene sein müßten.

Alle fühlten sich schmerzlich berührt und namentlich die Frau Herzogin war durch den Contrast zwischen der ihr und ihrem Gefolge hier gewordenen glänzenden Aufnahme und den Prunk, der überall zur Schau getragen wurde und dem elenden Loos dieser Unglücklichen tief erschüttert.

Alle wünschten etwas zur Linderung dieser Noth etwas beitragen zu können, und auf den ausgesprochenen Wunsch der Gesellschaft begab sich der englische Vice-Consul, der als Ehrengarde dem Herzog gefolgt war und sich jetzt ebenfalls auf dem Dampfer befand, mit dem Dolmetscher zum Gouverneur.

Er sprach diesem den Wunsch der hohen Gäste des Vicekönigs aus, die Gefangenen womöglich in Freiheit zu setzen, und erhielt das Versprechen, daß er keine Fehlbitte gethan haben solle.

Mit dieser frohen Botschaft kehrte er an Bord zurück und als am Morgen das Tau eingezogen ward, welches die Schiffe am Ufer festhielt, salutirten die Geschütze und die Gefangenen, ungefähr fünfundzwanzig bis dreißig Mann, kamen frei mit ausgebreiteten Armen an das Ufer gelaufen, und riefen der Fürstin, durch deren Verwendung sie die Freiheit erlangt, ihren lauten Dank nach.

Die Reisenden freuten sich von Herzen der Freilassung jener Unglücklichen und setzten in gehobener, froher Stimmung die Reise fort.

Ueber Girzeh, einer Stadt, die so dicht am Ufer steht, daß alljährlich der Strom einen Theil derselben mit fortwäscht, und Kenneh, der Dattelstadt, erreichte man die Stelle des Nils, wo am andern Ufer der prachtvolle Tempel von Denderah liegt, dessen Dach auf schlanken Säulen ruht.

Er steht an der Grenze der Wüste; näher an den Fluß gerückt, würde sein Dasein ebenso gefährdet werden, wie das der Moscheen von Girgenta.

Am 16. Nachmittags erreichten die Reisenden Luxor, das Ziel ihrer Fahrt. Sie begaben sich nach den Ruinen des alten, hundertthorigen Theben, die sich in der Nähe des Ufers hinziehen und zu dem Schönsten gehören, was das alte Pharaonenland bietet.

Zwischen diesen herrlichen Denkmälern einer großen, wunderbaren Vergangenheit aber hat sich die traurige Gegenwart mit ihrem ganzen Elend eingenistet, denn mitten unter den herrlichen Säulenreihen stehen die schmutzigen Hütten des Fellah und Schaaren zerlumpter, bettelnder Kinder erinnern den Fremden, der hierher gepilgert, um die Wunder Aegyptens anzuschauen, daß die Welt nur da vollkommen, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Die Reisenden nahmen die Mumien in Augenschein, die in festen, oft vierfachen Särgen aufbewahrt, kunstvoll gewickelt und einbalsamirt waren, um so vor Verwesung geschützt zu werden.

Nach dem Glauben der Aegypter muß man viel besser für das Wohl der Todten sorgen, als für das Wohl der Lebenden, da von der möglichst langen Erhaltung des Körpers auch die Ruhe der abgeschiedenen Seele abhängt.

Hierauf besuchten die Reisenden die klingende Memnonssäule, um dann in der alten Ramsenischen Königshalle das Frühstück einzunehmen, von eigenthümlichen Gefühlen bewegt und in ihrer ganzen modernen Erscheinung den wunderbarsten Contrast zu dem seltsamen Landschaftsgemälde bildend, das wie aus einem Mährchentraum geheimnißvoll und räthselhaft vor den überraschten Blicken sich entrollte.

Auch diese Stätte aber umschwärmte das neue Geschlecht und Verkäufer von Raritäten aller Art, wie Mumientheilen, Händen, Füßen, zerbrochenen Steinen, auf denen Lotosblumen, Thierköpfe oder Hieroglyphen eingegraben waren, drängten sich schreiend herbei, um ihre Schätze zum Verkauf anzubieten.

An dem Piedestal vorüber, welches einst die Statur Ramses des Großen getragen, ging die Wanderung weiter bis zu den Königsgräbern von Luxor, die sich in einem Thale befinden, welches durch eine Hügelkette von Luxor getrennt ist. Obschon diese Hügel kahl und öde sind, so hat doch die Formation wie die Färbung ihre eigenthümlichen Reize, welche wunderbar beleuchtet, den Wüstenreisenden überraschen.

Zu den Begräbnißstätten selbst führen abschüssige, zerbröckelte Stufen und lange in den Berg hinein gearbeitete Gänge, die durch das Licht der mitgebrachten Fackeln beleuchtet werden. Dann erst gelangt man zu den eigentlichen Grabkammern, in denen sich ganz gut erhaltene Malereien befinden, die, obgleich Jahrtausende an ihnen vorübergegangen, doch vom Zahn der Zeit unberührt geblieben sind.

Die Begräbnißstätten selbst haben die Aegypter wahrscheinlich aus dem Grunde gerade in dieses Thal gelegt, weil sie sich hier auf einem vor Ueberschwemmungen sicherem Terrain befanden, da man die Leichen nicht von der Strömung fortwaschen lassen wollte.

In Indien vertraute man die Leichen dem heiligen Ganges an, damit seine Wogen sie dem Meere, oder wie die Inder glauben, dem Pardiese zuführen sollten, hier aber suchte man die Leichen vor dem Wasser und seiner Gewalt so viel als möglich zu schützen.

Von Luxor aus ging die Wanderung weiter bis zu den berühmten Tempelruinen von Karnak mit ihren Säulenhallen, Obelisken und Sculpturen, mit ihren Sphinxen und Widdern und ihren tausend ungelösten Räthseln.

Stundenlang kann der Reisende hier umherwandern, ohne zu ermüden.

Hinter den Ruinen liegt der seines salzigen Wassers wegen bekannte Todtensee, dessen Fluth die Wäsche besser reinigen soll als das beste Seifenbad. —

Von Karnak ging die Gesellschaft, theils auf Pferden, theils auf Eseln reitend, wieder nach Luxor zurück, von einer Escorte von Arabern in malerischer Nationaltracht umschwärmt.

Rechtzeitig langte man in Cairo an, von dort ging es nach Suez und nun brachte ein englischer Dampfer die Reisegesellschaft nach dem zweiten großen Ziel der Unternehmung, nach Abyssinien. —

Bot dieses Land auch nicht die Sehenswürdigkeiten, wie Aegypten sie aus einer glänzenden Vergangenheit für den Forscher heute bewahrt, hatte der Fuß des Europäers diesem Boden seine Spur nur schwach und vereinzelt aufgedrückt, so hofften die Reisenden, die nicht nur aus Forschungstrieb die Reise nach dem Wunderlande unternommen, sondern auch deshalb, um dem edlen Waidwerk obzuliegen und hier dem König der Thiere in seinem Reiche den Krieg erklären wollten, genug des Interessanten und Seltsamen zu finden, was sie für die Anstrengung der Reise zu entschädigen im Stände wäre.

Der Herzog ersah die Gegend von Mensa zum Lagerplatz seiner Caravane, da die Eingeborenen behaupteten, daß gerade hier der Löwe, dessen Spur man bereits im Sande entdeckt, sich vorzugsweise gern aufhalte.

Das matt schimmernde Mondlicht verbreitete seinen melancholischen Glanz über die eigenthümliche Scenerie, halb von tiefgehenden, düsteren Wolken verhüllt.

Bald waren die Zelte für den Herzog und seine Begleiter aufgeschlagen und der ganze Platz war mit einer Dornhecke umzogen. Hinter derselben mußte man auch die Maulthiere unterbringen, um sie vor Raubthieren zu schützen.

Die Kameele aber mußten ihrer Zahl wegen, — es waren dreißig — mit den Treibern außerhalb des eingezäunten, verhältnißmäßig engen Raumes, lagern. Sie drängten sich jedoch so dicht wie möglich heran, während die Treiber Feuer anzündeten und gespannt dem Geschrei herannahender nächtlicher Feinde lauschten, um diese würdig zu empfangen.

Die Jäger wußten, daß noch geraume Zeit vergehen mußte, ehe die Hyänen und Leoparden so dicht an das Lager kamen, daß man Jagd auf sie machen konnte und deßhalb hüllten sie sich vorläufig fester in ihre wollenen Decken, um zu ruhen und sich vor der Nachtkälte zu schützen.

Der Wind wehete eisig von der Hochebene von Mensa herüber und war um so empfindlicher als den ganzen Tag über eine drückende Hitze geherrscht.

Es mußten noch einige Stunden vergehen, ehe die kühnen Jäger sich auf den Anstand begeben konnten, um die Hyänen abzulauern, die sich nach dem Lager, oder dem Dorfe schleichen würden, um dort von den Abfällen der Mahlzeiten sich zu sättigen, da ihnen in der wüsten Einöde nur selten ein Opfer in den Weg kam.

Die Abyssinier bewohnen kleine, graue Hütten, die nicht viel geräumiger sind als die der Aegypter, und 50—60 solcher Häuser bilden ein Dorf. Sie sind in einem runden Ring dicht neben einandergebaut, so daß in der Mitte desselben ein freier Raum bleibt, in welchen die Eingänge münden. Das Ganze ist von einer Dornenhecke eingeschlossen, und eine Oeffnung in derselben bildet zugleich den Ein- und Ausgang. Im Innern des Kreises werden die Thiere untergebracht.

Auch vor den Einflüssen der kalten Witterung sind die Be-

wohner des Dorfes durch diese eigenthümliche Bauart geschützt, ihre Kinder können gefahr- und sorglos auf dem freien Platze vor den Hütten spielen und die jungen Leute sich ihren Belustigungen überlassen.

Während die Jäger in den Zelten schweigend in die Nacht hinaus horchten, ob außer Shakal und Hyäne nicht ein edleres Wild seine Stimme erschallen ließ, tönte zwischen das Schwatzen der Kameeltreiber an ihren Feuern aus dem Dorfe ein taktmäßiger Gesang zum Lager herüber.

Der Herzog erfuhr auf sein Befragen, daß dieser Gesang die Begleitung zu dem Tanze sei, den die Eingeborenen aufführten. Er wünschte denselben mit anzusehen und die Jäger warfen sogleich die Büchsen auf die Schultern, um den nicht so ganz gefahrlosen Marsch nach dem Dorfe zu unternehmen.

Bald und zwar ohne Abenteuer erreichte man das Dorf, wo laut bellende Hunde die Reisenden empfingen und die Eingeborenen herbeikamen, um zu sehen, wer ihnen die Ehre eines Besuches erweise.

Sobald sie erfuhren, daß ein fremder weißer Fürst ihr Dorf mit seiner Gegenwart beglückte, luden sie ihn und seine Gefährten freundlich ein, näher zu treten und an dem Tanze theilzunehmen. Das Letztere wurde lächelnd abgelehnt, das Erstere dankbar angenommen.

Auf einem sehr engen Raume standen eine Anzahl Mädchen in einen Kreis zusammengedrängt, die Gesichter nach innen, den Rücken nach außen gekehrt. Hinter ihnen standen ebenso dicht die Männer, die linke Hand auf der Schulter ihrer Tänzerinnen, während die rechte den starken, oben krumm gebogenen Stock umfaßt hielt, ohne welchen der Abyssinier nie vor die Thür seiner Hütte tritt und mit dem er sehr wohl im Stande ist, sich eine Hyäne oder einen Shakal vom Leibe zu halten.

Auf dem Wunsch des Herzogs begannen die Eingeborenen jetzt den unterbrochenen Tanz auf's Neue. An ein Drehen oder Springen war dabei nicht zu denken, sondern die Tänzer wiegten, hoben und senkten ihren Körper, berührten dabei den Boden und

richteten sich wieder in die Höhe und wichen dabei nicht von der Stelle.

Trotzdem lag Rhythums im Gesang sowohl wie in den Bewegungen, wenn auch der Fremde dieser Unterhaltung keine besonderen Reize abgewinnen konnte. Die Tänzer selbst schienen sich sehr gut zu amüsiren.

Als der Herzog eine Zeitlang zugeschaut und erkannte, daß nichts Neues mehr zu sehen sein würde, gab er seinem Führer eine Schachtel bunte Glasperlen, damit er sie an die Mädchen vertheilen sollte.

Dies geschah und die Beschenkten schienen überglücklich, da sie wie ihre Stammesgenossen bescheiden und mit Wenigem zufrieden waren.

Merkwürdig schien es den Reisenden, zwischen den Wohnungen der Eingeborenen die Begräbnißstätten ihrer Todten zu finden. Diese Grabmäler sind runde, nur mit Steinen eingefriedigte Plätze, die, sobald sie gefüllt sind, mit einem zeltartigen Dach aus Quarz- und Feldspathstücken versehen werden.

Sie glänzten gespenstisch weiß im zitternden Mondlicht, in welchem die Reisenden auch Hyänen über den weiten Platz hinhuschen sahen, der zwischen den Dörfern der Eingeborenen lag.

Prinz Leinigen, wie schon bemerkt, einer der Begleiter des Herzogs, erlegte eine davon und diese erste Beute machte den Anfang zu einer ganzen Reihe von interessanten Jagdabenteuern.

— — — — — — — — — — — — —

Reicher an Erfahrung und Kenntnissen, befriedigt mit dem Resultat ihrer afrikanischen Tour kehrten die Reisenden nach der Heimat zurück und der Weitgereiste fügte dem Schatze der seltensten Erlebnisse in der neuen Welt nun auch die Früchte dieser Reise hinzu, um sie daheim am Schreibtisch Denen zugänglich zu machen, denen es nicht vergönnt gewesen, ein so wunderbares Stück Erde, wie er es soeben betreten, aus eigner Anschauung kennen zu lernen.

Er fühlte sich außerordentlich gestärkt und erfrischt und ein Beweis dafür, daß seine Seele die ihr eigene Elasticität wiedergewonnen, die der Verlust der ersten Gattin ihm geraubt, ist der

Umstand, daß er sich jetzt bei seiner Rückkehr nach Gotha zum zweiten Mal vermählte und zwar mit Fräulein Vischer von Grasbeck, die er in Java bereits kennen gelernt und deren Name auch damals erwähnt worden.

---

31. Kapitel.

Eine zweite Reise nach Amerika.

Im Jahre 1867 ließ es den Weitgereisten abermals nicht länger ruhen und nachdem er sich bis jetzt nur im Geiste in jenen Ländern, die sein unerschrockener Fuß betreten, aufgehalten, erwachte die Sehnsucht nach der Ferne doppelt lebhaft und es litt ihn nicht länger am Schreibtisch.

Die Auswanderung nach Amerika war seit seiner ersten Reise bedeutend lebhafter geworden und in Schaaren strömten Auswanderer herbei, um in der neuen Welt das Glück zu suchen, das ihnen die Heimat zu schenken sich weigerte.

Leider aber fanden sie oft auch im fernen Westen nicht die Schätze, die sie dort gesucht und daher empfand es Gerstäcker fast als eine Pflicht, noch einmal mit eignen Augen sich „drüben" umzuschauen und mit eigner Hand die Lage der armen Auswanderer zu bessern.

Abermals schnürte er sein Bündel und auf einem der großen Schiffe, die er selbst seinen jungen Freunden Karl und Ernst so ausführlich geschildert, machte er die Reise bis New-Orleans.

Diese Stadt, welche die Amerikaner stolz „die Königin" der Südstaaten nennen, wird von Anderen auch „Fieberstadt" genannt, denn in den heißen Monaten fordert hier das gelbe Fieber zahllose Opfer, welche ohne Sang und Klang in große Massengräber geworfen werden und zu denen meistens Fremde, die an das Klima noch nicht gewöhnt sind, gehören.

Die Einheimischen, die in Nahrung und Lebensweise vorsichtiger

und natürlich auch weniger empfänglich für das heiße Klima sind, verlassen meistens, sobald ihre Mittel dies gestatten, die Stadt während der heißesten Monate.

Die Unbemittelten, die das Fahrgeld auf dem Dampfer nicht erschwingen können, verdingen sich dort als Heizer, Matrosen oder Holzträger und gewinnen so nicht nur freie Fahrt, sondern auch einen kleinen Ueberschuß.

Da der Dampfer des Mangels an Raum, vielleicht auch der theuren Preise wegen im Hafen selbst nur einen kleinen Vorrath von Holz einnimmt, so muß derselbe während der Fahrt an verschiedenen Haltestellen, wo ganz besondere Holzlagerstätten von speculativen Unternehmer errichtet sind, neuen Vorrath einnehmen. Diese Ladung in einem Boote mit Hülfe des Holzwächters auf das Schiff zu schaffen, ist die Arbeit des Holzträgers.

Sobald das Schiff auf seiner Fahrt in eine gesündere Gegend gelangt, verlassen es die verschiedenen Handwerksleute, die sich inzwischen auf demselben als Arbeiter verdungen und suchen in den verschiedenen Colonien Beschäftigung, bis im Monat September, wo der Aufenthalt in der „Fieberstadt" nicht mehr gefährlich ist, alle Flüchtlinge in dieselbe zurückkehren und auch dem Arbeiter neue Quellen des Erwerbs geöffnet sind, so daß er beruhigt wieder in die Stadt zurückkehren kann. —

Die großen Schiffe, welche Reisende aus aller Herren Länder an den verschiedenen Landungsstellen des Mississippi oder seiner Nebenflüsse absetzen, gleichen schwimmenden Häusern, die von der Dampfkraft mehrerer, oft 3—4 Kesseln, die von 50—60 Mann bedient, fortgetrieben werden.

Außer einem eleganten Hotel für die reichen und feinen Passagiere, dem Zwischendeck für einfache Reisende, enthalten sie noch viele Räumlichkeiten für die Fracht.

Den Strom hinauf führen sie Baumwollenballen, Reis, Zucker, Kaffee und andere Produkte der Tropen, herunter Felle, Mehl, Talg, gesalzenes Fleisch, Petroleum, Metallwaaren u. s. w.

Die Scenerie, welche die Ufer des Stromes, auf welchem diese mächtigen Fahrzeuge mit ihrer lebendigen und leblosen Fracht

majestätisch dahingleiten, ist so mannichfach und wunderbar, wie die Bilder einer Laterna Magica.

Elegante Herrenhäuser wechseln mit armseligen Negerwohnungen, auf den saftigen Weiden grasen fette Heerden, Orangenhaine senden ihren Duft auf den Schwingen der Luft herüber, in den Zucker- und Baumwollenplantagen arbeiten fleißige Neger, aus den Ansiedelungen ragen die Thürme der Kirchen hervor und dazwischen schiebt sich der Urwald mit seinen mächtigen, rauschenden Bäumen. Am Ufer stolziren alle Arten Sumpfvögel umher, auf einer Sandbank taucht ein Alligator auf, dessen Schuppenhaut in der Abendsonne glitzert. Das Rauschen des Wassers, das Keuchen der Maschine und das Geschrei an Bord des heranbrausenden Dampfers hat das Ungethüm aus seiner trägen Ruhe aufgeschreckt, es blinzelt tückisch mit den kleinen Augen herüber und verschwindet dann mit weithin hörbarem Geplätscher wieder in der Wassertiefe.

Weiter geht die Fahrt und der Dampfer führt die Reisenden an den Inseln vorüber, welche hier und da den Strom theilen und deren der Mississippi einige achtzig enthält.

Stromab begegnet man auch den sogenannten Flatbooten, die man nur auf amerikanischen Strömen sieht. Es sind viereckige Kasten, 60—80 Fuß lang, 20 Fuß breit und 5—6 Fuß hoch, die auf einem einfachen Floß ruhen, mit einem überhängenden Bretterdach versehen sind und an jeder der vier Seiten ein Ruder haben. Dasselbe wird jedoch nur wenig angewendet, da man die Boote von der Strömung weiter treiben läßt.

Diese an die Arche Noah erinnernden Boote werden weit draußen an der Grenze des Urwalds gebaut und mit Mehl, gesalzenem Fleisch, Talg, Mais, Butter, Eiern, frischem und getrocknetem Obst beladen, wie sie auch Heu, Tabak, Federn, Faßdauben und Reifen, und lebendiges Vieh aller Art als Ladung einnehmen.

In New-Orleans angekommen, liegen sie dicht vor der Levée, die vordere Thür des Bootes wird geöffnet und die Waaren werden zum Verkauf ausgelegt und ausgestellt.

Bald ist Alles vergriffen und die Schiffe selbst werden zu-

letzt an Händler als Verkaufsstände losgeschlagen, oder auseinander genommen und als Nutz- oder Brennholz verwerthet.

Die bisherigen Eigenthümer aber kehren, nachdem sie Ladung und Schiff glücklich an den Mann gebracht, per Dampfschiff in die Heimat zurück, um dann abermals auf einem neuen Schiff mit neuer Fracht die oben beschriebene Tour zu unternehmen.

Die Schiffer kommen vom Ohio, Missouri, Arkansas und Redriver und fahren nur am Tage. Sobald der Abend dämmert bereiten sie sich eine Mahlzeit und treiben das Schiff dem Lande zu. Einer der an Bord befindlichen Leute springt an's Ufer und befestigt das Schiff mit einem Tau an einem Baume und sobald das Fahrzeug ruhig liegt, überlassen auch die Schiffer sich der Ruhe und entgehen durch das Uebernachten am Ufer vielen Gefahren, die ihnen in der Dunkelheit der Nacht auf dem Strome begegnen würden, wenn sie die Reise fortsetzen wollten.

Für die großen Dampfer mit ihren Lootsen an Bord und einem Wächter in dem Glashause hoch oben auf dem „Hurricane-Deck" existiren entweder diese Gefahren gar nicht oder nur in geringem Grade, denn kleine Fahrzeuge werden, wenn sie nicht rechtzeitig ausweichen, von dem Koloß überfahren, Strudel und Baumstämme, denen es in den amerikanischen Strömungen eine Menge giebt, werden geschickt umgangen und die Fahrt auf einem solchen Schiff in einer stillen, mondhellen Nacht ist außerordentlich reizvoll.

Alle diese Wahrnehmungen und Erfahrungen, die von eigenthümlichen Reiz besonders für den Einwanderer sein müssen, waren dem „Weitgereisten", der jetzt zum zweiten Mal die neue Welt betrat, nichts Neues und er wendete seine Aufmerksamkeit tausend anderen Dingen zu, welche die fortschreitende Cultur und die alljährlich wachsende Einwanderung auch in diesen Gegenden eingebürgert.

So erreichte Gerstäcker die Staaten, die er schon bei seiner früheren Reise besucht, an deren Aufblühen er sich von Herzen freute und deren deutsche Colonisten ihn ganz besonders warm interessirten.

Daß von allen Freunden, die er auf dieser Tour aufsuchte, ihn Niemand freudiger begrüßte als Ernst Müller, den er in Boston

besuchte, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung, da es selbstverständlich ist, daß dieser Mann, den er nach seinem Vater am meisten liebte, mit offnen Armen empfing.

---

32. Kapitel.

Schluß.

Von seiner abermaligen Wanderung zurückgekehrt, ließ sich der rastlose Forscher vorläufig in Dresden nieder, um hier am Schreibtisch das neue Material zu Nutz und Frommen der Menschheit aufzuzeichnen und seine Erlebnisse in der Ferne in die anschauliche, lebensvolle Form zu kleiden, die alle seine Schriften auszeichnet.

Er verbreitete durch seine ungekünstelten, aufrichtigen, treuherzigen, wahren Schilderungen nicht nur eingehendere Kenntnisse und Nachrichten in Bezug auf die Länder, die er durchwandert, sondern er bereitete Tausenden von Lesern, die aus seinen Büchern nicht nur Belehrung, sondern auch Unterhaltung schöpften, angenehme Stunden, in denen sie vielleicht so manchen Kummer vergaßen und so manchen Ersatz für trübe Zeiten der Sorge und Noth fanden.

Auch die, welche wie er, das Glück in der Ferne suchen wollten, welche sich hinaussehnten in die Weite und doch zwischen den engen vier Wänden gefesselt waren, versenkten sich bei der Lectüre seiner Werke in jene bunte, ferne Welt, die ihnen daraus entgegenblickte und dankten es dem „Weitgereisten", daß er die Erfahrungen seiner Wanderungen Allen zugänglich gemacht, die sich davon belehren lassen, und seinen Schilderungen erquicken wollten.

Der Kreis, in welchem Gerstäcker in Dresden lebte, war ein äußerst anregender und interessanter und Männer wie Dawison, Herbert König, Consul Kinder u. s. w. nannte er bald Freunde.

Dieser Verkehr lockte den „Weitgereisten", der sich bis jetzt

in Bezug auf die Schriftstellerei nur auf dem Gebiete des Romans und wie bereits anerkannt worden, sogar mit großem Glück bewegt, auf anderes Feld literarischer Thätigkeit, nämlich auf das des Dramas. Es war natürlich, daß sein Interesse für das Theater durch den Kreis, den er um sich versammelt, ein äußerst lebhaftes werden mußte und bald entstand unter seiner Feder das Drama: „Der Wilderer."

Dasselbe machte jedoch kein Glück, da er weit mehr Talent zur ausführlichen, behaglichen Schilderung, von Situationen und Erlebnissen wie man sie in seinen Romanen findet, als zur knappen, dramatischen Darstellung der Charaktere, wie sie eben ein Stück erfordert, daß auf den Brettern, die die Welt bedeuten, aufgeführt werden soll.

Mehr Glück als „der Wilderer" machte entschieden sein: „Cuno, der geschundene Raubritter", ein Stück, das er der Wittwe des Schauspieldirektors Magnus schrieb, um durch die haarsträubende Raubritterkomödie Zuschauer in ihre Bude zu locken und sie aus der tiefsten Noth zu erretten.

Er erreichte seinen Zweck vollkommen, und die Ironie, mit welcher er die Elogen aufnahm, die ihm des Erfolges des Spektakelstückes wegen gemacht wurden, beweist, wie tief es ihn schmerzte, daß der „Blödsinn" oft weit mehr Anziehungskraft in der Welt ausübt, als die verständigste und geordnetste Darstellung des Menschenlebens und seiner hervorragenden Charaktere.

Nachdem er von Dresden nach Braunschweig übergesiedelt, sollte das ewigdenkwürdige Jahr von 1870 auch ihn nochmals aus der beschaulichen Ruhe des heimatlichen Familienlebens heraus- und in eine wildbewegte, wenn auch nicht so entlegene Welt, als sie bisher der Schauplatz seiner Thaten gewesen, hineinschleudern.

Im Auftrage von Ernst Keil, dem Herausgeber der weltberühmten und weltbekannten „Leipziger Gartenlaube" begab sich Gerstäcker nach dem Kriegsschauplatz als Berichterstatter für die eben genannte Zeitung.

Konnten nun die Nachrichten, die er seiner Pflicht und seines Amtes als Berichterstatter der Gartenlaube, an diese sandte, im

Ganzen und Großen auch nichts anderes enthalten, als das blutig-furchtbare Thema, das in jeder anderen Zeitung und von jedem anderen Schriftsteller dargestellt und beschrieben, so entbehren doch seine Schilderungen nicht origineller Eigenthümlichkeiten und charakteristischer Wendungen und der Weitgereiste verleugnet auch hier die Eigenschaften nicht, die ihn als einen treu und interessant schildernden Schriftsteller erscheinen lassen.

Viel hatte er erlebt, viel gesehen und viel erfahren, aber der Eindruck, den das blutige Drama, das in Frankreichs blühenden Gefilden sich abspielte, in seiner empfänglichen Seele hervorrief, war von großer, nachhaltiger Bedeutung und spricht sich nicht nur in seinen einzelnen Berichten aus, sondern auch in den Werken, die nach seiner Rückkehr vom Kriegsschauplatz, aus seiner fleißigen Feder hervorgingen.

Er schrieb die „Kriegsbilder eines Nachzüglers" und die „Franctireurs".

Nach Abschluß des Friedens versprach er der Redaktion der Cölnischen Zeitung für das Feuilleton derselben einen großen, drei Bände starken Roman. Zugleich erhielt er die Aufforderung, die Prinzen von Cohary auf einer Reise um die Welt zu begleiten.

Er beeilte sich, die angefangene Arbeit so schnell als möglich dem Ende nahe zu bringen, denn der „Wandertrieb" begann abermals sich in ihm zu regen und mit dem Frühlingssonnenschein lockte es ihn hinaus in's Weite.

Der zweite Band war vollendet und im Geiste sah er bereits das ganze Werk druckfertig. — Doch Gott hatte es anders beschlossen!

Es befiel ihn bei seiner Arbeit ein leichtes Unwohlsein und er war nicht im Stande, seine Gattin auf einer Reise nach Halberstadt zu begleiten. Er hielt jedoch das Uebel für so unbedeutend, daß sie ihre Reise deshalb nicht aufschob, während seine Tochter aus erster Ehe, die bei ihm weilte, bei ihm zu Hause blieb.

Am 31. Mai ging er sinnend in seinem Zimmer auf und ab, als ihn plötzlich ein Schwindel erfaßte und auf seinen Ruf seine im Zimmer anwesende Tochter herbeieilte und ihn in ihren

Armen auffing. Ohne Kampf verschied er, ohne Schmerz, ohne Klage ging er von hinnen!

Die Kunde, daß Friedrich Gerstäcker, der ruhelose Wanderer, so plötzlich und unerwartet zur ewigen Ruhe eingegangen, erfüllte die Herzen aller Derer, die diese Trauerkunde vernahmen, mit dem aufrichtigsten Schmerz.

Welch ein Verlust war sein Tod für seine Familie, seine hochbetagte Mutter, wie erschütterte die Nachricht: „Gerstäcker ist todt" jeden der Anhänger und Verehrer, die er durch seine Schriften sich gewonnen und wie schmerzlich wird in der Leserwelt die Lücke empfunden werden, die sein unvorhergesehenes Ende in die Tagesliteratur gerissen.

Nicht nur als Forscher, Reisender und Schriftsteller verdient Gerstäckers Name der Vergessenheit entrissen zu werden, sondern auch als das Muster eines edlen Menschen verdient sein Bild der gegenwärtigen Generation aufbewahrt, der heranwachsenden eingeprägt zu werden. Gerstäcker zeigte in seinem ganzen Auftreten, daß Willenskraft, Menschenliebe, Forscherdrang, Scharfsinn, Muth und Ausdauer als hervorragende Tugenden seinem Charakter eigen waren, er gab durch seinen Wandel und seine Thaten Zeugniß von seinen Grundsätzen und seinen gesunden, trefflichen Ansichten über das Leben, er war das Beispiel eines treuen, biederen, thatkräftigen, bescheidenen und doch selbstbewußten, warmfühlenden und doch charakterfesten Mannes.

So oft ihn die Sehnsucht und der Wissensdurst vorwärts in unerforschte Regionen trieb, so sehr ihn die Fremde mit ihren Schätzen und Wundern lockte, so blieb er trotz alledem doch ein echter Deutscher und ein treuer Sohn seines Vaterlandes.

Wenn die Wipfel des Urwaldes über ihm rauschten, wenn die Wogen des Oceans ihn umtosten, wenn die Sonne Afrikas auf seinen Scheitel brannte, wenn die Jagdabenteuer und Gefahren der Prairie sein Blut schneller strömen und seine Pulse höher schlagen ließen, immer bewahrte er sein Herz anhänglich und treu der süßen deutschen Heimath und Alles das, was er in der Fremde für die untreuen oder unglücklichen Brüder, die dem Vaterhaus den

Rücken wandten, gewirkt und gethan, alle die Lehren, durch die er in seinen Schriften Tausende vor Uebereilung und Unglück bewahrt und sie entweder dem Vaterlande erhalten oder mit solchen Kenntnissen ausgestattet, daß sie muthiger in die Fremde gehen, und dort eher zu einigem Wohlstand gelangen konnten, alle die Hülfe, die er mit Wort und That den Brüdern stets zu leisten bereit gewesen, war dies Alles nicht ein Dienst dem Vaterlande, der Menschlichkeit, der Humanität, dem Fortschritt, der Cultur?

Wie der tapfere Soldat auf seinem Schilde stirbt, aber siegt, so drang er kühn durch Hindernisse und Schranken aller nur erdenklichen Art, er trotzte wie der Krieger, kühn verborgenen und offenen Feinden, er ertrug die schwersten Strapazen, er nährte sich im Schweiße seines Angesichts und frische, fröhliche, oft auch harte, schwere Arbeit war sein Loos.

Täuschung und Schmerz, trübe Erfahrungen und bittere Stunden blieben ihm nicht erspart, allein ein „ganzer Mann" rang er sich durch und aus eigner Kraft gelangte er an das Ziel seiner Wünsche.

Aus einem segensreichen, thatenvollen Leben raffte ihn der Tod hinweg, aber nicht wie er gedacht, der dem gefürchteten unbezwinglichen Herrscher, der keinen Irdischen schont, in tausend furchtbaren Gestalten in's Auge geschaut.

Die Stürme der Cordilleren hatten ihn umbraust, die Wasserfälle des Niagara donnerten ihm in's Ohr, das Raubthier umheulte ihn Nachts in der weiten, endlosen Wüste, die wilden Stämme Australiens, die Indianer Südamerikas bedrohten den kühnen Forscher, das Weltmeer konnte ihn in seinem dunkeln Schooße betten und tückisch der Sturm ihn den Hafen im Angesicht noch an der Küste scheitern und zu Grunde gehen lassen, und siehe da — in der Heimat trat der Tod, auf den er in der Fremde so oft gefaßt gewesen, leise an ihn heran und führte den rastlosen und ungestümen Reisenden, den kühnen Jäger, den muthigen Kämpfer ahnungslos und still in jenes ferne, unerforschte Land, von dannen Keiner wiederkehrt, hinter dem sich einmal die Pforte geschlossen, und das zu ergründen, auch dem kühnsten Forscher unmöglich ist.

So schied Friedrich Gerstäcker am 31. Mai dieses Jahres aus diesem Leben, um in einer andern Welt neue Wunder mit dem Auge des Geistes, befreit von der irdischen, sterblichen Hülle, zu schauen.

— — — — — — — — — — — — —

Von allen Denen, welche die Kunde von dem Heimgange dieses seltenen Mannes mit Wehmuth erfüllte, ward wohl Niemand schmerzlicher davon berührt, als die Familie Müller, die dem Verstorbenen durch Freundesbande so eng verbunden war.

Ehe wir daher das Werk, in welchem wir das Bild des „Weitgereisten" in möglichst einfacher, treuer und lebensvoller Wiedergabe ganz besonders der heranwachsenden Jugend vor die Seele zu führen versucht haben, beenden, wollen wir den Rahmen, in welchen dasselbe gefaßt ist, damit schließen, daß wir zum Ende noch die hauptsächlichsten Momente aus dem Leben dieser Familie beifügen.

Der erste Besuch bei der Professorin Müller führte uns mit dem „Weitgereisten" zusammen und vermittelte uns gleichsam seine Bekanntschaft, lassen wir demnach einen letzten Besuch daselbst uns mit dem Einflusse bekannt machen, den Gerstäckers Person, und später seine Werke auch hier ausgeübt, und sehen wir, welche Umwandlungen die Zeit auch hier hervorgerufen, welchen Eindruck die Nachricht von dem Tod des verehrten Freundes auch hier hinterlassen.

Frau Professor Müller lebte mit ihrem Sohn Karl, der schon seit Jahren ein geachteter und tüchtiger Lehrer an einem Leipziger Erziehungsinstitut ist, in der alten bescheidenen Weise von ehedem.

Der Schmerz um den verstorbenen Gatten hatte sich mit den Jahren gemildert und sie gedachte seiner mit freundlich-stiller Erinnerung und Liebe, ohne daß der Schmerz über seinen Verlust das Bittere und Quälende hatte, was denselben in den ersten Jahren so unendlich schwer ertragen ließ.

Damals beweinte sie nicht allein den Tod des besten Freundes, sondern sie trauerte auch darüber, daß ihr und ihren Knaben der Versorger und Ernährer geraubt, und so schwach sie war, mußte sie versuchen, den Söhnen den Vater so viel als möglich

zu ersetzen und sie und sich selbst durch rastlos schaffende, nützliche Thätigkeit zu ernähren.

Wie weit es ihr gelungen war, alle Wechselfälle des Lebens zu ertragen, das Loos der Arbeit und Sorge zu erfüllen, dem alle Staubgeborenen unterworfen sind, haben wir bereits angedeutet und ebenso erwähnt, wie die Anstrengungen der Wittwe und ihrer Söhne, ihren Pflichten als nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft zu genügen, von gutem Erfolg begleitet waren, wie sie den Freund gefunden, der ihnen im gesprochenen, wie im geschriebenen Wort Belehrung, Rath und Hülfe geboten, wie die Knaben zu Männern herangewachsen und wie Ernst in der neuen Welt, Karl in der trauten Heimat, an der Seite der Mutter, seinen Platz gefunden, auf dem er wirken und schaffen konnte.

Mit den Jahren und den wachsenden Kräften der Söhne aber hatte sich auch die pekuniäre Lage der Professorin gebessert und so finden wir sie denn jetzt, bei diesem unsern letzten Besuche, in einer freundlichen, angenehmen Häuslichkeit, in deren Frieden und Stille sie dereinst in den Armen des geliebten Sohnes ihr Dasein zu beschließen gedenkt.

Die großen Ereignisse der Zeit, die Geschicke des weitgereisten Freundes, der ihrer Familie so nahe stand, die Schicksale des fernen Sohnes und alle seine Berichte aus Amerika brachten Abwechselung in das ruhige, beschauliche Leben der Professorin und von dem Sohne von Allem unterrichtet, was in der politischen und socialen Welt, in der engen Sphäre der Heimat, wie in dem unermeßlichen Umkreis der Erde vorging, begleitete sie im Geist den Sohn bei seinen Unternehmungen im fernen Westen, folgte sie dem Freunde auf seinen Reisen in den verschiedensten Ländern und brachte auch ihrem Karl ein warmes Verständniß für sein Lieblingsstudium, die Pädagogik, entgegen.

So bewahrte sie sich in ihrem engen Kreise doch den Blick für das Große und Ferne und damit eine Frische und Regsamkeit des Geistes, die sie jung und fröhlich machte.

Sie lebte neu auf in dem Glück ihrer Söhne und nach manchem schweren Kampf war es ihr beschieden, die letzten Jahre ihres

Lebens in dem ruhigen Genuß eines ziemlich behaglichen Wohlstandes zu verbringen.

Karl fühlte sich in seinem schweren, aber schönen Beruf als Lehrer außerordentlich glücklich und dankte Gott täglich dafür, daß er im Stande war, der Mutter nicht nur in materieller Hinsicht eine Stütze sein und ihr die Sorgen, die sie während seiner Jugendzeit ertragen, durch Beschaffung eines gesicherten Daseins vergelten zu können, sondern auch den geachteten Namen seines Vaters in seiner gegenwärtigen Stellung zu neuen Ehren zu bringen.

Ohne unbescheiden zu sein, durfte er sich sagen, daß er in seinem Fach Bedeutendes leistete und daß die Mutter mit Stolz und Freude auf den Sohn blickte, der mit einem warmen, zärtlichen Gemüth auch Eigenschaften des Charakters und Geistes und wissenschaftliche Kenntnisse verband, die ihn vor Vielen auszeichneten.

In den Stunden, in denen er nicht an seinen Beruf gefesselt war, verkehrte er mit Collegen, deren Charakter und Gesinnung ihm zusagte, mehr aber schloß er sich an die Mutter an und verbrachte in ihrer Gesellschaft seine schönsten Erholungsstunden.

Ein anderer hoher Genuß war es ihm, mit dem weitgereisten Freunde, den er so hoch verehrte, zu correspondiren, oder in den verschiedenen Werken seiner Feder oder den Zeitschriften, die Berichte von ihm und über ihn brachten, neue interessante Nachrichten über den bedeutenden Mann zu suchen.

Auch mit seinem Bruder Ernst, dem er aufrichtig zugethan war, obgleich er seine Wanderlust und seine Sehnsucht nach dem Fremden und Großartigen nicht theilte, stand er in lebhaftem Briefwechsel und theilte ihm Alles mit, was sich in der Heimat Merkwürdiges und Beachtenswerthes zutrug.

Und Ernst, der drüben in Amerika ebenso ein self-made Mann geworden, wie die Yankees Jeden zu nennen pflegen, der aus eigner Kraft sich zu einer würdigen und achtungswerthen Stellung im Leben hindurch gerungen, wie Karl in seinem Fache in Deutschland, schrieb fleißig an Mutter und Bruder in der trauten Heimath, die ihm nicht minder theuer war als seine zweite.

Ein Brief von Gerstäcker oder ein Brief von Ernst brachten

stets eine kleine Revolution in dem engen Cirkel der Professorin hervor und erregten jedesmal keine geringe Sensation.

So hatte Ernst jüngst mitgetheilt, daß er im Begriff stehe, Compagnon des geachteten Handelshauses in Boston zu werden, in dem er bisher angestellt gewesen und nicht nur in geschäftlich nähere Verbindung mit demselben zu treten, sondern auch in die nächsten verwandtschaftlichen Beziehungen.

Er wollte sich nämlich mit der Tochter seines Prinzipals verheirathen und als Schwiegersohn desselben sollte er nun alle die Rechte genießen, die dieser einem Sohne eingeräumt haben würde, wenn Gott ihm einen solchen geschenkt.

Ernst war jedoch nicht sofort an dieses herrliche Ziel seiner Wünsche gelangt und hatte erst, nachdem er seinem zukünftigen Schwiegervater die eclatantesten Beweise von seiner Tüchtigkeit, seinem Scharfsinn und seinen kaufmännischen wie bürgerlich-menschlichen Tugenden gegeben, das Versprechen bekommen, die Hand der Tochter, die Prokura und später das ganze große Geschäft zu erhalten.

Nicht mit leeren Händen und nur als Commis und Reisender in dem Hause ihres Vaters aber wollte er vor seine Braut, die anmuthige Susy, treten, sondern erst, nachdem er auf eigne Hand sich in glückliche Speculationen eingelassen und auf mehreren Reisen, die er zwar für die Firma seines Hauses unternahm, auf denen er aber auch an den eignen Vortheil dachte, ziemlich gute Erfolge gehabt, und so eignes nicht ganz unbedeutendes Vermögen erworben, bat er um die Hand Susy's und der Vater der zukünftigen Braut, dem es nicht entgangen war, daß seine Tochter in Ernst nicht nur einen treuen, ehrenhaften Gatten, sondern auch einen Mann finden würde, der im Stande war, sie unter allen Wechselfällen des Lebens zu ernähren und sie vor Noth und Mangel zu schützen, da die Arbeit sein Losungswort war, gab gern seine Einwilligung zu dem Bunde, welchen die beiden jungen Leute mit einander geschlossen.

Der Amerikaner hatte mit scharfem Blick erkannt, daß Ernst in Bezug auf seine kaufmännischen Tugenden ihm selbst nichts nachgab. Daß er in Bezug auf seinen Charakter als Mensch

damit auch deutsche Vorzüge, wie Treuherzigkeit, einen harmlosen, unverwüstlichen Humor, Treue, Dankbarkeit und Anhänglichkeit verband, erhöhte nur noch die gute Meinung, die er von allen Anfang von dem jungen Deutschen gehegt.

Er stellte sich anfangs etwas unzugänglich und hartherzig, als er aber sah, daß der junge Mann sich nicht eigennützig und ohne jede Anstrengung in sein „warmes Nest" hineinzusetzen, sondern sich vielmehr die Achtung seines Prinzipals und die Zuneigung seiner Tochter durch redliche Arbeit zu verdienen suchte, so kehrte er bald die freundliche, wohlwollende Seite seines Wesens heraus.

Er hieß Ernst nicht nur als Theilhaber und Procuristen der Firma willkommen, sondern gab auch seine Einwilligung, daß er sich mit seiner Tochter verlobte, um sobald als möglich sie als Gattin heimzuführen.

Nachdem Frau Professor Müller in Leipzig lange Zeit nichts von dem Sohne in Amerika gehört und ihr zärtliches Mutterherz mit den bängsten Befürchtungen in Bezug auf den unternehmungslustigen Ernst sich quälte, traf endlich der langersehnte Brief ein, welcher so viele frohe Botschaften, wie wir sie hier kurz angedeutet haben, enthielt und natürlich keine geringe Freude bei Mutter und Sohn hervorrief.

Da Beide den innigsten Antheil an dem Glücke Ernsts nahmen und es der Mutter, die nie etwas Höheres gekannt, als das Glück ihrer Kinder, nicht in den Sinn kam, dem Sohne ihren mütterlichen Segen zu seiner bevorstehenden Vermählung vorzuenthalten, so beschloß sie, in den nächsten Tagen an ihn zu schreiben, ihm ihre innigsten Segenswünsche zu übersenden und überhaupt durch die Nachricht, daß sie mit Karl sich wohl und glücklich fühle, und mit ihm die Freude über sein Glück theile, zur Erhöhung seiner frohen Stimmung beizutragen.

Auch Karl wollte natürlich dem Brief der zärtlichen Mutter einen eignen Bericht über seine Pläne, Absichten und Erlebnisse beifügen und versprach der Professorin nach Beendigung seiner Unterrichtsstunden den Brief zu schreiben, um denselben am nächsten Tag zur Post befördern.

Während er seine Pflicht als Lehrer erfüllte und die Mutter daheim bei einer Handarbeit die Gedanken zu dem fernen Sohn schweifen ließ, der in seinem Charakter eine gewisse Aehnlichkeit mit dem ewig-wandernden Freunde, mit Gerstäcker, besaß, wenn er auch nicht so unermüdlich von Land zu Land pilgerte und auch nicht so bedeutende Kräfte des Körpers wie des Geistes besaß, wie der kühne Reisende, während sie mit ihren Gedanken in die Kindheit der Söhne zurückkehrte und sich der Sorge erinnerte, mit welcher sie wahrgenommen, wie feurig Ernst die fesselnden Erzählungen des weitgereisten Freundes aufnahm und wie die lebendigen Schilderungen der neuen Welt den Knaben so lange gelockt, bis er wirklich ausgewandert war und sich nun „drüben" ein neues Heim gegründet, war es ganz natürlich, daß die Professorin auch des Mannes gedachte, dem ihre Söhne soviel zu verdanken hatten.

Sie hatte längere Zeit nichts von Gerstäcker gehört, da seit dem Kriege von 1870 ihre, oder vielmehr Karl's Correspondenz mit dem Freunde in's Stocken gerathen. Nur seine „Kriegsberichte" gaben Nachricht von dem rastlos thätigen Reisenden und zeigten, wie durch Strapazen und Anstrengungen aller Art sein kühner Muth nur gesteigert, seine volle Lebenskraft immer stärker, sein Wille immer eiserner geworden.

Jetzt nahm sie sich vor, einige Zeilen an den vielbeschäftigten Mann zu senden, ihm Ernst's Erfolge und Glück, sowie seine zärtlichen Grüße zu übermitteln und ihn zu ersuchen, doch die alten Freunde in Leipzig nicht so ganz ohne Nachricht über sein Befinden, sein Thun und Treiben zu lassen.

Während so ihre Gedanken zwischen dem fernen Sohn und den weitgereisten Freunde hin und herwanderten, wurde draußen geläutet und der Briefträger brachte einen Brief an Karl adressirt und zwar aus Braunschweig.

Natürlich konnte dieser Brief nur von Gerstäcker selbst sein, mit dem sie sich im Geiste eben so lebhaft beschäftigt und die Professorin legte erfreut den Brief auf den Schreibtisch des Sohnes, ohne weiter die Handschrift zu beachten.

Sie konnte sich kaum bis zu Karls Rückkehr gedulden und

sobald er nach Hause kam, theilte sie ihm das große Ereigniß sofort in ihrer lebhaften Weise mit, die sie stets annahm, sobald irgend etwas sie beschäftigte und aufregte.

Karl war ebenfalls hocherfreut, als er den Brief erblickte, sobald er aber die Handschrift der Adresse genauer betrachtet hatte, sagte er verwundert:

„Der Brief kann nicht von unserem Freunde sein, das ist nicht seine Schrift. Ich kann mir aber gar nicht denken, wer sonst von Braunschweig aus an mich zu schreiben hätte. Jedenfalls will ich diesen Zweifeln sogleich ein Ende machen und den verhängnißvollen Brief entfalten!"

Hastig riß er das Couvert auf, sobald er aber das Blatt auseinandergeschlagen und die ersten Worte gelesen hatte, veränderte sich der heitere, gespannte Ausdruck seines freundlichen Gesichts, er ward auffallend bleich, ein heftiges Zittern lief durch seinen Körper, er sank auf den Stuhl, der vor dem Schreibtisch stand und keines Wortes mächtig, reichte er der Mutter den Brief.

Diese hatte mit Schrecken die plötzliche Veränderung in den Zügen des Sohnes wahrgenommen und wußte nicht, was sie davon denken sollte, sobald sie aber den Brief gelesen, begriff sie, was ihn so schmerzlich bewegte.

Das Blatt enthielt die Nachricht von dem am 31. Mai 1872 plötzlich erfolgten Hinscheiden des verehrten Freundes, Friedrich Gerstäcker!

Ein Karl befreundeter junger Mann, der mit ihm studirt, ebenfalls in Leipzig Lehrer gewesen, jetzt aber in Braunschweig angestellt war, hatte es für seine Pflicht gehalten, Karl diese Trauerbotschaft zu übersenden.

Er war mehrmals im Hause des berühmten Reisenden gewesen und hatte ihm bei seiner Uebersiedelung nach Braunschweig die Grüße der Professorin und ihres Sohnes überbracht und obgleich er mit Karl nicht in so vertrauten Beziehungen stand, daß er eine lebhafte Correspondenz mit ihm geführt hätte, so glaubte er es ihm doch schuldig zu sein, ihm den Tod des Freundes zu melden, ehe die Zeitungen die Kunde davon zu ihm trugen.

Lebhaft, aufrichtig und allgemein war die Trauer, die man überall um den seltenen Mann, den kühnen Reisenden, trug, tiefer aber ward sein Verlust nicht empfunden, als von der Professorin und ihrem Sohne Karl.

Ihr Schmerz war ein stiller und wehmüthiger, aber gerade dieses stille Leidtragen zeigte, wie tief ihre Herzen von diesem unerwarteten Schlag getroffen waren.

„So ist denn wahr", hob die Professorin nach der ersten langen Pause an, in welcher sie sowohl wie ihr Sohn versucht hatten, sich zu fassen, „daß uns Sterblichen ein reines, ungetrübtes Glück nicht vergönnt ist! In dem Augenblick, wo wir im Begriff standen, dem Freund von den Erfolgen unseres Ernst in Kenntniß zu setzen, wo wir ihm so viel Gutes von seinem Liebling mittheilen wollten, erhalten wir die Nachricht von dem Tode des Mannes, der uns nach unserem Vater der theuerste Freund gewesen! Wie schnell hat ihn sein letztes Stündlein ereilt, wie unerwartet für ihn, wie schmerzlich für uns Alle! Was wird Ernst empfinden, wenn er diese traurige Kunde erhält!"

„Und doch ist dieser sanfte, schöne Tod", sagte Karl, der sich inzwischen gefaßt hatte und jetzt, nachdem die Erkenntniß des Unabänderlichen ihm zum klaren Bewußtsein gekommen, bemüht war, die Aufregung der Mutter nicht dadurch zu vermehren, daß er sich seinem Schmerz zu rückhaltlos hingab, „und doch ist dieser Tod, das wunderbare Ende eines langen, an Thaten und Erlebnissen, an Erfahrungen und Wohlthaten für Andere so reichen Lebens, ein wohlthuender Abschluß eines Daseins, das seiner inneren Quelle und seinem Ursprung nach lauter, mächtig und rein dahinfloß, doch aber von Außen durch Dissonanzen und grelle Contraste oft verbittert ward. Wie schmerzlich wäre es dem entschlafenen Freund gewesen, wenn er bei der ungetrübten Macht seines hellen Geistes ein langes Siechthum hätte ertragen müssen, wie traurig wäre es, wenn das Bild des geliebten Mannes, der vor unserer Seele als der Inbegriff muthigen, unerschrockenen Ringens steht, dadurch verdunkelt und abgeschwächt würde, daß vielleicht seine physischen Kräfte die alten rüstigen geblieben, aber sein klarer

Geist sich umdüstert und abgenommen. So schmerzlich mir sein Verlust ist, so kalt es im Augenblick vielleicht klingen mag, so sage ich doch, daß dieser Tod, der plötzlich den Muthigen als seine Beute wegraffte, in der Fülle der Kraft, in dem Bewußtsein nützlich-segenbringender Thätigkeit, ein schöner, glücklicher ist. Der Mann, der in tausend Gefahren dem Tod als seinen Kameraden so oft in's Auge geschaut, ist ohne Kampf und Schmerz in ein besseres Leben eingegangen und die Erde, die er so oft durchwandert, auf der er so selten Ruhe und Rast gefunden, gebe ihm jetzt in ihrem stillen Schooß den Frieden, den er im Leben nicht gefunden!"

„Ja, leicht sei dem Freunde die Erde und sein Andenken ein gesegnetes", fiel Karl's Mutter ein.

„Das wird es auch sein", sagte Karl. „Ein Mann wie unser Freund hat seinen Namen selbst der Mitwelt in so vielen schönen, lehrreichen Werken, wie er sie geschrieben, eingeprägt und dafür, daß dieser Name bei seinen deutschen Brüdern nicht in Vergessenheit gerathe, hat er selbst am besten gesorgt. Des Mannes Werke sind das Denkmal, das er sich selbst errichtet, und die Achtung und Liebe Derer, die ihm im Leben nahe gestanden, die ihn aus seinen Büchern kennen gelernt, oder in Zukunft kennen lernen werden, sind der schönste Lohn für die Ausdauer und Aufopferung, mit der er seinen Platz im Leben ausgefüllt, als ein ganzer deutscher Ehrenmann!"